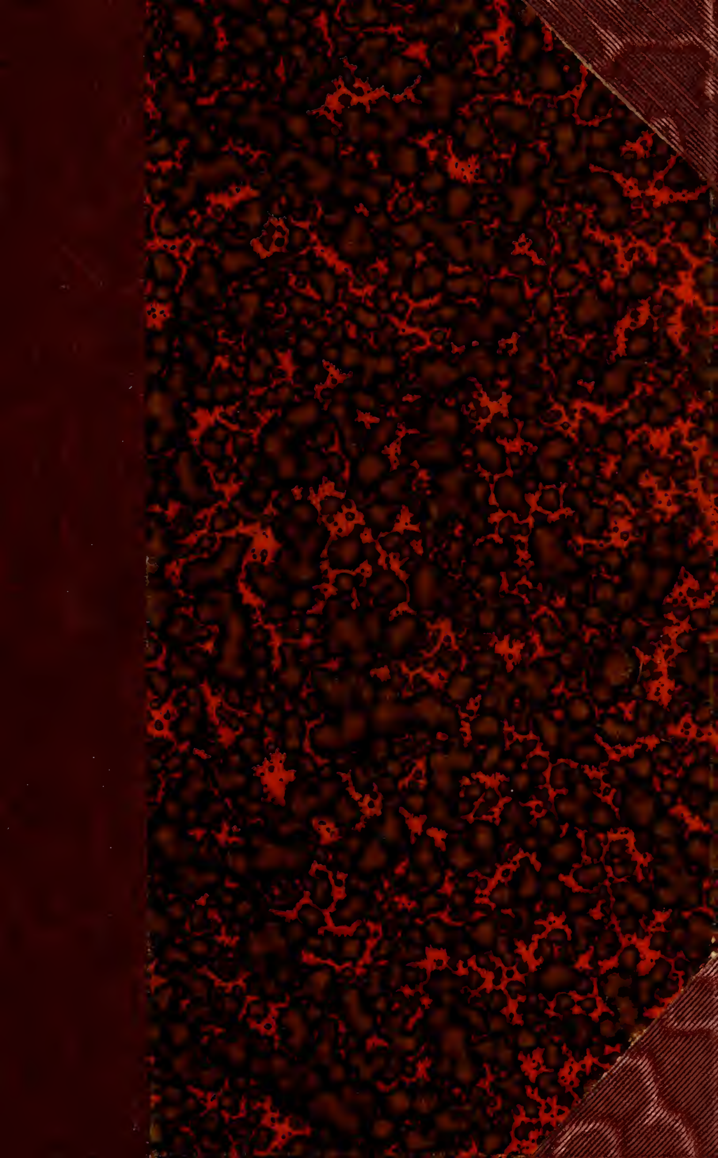


Aus aller Herren Ländern.

Gesammelte Erzählungen und Skizzen

von

Adolf Schirmer,

Verfasser von „Lütt Hannes", „Wilford", „Familiendämon" 2c.

Erster Band.

Leipzig.

Fr. Wilh. Grunow.

1866.

Inhalt.

Am Westfjord.

Eine norwegische Novelle.

I.

Der Schauplatz dieser kleinen Erzählung ist eine Gegend, welche von den Novellisten gar selten in den Bereich ihrer Dichtungen gezogen wird, und die vielleicht kaum einer der Leser dieses Buches betreten hat. Wir reden von einem Theile der Nordwestküste Skandinaviens, und zwar von jener Küste Norwegens, welche südwestlich von den Finnmarken, der nördlichsten Provinz des Reiches, an jener gigantischen Meeresbucht liegt, die Westfjord genannt wird und von zahllosen kleineren Fjorden ausgezackt ist, wie alle jene schmalen Meeresbuchten heißen, die, von steilen Felsenabhängen umgrenzt, gewissermaßen die Thäler des sich bis schroff an's Meer emporthürmenden Kjölengebirges bilden, dieser Fortsetzung der lappländischen Berge.

Hier offenbart sich dem staunenden Blicke eine wunderbar prächtige, wildromantische Natur, die stellenweise erhabener und düsterer ist, als manche Scenerie der ungleich höheren Schweizer oder Ty-

roler Berge. Viele der zerklüfteten Felsenmassen des Gebirges, hoch oben zu schmalen Fjelden oder Bergebenen sich abplattend, auf denen weder Sträucher noch Gräser wachsen, senken sich bei zweitausend Fuß horizontal in das Meer, dessen breite, dunkelgrüne Wogen an ihrem Fuß gleichmäßig emporschnellen und schäumend zerstieben. Hier und dort an einigen Fjorden trennt die Flut von den wildgezackten Felsen ein schmaler grüner Landstrich, und dort ist's, wo die Bewohner dieser Gegenden mehr oder weniger vereinzelt ihre Asyle aufgeschlagen haben. Hinter diesen roh gezimmerten Holzhäusern, deren oft nur zwei oder drei in einem Fjord beisammen stehen, steigen dunkle Tannenwälder bergan, ragen mit Einsturz drohende Klippen hervor, auf denen verwegen die schlanke Birke wurzelt. Daneben dehnen sich Schluchten, die oft tief in's Land hineingeschnitten sind, und in denen zerrissene Felswände, übereinandergethürmtes Steingerölle und wild verwachsenes Gehölz den Blick wie den Fuß des Wanderers am Eindringen verhindern.

Der Norweger, der in diesen meist elenden Holzhäusern den kurzen Sommer wie den starren, eisigen Winter, welcher drei Viertel des Jahres umfaßt, gleichmüthig verbringt, und dessen zähe, kräftige Natur jeder Unbill des Klimas lachend zu trotzen weiß, hat von seinem Häuschen nur wenige

Schritte bis zum felsigen Strand, an dem sein Boot sich an der Kette schaukelt, oder auf dem es bei stürmischer Brise hinaufgezogen liegt.

Vor ihm blitzt fort und fort das Meer mit seinen Riffen und malerisch sich hervordrängenden kahlen Klippen, die Scheeren genannt werden. Wirft er den Blick über das Flutgewimmel hinaus, dann sieht er in der Ferne die wunderlich gestalteten Lofodden, diese vielgezackte, wildzerklüftete Felsenkette, welche im Norden den Westfjord abschließt und, in steiles Felsgestein und klippige Inselchen sich verlierend, einen Theil des Horizontes begrenzt. Und schaut nun der rauhe Sohn des Nordens hinter sich, über das hinweg, was er seinen häuslichen Herd nennt, dann gewahrt er über diesen düstern Schluchten, den Tannenmassen, den vielgestaltigen Felsen, ja, über den unwirthbaren Fjelden die Zacken und Nadeln des Hochgebirges, von Gletschern und Schneefeldern umkränzt, und, über Alles hervorragend, die riesigen Formen des Sulitelma mit seinem ewigen Eis.

Wenn die Sonne hinter den Bergen emporsteigt, dann flammen wunderbare Farbenspiele an den Lofodden auf, dann gleicht der ferne Spiegel des Meeres einem großen Brande, und steigt sie in den Ocean hinab, dann blitzen die Gletscher des Sulitelma, und die Schneefelder des Hochgebirges stehen in Rosenglut, während die feuchten

Meeresnebel über den Fjords und den Schluchten dampfen.

Was sind den Normannen, die hier am Westfjord herum wohnen, alle diese erhabenen Naturschönheiten? Sie beachten kaum die Pracht ihrer Heimat, denn es geht ihnen nicht allein der Sinn für alles Ideale ab, sie haben auch ihr ganzes Dichten und Trachten darauf zu richten, wie sie in ihren unwirthlichen Einöden ihre Existenz sichern. Das Meer aber, an dem sie wohnen, bietet ihnen hierzu die Mittel, ja, bereichert verhältnißmäßig Viele von ihnen. Wie sind die einsamen Lofodden und die Küsten am Westfjord vom Februar bis Mai belebt! An zwanzigtausend Fischer, meist hochgewachsene, breitschulterige, kräftige Menschen mit blauen Augen und blondem Haar, haben sich in tausenden von Booten und sonstigen kleinen Fahrzeugen zum Dorschfang eingefunden, hier wird der Fisch, der später als Kabeljau und Stockfisch die Runde um die Welt macht, auf den flachen Klippen geschlachtet, eingesalzen, gedörrt, und zahllose Hände rühren sich dabei, während aus den rauhen Kehlen, die Branntwein und Grog angefeuchtet haben, tausendstimmig melancholische norwegische Lieder ertönen. Ist die Fischfangzeit vorüber, die den Leuten gewissermaßen ein Volksfest bringt, eine lustige Abwechselung in ihr eintöniges Leben, dann zerstreuen sich diese zu ihren ver-

schiedenen Fjords, jene führen die erbeutete und zusammengekaufte Waare zu den südlicheren Handelsplätzen, und es wird wieder still an den Lofodden und den Küsten, die Bewohner derselben haben wieder Zeit, ihren Hausbedarf zu beschaffen, und ihre einzige Zerstreuung besteht in der Sonntagswasserfahrt zur vielleicht stundenweit entfernten Kirche, deren Sprengel bisweilen mehrere Meilen umfaßt.

Der Leser ist jetzt mit der Oertlichkeit vertraut, in welche wir ihn zu führen haben, er folge uns zu dem vornehmsten der drei kleinen Häuser, welche hart am Strande in einer Bucht liegen, von wo aus man die großen, zu den Lofodden gehörigen Inseln Ost- und West-Vaagen gerade gegenüber erblickt. Zu der Zeit, in welcher diese Geschichte beginnt, gehörte das größere dieser Häuser Clas Sörensen, dem Sorenskriver, das heißt dem geschwornen Schreiber, der in seinem Distrikte Richter erster Instanz ist und dem aus zwölf Thingsmännern gebildeten Thing oder Geschwornengerichte vorsteht.

Sörensen war nicht nur Sorenskriver, er hielt auch eine Krämerei und versorgte damit die Fischer der Umgegend auf viele Meilen; denn Alles was der Küstenbewohner braucht, war bei ihm zu finden, vom unentbehrlichen Branntwein an bis zum ebenso nöthigen kleinsten Werkzeuge oder Fischergeräth. Das alles hing oder stand übereinander-

gehäuft im Vorderraum seines Häuschens, der so den Laden bildete.

Clas Sörensen galt in der ganzen Gegend für einen reichen Mann; er hatte mindestens, so behauptet man, seine 10,000 Reichsbankthaler im Geldkasten liegen.

Er war ein kräftiger Fünfziger, mit rothem, vollen Gesicht, schlauen Augen und schneeweißem Haar. Seine Schlauheit im Handel war sprichwörtlich geworden, daher traute man seinem ehrlichen Aussehen nicht sonderlich.

Die Frau und eine Tochter Sörensens waren vor Jahren gestorben. Er hatte jetzt nur einen Sohn noch.

Olaf betrieb die Fischerei, da sein Vater nur noch dem Handel oblag. Waren eine zeitlang nach dem großen Fischfang die Stockfische zur Beförderung nach den Abladeplätzen geeignet, dann wurden sie in eine kleine, Sörensen gehörige Galeasse verpackt, ein Fahrzeug mit großem und kleinem Besahnmast. Olaf, dem einige Fischer beigegeben wurden, die Knechtsdienste verrichteten, fuhr dann nach Drontheim, Christiansand, ja selbst bis Bergen, die Waare zu verkaufen.

Jetzt lag die Galeasse in der Bucht vor Anker, Gaffel und Topsegel waren eingereeft. Der Sohn des Hauses war erst kürzlich heimgekehrt und hatte gute Geschäfte gemacht.

An einem Freitage war's. Vater und Sohn saßen gegen Abend in einem kleinen Zimmer, das unmittelbar an den zum Laden umgestalteten Vorraum des Häuschens stieß, einander gegenüber. Auf dem Tische, der sie von einander trennte, standen zwei große Gläser, mit Grog gefüllt. Der Alte und Olaf tranken abwechselnd ziemlich herzhaft von dem heißen starken Gemisch, bewahrten aber dabei die wortkarge Weise des Norwegers.

Olaf war ein großer, starker und, wenn man die etwas rohen, nationalen Schönheitsbegriffe seiner Landsleute als maßgebend annimmt, ein sehr hübscher junger Mann. Er hatte ein blühendes Aussehen, eine gewaltig breite Brust, flachsgelbes, glattes Haar, eine freie Stirne und lichtblaue Augen, die, je nach den Umständen, bald trotzig kühn zu funkeln vermochten, bald recht treu und herzgewinnend umherblickten. Seine Haltung war zuversichtlich, man sah recht deutlich, daß er auf seine Kraft und seinen Muth große Stücke hielt, wenn er gleich nicht anmaßlich in Wort und Geberde war. Er trug die Kleidung der Seeleute seiner Gegend, die lange Jacke aus grobem Zwilch mit den riesigen Seitentaschen, in denen die kurze Pfeife, ein Messer, der Kautabak und der Knasterbeutel ihren Platz haben, und hatte die bis über's Knie reichenden, mit Seehundsthran getränkten

Wasserstiefel nicht abgelegt, während sein Hut, ein mit Wachstuch überzogener, breitkrämpiger Südwester, auf der kleinen Bank neben ihm lag.

Beide Männer dampften schweigsam aus ihren kurzen Pfeifen. Olaf schaute wie träumerisch vor sich hin, Clas Sörensen aber warf von Zeit zu Zeit einen heimlichen Blick aus den Winkeln seiner schlauen Augen auf seinen Sohn.

Endlich nahm er einen tüchtigen Schluck Grog, strich sich dann mit der äußeren Handfläche über den Mund, legte die Pfeife hin, stemmte den Kopf auf beide Fäuste und brummte: „Olaf, ich will Dir was sagen."

„Ich höre, Vater!" antwortete der junge Mensch lakonisch, indem er den Blick auf den Vater richtete, ohne auch nur einen Zoll breit seine Stellung zu verändern.

„Am Sonntag", fuhr Sörensen fort, „wenn wir zur Kirche fahren, treffen wir wieder mit Lundgreens zusammen."

„Das wird wohl so sein," versetzte der Sohn phlegmatisch.

„Du warst nicht drüben bei ihnen, seit Du von Bergen zurück bist?"

„Nein."

„So hast Du sie seit drei Monaten nicht gesehen."

„Auf das wird's herauskommen."

„Drängt Dich auch nicht besonders, ihren guten Grog zu verkosten, he?“

„Ihr meint wegen der Ilda, Vater? Nun, ich kann mir denken, wie sie aussieht, — nicht viel anders, als vor drei Monaten, frisch, hübsch und kernfest!“

„Hoho! Wenn sie sich nun abgehärmt hätte und hohlwangig aussähe, weil ein Bursche, den sie sich in den Kopf gesetzt hat, sich nach der Heimkehr gar nicht nach ihr umthut?“

„Das ist Larifari, Vater,“ versetzte Olaf trocken, nachdem er bedächtig eine mächtige Rauchwolke von sich geblasen hatte, „unsere Mädchen sind nicht wie die zimperlichen Stadtmamsellen von Bergen oder Drontheim, sie sterben nicht so leicht vor Sehnsucht und werden eben so wenig mager davon.“

„Ich will Dir sagen, Junge,“ erwiederte Sörensen auflachend, „Du redest wie einer, dem das Mädchen nicht gefällt.“

„Warum das?“ war Olaf's gleichmüthige Antwort. — „Die Ilda ist schön und rührig, und lustig ist sie auch. Sie gefällt mir schon, muß man aber darum einer Dirne nachlaufen?“

„Das mögen die anderen Burschen unseres Fjords schon denken,“ warf Sörensen mit lauerndem Blicke hin, „denn sie machen sich immer ein Gewerb bei Lundgreen. Gib Acht, auf einmal wird's heißen: Die schöne Ilda, die reiche Ilda heiratet.“

„Und der, den sie heiratet, wird von Glück sagen können," antwortete Olaf so trocken wie zuvor und den Arm aufstemmend, „denn Ilda Lundgreen ist nicht allein hübsch, sondern auch brav, wie ich glaube. Hm, er wird zu beneiden sein!"

„So beneide Dich selbst, Eisbär!" rief Sörensen so heftig lachend, daß er husten mußte und kirschroth im Gesichte wurde.

„Wie das?" fragte der junge Mann, ohne auch nur in Miene und Geberde um ein Haarbreit von seinem Pflegma abzuweichen.

„Nun," versetzte Sörensen, listig zum Sohne hinüberblinzelnd, „während Du in Bergen warest, kam der Lundgreen herüber mit seinem rothköpfigen Jungen, dem Jan, und da haben sie mir beide vertraut, daß die Ilda Dich möcht', und gemeint, Ihr würdet ein stattliches Paar abgeben. Und das mein' ich auch."

„Ein netter Werber, der Jan!" bemerkte Olaf gelassen, aber spöttisch. — „Hab' ihm vor drei Monaten im Strandwirthshause beim Kartenspiel, wo er mich betrügen wollte, Eins versetzt, daß er die Stiefelsohlen in die Luft kehrte. Wie kommt's, daß er mich zum Schwager haben möcht'?"

„Ich denk'," antwortete Sörensen schlau lächelnd, „er hätt' gern die Schwester aus dem

Hause, um mit dem Alten besser umspringen zu können. Jetzt läßt's die Ilda, die Festigkeit hat wie ein Mann, wenn's darauf ankommt, nicht so angehen."

„Ja, ja," sagte Olaf langsam halb vor sich hin, „das hat sie, einen eisernen Kopf trotz ihrer Munterkeit. Hm," fuhr er lauter fort, den Alten bedächtig anblickend, „und was habt Ihr den Beiden gesagt, Vater?"

„Daß mir der Handel recht wäre und Dir wohl auch, daß ich Dir die Sache vortragen wolle, sobald Du zurückkommen würdest, und wir dann nächstfolgenden Sonntag nach der Kirchenstunde die Sachen in Ordnung bringen könnten. Lundgreen hat was von 4000 Reichsthalern Mitgift fallen lassen. Uebermorgen haben wir uns auszusprechen. Ich möchte wissen, wie Du darüber denkst?"

Sörensen, noch immer seinen weißhaarigen Kopf mit beiden Fäusten stützend, richtete seine zwinkernden kleinen Augen fest auf den Sohn.

Dieser blies mit äußerster Seelenruhe eine Tabakswolke von sich, bevor er sich zur Antwort anschickte.

„Hm," sagte er bedächtig, „Ihr habt vorhin ganz richtig bemerkt, Vater, daß mir der Handel auch recht sein werde. Ich sehe nicht ein, warum ich die Ilda nicht heiraten sollte? Abgemacht!"

„Das heißt Sonntag nach dem Gottesdienst,“ versetzte Sörensen schmunzelnd, „denn es ist doch noch Allerlei zu besprechen. So viel steht übrigens vorläufig fest, daß Ihr bei mir wohnt, es ist da Raum genug für uns. Junge,“ setzte der Alte mit vor Freude glühendem Gesichte hinzu, „mir ist's lieb, daß Du Dich nicht lange bedacht hast. Gib mir Deine Hand!“

Olaf reichte dem Alten seine kolossale Rechte hinüber, ohne auch nur eine Miene zu verziehen.

„Ihr macht so viel Wesens daraus, Vater!“ sagte er trocken, indem er die Hand, nachdem sie geschüttelt worden war, zurückzog, um phlegmatisch seine Pfeife auszuklopfen.

„Höre, Junge,“ versetzte Sörensen, „ich möchte Dir aber doch wohl rathen, bei der Sache selber etwas mehr Wärme aus Dir herauszuspinnen, zum Henker, sie dürfen sonst drüben glauben, sie hätten statt mit dem Sohne des Clas Sörensen mit einem Eisblock zu thun! Bis Sonntag sind noch so und so viel Stunden hin, Du könntest also doch wohl, um nicht ganz den nüchternen Liebhaber zu machen, inzwischen die Lundgreens einmal besuchen, dem Alten und der Ilda die Hände schütteln.“

„Und dem rothen Jan sein Seehundsfell klopfen, meint Ihr nicht?“ antwortete Olaf lachend. — „Mir scheint, Vater,“ fuhr er fort,

„Ihr sähet es nicht ungern, wenn ich gleich heute Abend hinüberrojen wollt'! Geht aber nicht. Seht nur da hinaus, seit wir da schwatzen und Grog trinken, ist draußen böses Wetter geworden, und die See hat eine Deining! Zum Teufel, ich muß hin, an die Galeasse eine zweite Kette legen, oder wenn's sein muß, einen zweiten Anker in den Grund peilen, und mit den Leuten die Boote auf den Strand hissen."

Olaf sprang auf. So phlegmatisch wie er vorhin gewesen war, so behende war er jetzt, trotz seiner kolossalen Gestalt. Mit einem Sprunge war er im Vorraum des Häuschens, und im nächsten Augenblicke an der Thür. Er hatte in der Eile sogar seinen Hut vergessen, jetzt flatterte sein Flachshaar im Winde, wie er so über den Fjord hinaus den Himmel prüfte.

Sörensen war dem Sohne nachgesprungen und drängte sich jetzt an ihm vorbei.

„Element noch einmal," rief er, „das ist mehr als vollhandig Wetter, das gibt einen Sturm."

„Ich dachte mir's beinahe vorhin schon," antwortete Olaf, „denn der Wind krimpte auf von West durch Süd nach Ost! Wir müssen an die Arbeit, und uns vorsehen. In einer halben Stunde haben wir den Spaß!"

„Holla, Jungens," brüllte Sörensen nach einer Art kleinen Bretterverschlags hin, der an das

Haus lehnte und ein Fenster und eine kleine Thür hatte. — „Seid Ihr da? Swensen, Peter, Romsöe, es gibt Arbeit!“

Die drei angerufenen Knechte, welche beim Nachtessen waren, schoben aus dem Verschlag hervor, warfen einen Blick über sich und einen anderen auf die See, und trabten sogleich schwerfällig an's Ufer.

Olaf sprang ihnen nach.

„Sorrt auch die Fässer gut an die Klampen, daß sie nicht dwarreln!“ rief ihnen Sörensen nach, der am Hause stehen blieb, da er nicht mehr gewohnt war, selbst mit Hand anzulegen.

„Wollen's schon kriegen!“ rief Olaf zurück.

Die Arbeit war bald gethan, die Boote waren eingezogen und alle Vorkehrungen getroffen, dem Sturme zu begegnen.

Der Himmel hatte sich indessen verfinstert, furchtbare düstere Wolkenmassen thürmten sich mehr und mehr auf und hingen tief und verderbenschwanger über Meer und Felsgestein herab. Ein Orkan brauste über die Flut daher und wühlte die See auf, daß sie haushohe Wogen emporschleuderte. Tausend und aber tausend weiße Schaumköpfe blitzten über dem jetzt schwärzlichen, sturmgepeitschten Elemente auf und jagten einander in wilder Flucht. Die Bucht allein war vor dem Toben geschützt, hier war der Wellenschlag

wohl heftig, doch nicht der Galeasse und dem sonstigen Eigenthum Sörensen's und dem der anderen daneben wohnenden Fischer gefährlich. Wohl zwanzig Mann tummelten sich am Strande, auf jedes Unvorhergesehene gefaßt.

Es war erst um die Dämmerungsstunde, aber der losbrechende Sturm, der einen Regenguß den Leuten in die trotzigen Angesichter schleuderte, ließ mit seinen Wolkenungethümen Land und Meer wie in Nacht eingehüllt erscheinen.

Die Weiber und Töchter der Fischer hielten sich vor den Hütten auf, oder halfen mit ihren Knaben den Männern. Neben Sörensen, an der Thüre, stand die alte Edda, eine Verwandte des Sorenskrivers, die seine Wirthschaft besorgte.

Plötzlich kreischte sie auf und streckte ihre Hände nach der See aus. Ihr Auge, scharf wie das eines Seeadlers, hatte dort erblickt, was den Anderen noch entgangen war.

„Eine Brigg!" schrie sie.

Alles, was am Strande herum beschäftigt war, starrte über den Fjord hinaus auf das Flutgewimmel. Der Ausruf der alten Frau ging jetzt von Mund zu Mund. Eine zweimastige Handelsbrigg, von den Wogen hin und hergeworfen, ward in der Ferne sichtbar. Sie kam näher und näher.

„Sie kann nicht die See halten," rief Sören-

sen, „sie wird auf die Scheeren getrieben, sie muß stranden!“

„Was mag's für eine Brigg sein?“ schrie er gleich darauf seinem Sohne zu.

„Eine dänische!“ brüllte Olaf zurück.

„Sie hat schon den Klüverbaum verloren!“ schrie einer der Fischer.

„Ich sehe jetzt den großen Mast nicht mehr!“ rief Olaf unmittelbar hinterher. — „Sie haben ihn gekappt!“

Einige Augenblicke später flammte von der Brigg, die bald verschwand, bald emporgeschleudert auf der Höhe der Wogen schwebte, ein Blitz auf. Ein Donner folgte dem Blitz und tönte nur schwach durch das Sturmgeheul.

„Sie geben das Nothsignal,“ sagte Olaf mit finsterer Miene, „und wir können ihnen nicht beispringen, es wäre vergeblich, unsere Böte würden an den Klippen zerschellen! Das Einzige, was wir thun können, Leute, ist, daß wir Acht geben, sobald die Brigg auf den Scheeren auseinanderberstet, ob nicht welche von den Schiffern in die Bucht geschleudert oder hierhergespült werden.“

„Hoho,“ rief der Knecht Romsöe, „es sind dänische Hunde!“

„Es sind Menschen, Du Schuft!“ zürnte Olaf. „Leute,“ schrie er dann, „haltet Taakel bereit,

daß man sie ihnen über die Brandung zuwerfen kann, wenn es ihnen gelingen sollte, im Boot bis hierher zu kommen!"

Die Brigg war jetzt der Bucht so nahe, daß man vom Strande aus in der Dunkelheit fast die Mannschaft unterscheiden konnte. Der kleine Besahnmast stürzte, ein Schrei der Fischer begleitete diesen Sturz. Und nun gewahrte man, wie in dem furchtbaren Gewoge mit unsäglicher Mühe die Böte des Schiffes ausgesetzt wurden. Die Fischer sahen eine dunkle Masse sich hineinwerfen, — die das Wrack in der Todesangst verlassende Bemannung. In der nächsten Minute schlug der Rumpf der Brigg, hoch emporgebäumt, auf ein Riff und verschwand zusammenbrechend. Mit der Brigg waren auch die Böte verschwunden.

Die Fischer am Strande schrien, die Weiber vor den Hütten murmelten ein Gebet.

„Habt Acht!" ertönte Olaf's donnernde Stimme, während der junge Mann auf dem felsigen Ufer an der Brandung dahineilte, zu erspähen, wo er Hülfe bringen könne.

„Hierher!" schrie er plötzlich.

Er gewahrte auf den Wogen das weiße Gewand eines Frauenzimmers, welches der Brandung zugeschleudert ward. Einige Fischer eilten mit Stricken zu Olaf.

„Schlagt mir den Taakel um den Leib! Ich

muß in die See springen und die dort zu erfassen suchen, sonst zerschellt sie sich am Ufer! Haltet fest!" rief der junge Mann.

Olaf, mit dem Strick umgürtet, dessen Ende drei Fischer hielten, stürzte sich im nächsten Augenblicke in die weiß aufschäumende Brandung.

Sein muthiges Wagestück gelang. Einige Minuten später sprang er triefend das felsige Gestade hinan. Der riesige junge Mann trug, leicht wie eine Feder, ein ohnmächtiges Mädchen auf seinen Armen.

II.

Der Sturm wüthete noch einen Theil der Nacht hindurch. Gegen Morgen hatte er sich völlig gelegt. Die gewaltigen Wassermassen, wie das immer der Fall ist, beruhigten sich freilich nicht so bald.

Es waren in der Nacht noch drei Matrosen und ein Schiffsjunge ans Ufer der Bucht geworfen worden, aber alle als Leichen. Am Morgen bedeckten Schiffsplanken, zertrümmerte Raaen und allerlei mehr oder minder beschädigte Kisten und

Ballen, die am Bord der Brigg gewesen waren, den Strand. Die Waaren wurden geborgen, die Leichen in einer ziemlich von den Häusern entfernten Schlucht eingescharrt.

Das junge Mädchen, welches von Olaf nach dem Häuschen seines Vaters war getragen worden, hatte sich bald unter dem sorgfältigen Beistand der alten Edda und einiger Weiber der Nachbarswohnungen von der Ohnmacht erholt. Die Frauen entkleideten die Erschöpfte, versahen sie mit gewärmter Wäsche und brachten sie in ein Bett, das im Wohnzimmer Sörensen's aufgeschlagen war. Das Mädchen entschlummerte, von Edda bewacht.

Nun der Morgen angebrochen war, hatte sich die Alte vom Lager der armen Geretteten fortgestohlen und war ihren häuslichen Verrichtungen nachgegangen. Dagegen hatte sich im Zimmer am Fenster geräuschlos eine kleine Gruppe gebildet, die aus Männern bestand. Es waren aber blos Sörensen, sein Sohn Olaf und die beiden Fischer, denen die Nachbarhäuschen gehörten. Diese Männer warfen von Zeit zu Zeit prüfende Blicke auf das junge Mädchen, die fest zu schlummern schien, da sie ihre Augen geschlossen hatte und regungslos dalag.

Die Gerettete war ein schönes Geschöpf von etwa achtzehn Jahren. Sie hatte regelmäßige Ge-

sichtszüge. Die feingebogene Nase, das schwarze Haar, das aufgelöst üppig über die Kissen quoll, die dunklen, reizend oval geformten Augenbrauen und die seidenen Wimpern, welche dicht und schwarz bis zu den augenblicklich leise gerötheten Wangen hinabreichten, gaben dem Antlitz ein orientalisches Aussehen.

„Hört," murmelte Sörensen nach einem forschenden Blick auf die anscheinend Schlummernde, „ich glaube immer, sie ist ein Judenmädchen!"

„Und ich sag's auch!" entgegnete Skineborg, einer der Nachbarn, mit gedämpfter Stimme. — „Und ist das der Fall, dann — Sörensen, Ihr kennt ja die Gesetze unseres Landes!"

„Narr," versetzte Sörensen unwirrsch, „wofür wäre ich denn Sorenskriver, wenn ich sie nicht kennen sollte? Olaf hat die Dirne hierhergeschleppt! Wenn wir ein Judenmädchen die Nacht beherbergt haben sollten, so kann ich nichts davor, zum Henker! Wissentlich hätte ich meinem Hause die Schande nicht angethan. Wenn sie ist, was ich denke, da wollte ich lieber, der Olaf hätte die Dirne sich am felsigen Strand zerschellen lassen, statt sie mir in's Haus zu bringen."

„Oder sie mit einem Fußtritt in die Wellen zurückgeschleudert!" ergänzte Oesdal, der andere Nachbar. — „Solch' ungläubiges Gesindel ist nichts besser werth, als ertränkt zu werden!"

„Das Schlimmste, was man ihnen anthun kann, ist noch zu gut für solche Heiden und Christusleugner!“ setzte Skineborg mit finsterm Blick auf das Mädchen hinzu. — „Und ist die da eine Judendirne, so werdet Ihr sie doch nicht eine Stunde länger in unserem Fjord dulden, he Sörensen?“

„Natürlich nicht!“ murmelte der Angeredete verdrießlich. — „Das ist eine dumme Geschichte!“

Olaf hatte, während diese Worte halblaut gewechselt wurden, das Antlitz des Mädchens mit Theilnahme betrachtet. Olaf war schon ziemlich weit herumgekommen, bis nach Kopenhagen, Hamburg, ja, nach London sogar, und hatte von der Aufklärung civilisirter Länder in sich aufgenommen, was sein natürlicher Verstand als gut und vernünftig erkannte. Er empfand keine Abscheu vor den Juden, sie waren ihm so gut Geschöpfe Gottes wie die Lappländer, die der Norweger fast so verachtet wie den Israeliten, und schlechter behandelt als Hunde. Aber Olaf wußte sehr wohl, daß die Reichsversammlung des Landes, das Storthing, meist aus unaufgeklärten nordisch starrköpfigen Bauern gebildet, den Juden jegliches Heimatsrecht in Norwegen versagte.

„Nun,“ sprach er nach einer kurzen Pause, „Ihr seid ja doch Eurer Sache noch nicht gewiß. Ich bin auf meinen Reisen Menschen genug begegnet,

die schwarzes Haar und eine gebogene Nase hatten, und doch Christen waren. Spanier, Italiener, Franzosen sind meist so, ja selbst einige gut bischöflich Lutherische, wie wir, hab' ich in Kopenhagen und Hamburg so gefunden. Müssen denn alle guten Christen flachsköpfig sein, Skineborg?"

„Wir werden bald wissen, woran wir sind!" versetzte dieser trotzig. — „Sie soll's uns sagen. Wecken wir sie."

Der Fischer machte einen Schritt nach dem Bette hin. Olaf hielt ihn zurück.

„Sie jetzt wecken," antwortete er in festem Tone, „wäre eine Grausamkeit. Seht nur, wie gut das Mädchen schläft. Laßt sie sich heute erholen, und erschreckt sie nicht mit Euren Fragen!"

„Aber zum Henker," murmelte Sörensen ungeduldig, „ich will wissen, wen ich beherberge; ich dulde keine Judendirne unter meinem Dache. Noch bin ich Herr in meinem Hause!"

„Das macht Euch Niemand streitig, Vater," versetzte Olaf trocken. — „Aber Ihr habt das Mädchen nun einmal zehn Stunden schon beherbergt, und ist sie eine Judendirne, so ist auch nach der Ansicht, die bei uns gang und gäbe ist, Euer Haus beschimpft, mögt' Ihr die Dirne jetzt gleich vor die Thür setzen oder in achtundvierzig Stunden! Ich will Euch was sagen," — fügte er mit Nachdruck hinzu — „als ich die Unglückliche aus

dem Wasser gezogen hab', da blieb mir keine Zeit zu überlegen, ob sie eine Heidin sei oder nicht, das werdet Ihr begreifen. Ich that's mit gutem Herzen, und das fragt in solchen Augenblicken den Henker darnach, was das Storthing sagt. Und ich thue nichts halb, das wißt Ihr auch. Ich hab' die Kleine nicht aufgefischt und hierher getragen, sie quälen zu lassen. Aber vereinbaren wir uns, damit Jedem sein Recht geschehe. Laßt heute die Dirne ruhig, und fragt um nichts. Morgen ist Sonntag, bis dahin wird sie sich erholt haben. Rüsten wir uns zur Kirchenfahrt, und will sie mit uns, nun, dann werdet Ihr einsehen, daß sie glaubt, was wir glauben. Weigert sie sich aber uns zur Kirche zu begleiten, nun, dann ist sie eine Judendirne, wie Ihr meint, und Einer von uns nimmt sie am Montag im Boot mit sich nach Bodöe, von da mag Gott ihr weiter helfen; jedenfalls" — fügte er mit einiger Bitterkeit hinzu — „werden unsere guten Landsleute sich schon beeilen, dies zu thun!"

„Ich nehme sie nicht in's Boot!" murrte Skineborg.

„Ich auch nicht!" grunzte Oefdal.

„So thu' ich's!" versetzte Olaf trocken. — „Und nun bitt' ich Euch, laßt uns hinausgehen. Die Dirne hat im Schlaf ihre Kräfte zu sammeln, mag sie nun jüdisch oder gut lutherisch sein. Unser

Babbeln könnt' sie aufwecken. Und ich dächt' auch, wir hätten noch genug am Strand und bei unseren Fahrzeugen zu thun!"

Und ohne auch nur zu fragen, ob die Männer mit seinen Vorschlägen einverstanden seien oder nicht, schob Olaf einen nach dem andern, selbst seinen Vater, der ein halb ärgerliches, halb verdutztes Gesicht schnitt, gelassen und lächelnd zur Thür hinaus. Dann warf er einen langen, theilnahmsvollen Blick auf die schönen, sanften Züge der regungslos Daliegenden und folgte den Anderen.

Kaum hatte sich die Thür hinter ihnen geschlossen, als das junge Mädchen hastig die Augen aufschlug. Ihr reizendes Antlitz überflog der Ausdruck namenloser Angst. Sie richtete sich mühsam halb im Bette auf und horchte. Sie vernahm die schweren Tritte der sich entfernenden Männer. Und nun das Geräusch schwächer wurde, faltete sie die kleinen weißen Hände.

„Herr meiner Väter," stammelte sie mit bebenden Lippen, „stärke mich in meiner Verlassenheit! Oh mein Gott, inmitten der Feinde meines Volkes allein, hülflos, eine Ausgestoßene durch meinen Glauben! Läge ich doch, wo mein armer Vater jetzt liegen wird, tief unten im Meere!"

Das arme Mädchen preßte ihre Hände gegen ihr Antlitz und schluchzte heftig.

So krampfhaft weinend lag sie mehrere Mi-

nuten da, in ihrem furchtbaren Schmerze nur des einen Gedankens fähig, des Gedankens an den Vater, der von ihrer Seite im umschlagenden Boote über Bord geschleudert worden, noch bevor die Flut sie ergriffen hatte. Als sie in der Nacht, durch die Hülfe Edda's und der anderen Frauen, aus der Erstarrung zum Leben erwacht war, da hatte ihr erster Schmerzensschrei dem Vater gegolten, und jetzt wußte sie schon lange, daß er weder von den Fischern gerettet, noch seine Leiche an's Ufer geschwemmt worden.

Erschöpft ließ sie endlich die Hände sinken; sie hatte keine Thränen mehr. Ihr Antlitz, das vorhin, als sie scheinbar schlafend dagelegen, durch die entsetzliche innere Aufregung eine leichte Röthe bedeckt hatte, war jetzt todtenbleich.

„Welchen Schicksalen werde ich in diesem Lande entgegen gehen?" murmelte sie tonlos, indem ihr Blick das kleine Zimmer durchirrte. — „Man wird mich der Schande, der Verachtung preisgeben, mich zu Tode martern, ich hab's aus ihren Worten entnommen. Du Gott Israels, soll ich Dir dafür danken, daß Du dem Vater diese Foltern ersparteſt? Wäre ich bei ihm! Eine Kette von Leiden und Demüthigungen wird mir vorbehalten sein! Da ist nur Einer, dem ich wagen darf zu vertrauen, der in mir nichts Anderes sieht als die Unglückliche, die Hülflose! Mein Retter!

Oh, er ist edelmüthig! Aber wird er allein mich schützen können, wenn es an den Tag kommt, daß ich eine Jüdin bin? Und wird er mich schützen wollen?"

Das junge Mädchen versank in dumpfes Brüten, sie starrte vor sich hin, bis ihr vor Erschöpfung die Augen zufielen. Ein wohlthätiger Schlummer entrückte sie barmherzig ihrem qualvollen Zustande. Sie schlief lange, als sie erwachte war es fast um die Mittagszeit. Die alte Edda saß an ihrem Bette, ihr Retter stand zu Füßen desselben mit verschränkten Armen und schaute sie sinnend, fast träumerisch an. Um seine Lippen zuckte es wie tiefinnerstes Mitleid. Die Unglückliche erhaschte mit ihrem ersten Blicke diesen Zug, ihre ganze Seele klammerte sich daran. Sie faltete unwillkürlich die Hände, und wandte den flehenden, dankbaren, schmerzerfüllten Blick nicht von dem Manne, der, sie fühlte es in diesem Augenblicke, ihre ganze Zuversicht war.

Olaf schaute in diese großen, braunen, so unaussprechlich bewegt auf ihn gerichteten Augen. Was ging in ihm vor? Der sonst so unerschütterlich kaltblütige junge Mann erröthete jetzt flüchtig.

„Gottes Segen über Sie!" hörte er von jenen bleichen Lippen stammeln.

Und diese braunen Augen hatten einen überirdischen Glanz für ihn. Eine reine Seele leuch-

tete aus ihnen. Vermochten die Augen aller Mädchen am Westfjord, die er kannte, eine solche Sprache zu reden, wie sie ihm aus denen der Fremden entgegenquoll? Was war es, das ihn unwiderstehlich an dieses bleiche Antlitz fesselte, der Ausdruck des Unglücks, der kindlichen Dankbarkeit, der Demuth oder der geistigen Ueberlegenheit, welcher sich trotz Noth und Jammer deutlicher in diesen edlen Zügen ausprägte, als in den frischen, lachenden, derben Angesichtern der Jungfrauen Norwegens?

Olaf fühlte sich verlegen, er wußte selbst nicht warum. Er ließ die Arme von der Brust herabsinken, und fragte in gedämpftem Ton: „Wie ist Euch?“

„Besser!“ flüsterte das junge Mädchen.

„Wollt Ihr nicht aufstehen und ein wenig an die frische Luft hinausgehen?“ brachte er mühsam hervor — „Die Edda wird Euch helfen,“ setzte er mit mehr Festigkeit hinzu, „und dann esset Ihr mit uns.“

Das junge Mädchen versuchte zu lächeln; es war ein schmerzliches Lächeln.

Olaf umging still die Alte und trat an die Seite des Bettes. Er ergriff, ohne daß er sich sagen konnte, was ihn dazu antrieb, in einer unbewußten Ahnung dessen, was in dem Gemüthe der Armen vorging, ihre noch immer gefalteten

Hände, beugte sich zu ihr, und sagte beinahe flüsternd: „Habt Muth und Vertrauen!“

Dann ließ er ihre Hände sinken und verließ das Zimmer.

Das junge Mädchen kleidete sich an, die Alte leistete ihr hülfreiche Hand. Keine Frage, die sie hätte erzittern lassen, kam über Eddas Lippen. Auf die alte Norwegerin gestützt, wankte sie in's Freie hinaus. Die scharfe Seeluft that ihr wohl, der Anblick des Meeres erschütterte sie. Aber ihre geistige Kraft gewann die Oberhand über ihre Empfindungen. Voll Resignation im Herzen und im Antlitz trat sie bald darauf in das Zimmer, wo der Tisch gedeckt war. Da stand der weißhaarige Sörensen und schaute sie störrisch und argwöhnisch aus den Winkeln seiner kleinen Augen an, und weiterhin am Fenster hielt sich Olaf auf, der kühne, kräftige Mann wie zaghaft zu ihr hinüber blickend. Und als nun der Alte, Edda und Olaf an den Tisch traten, die Männer das Haupt entblößten und die Hände zum Tischgebet falteten, da begegneten die Augen des Sohnes vom Hause dem scheuen Blick des Mädchens, und es war ihr plötzlich so, als lese sie Furcht und Hoffnung darin.

Zugleich vernahm sie seine Stimme. So weich und sanft, daß sie erzittern mußte, sagte er: „Wollt Ihr mit uns beten?“

Sie fühlte das Blut zu ihrem Herzen schießen, sie sah nichts deutlich, denn Thränen umflorten ihren Blick, aber sie schwankte zum Tisch, sie wußte nicht wie; sie betete mit den Christen.

Das Mahl war vorüber. Man hatte sie um nichts gefragt, weder um Glauben, noch Namen oder Stand. Sie erkannte darin den Einfluß ihres Retters. Sie hatte nur verstohlen zu ihm aufzublicken gewagt, wenn sie ihm über Tische für das dankte, was er ihr bot. War es eine Täuschung gewesen, als es ihr erschien, er athme jetzt freier als in jenem Augenblick, wo er sie zum gemeinschaftlichen Gebete aufgefordert?

Der Tag verging, man überließ sie fast sich selber. Sie sah in dem Allen die Fürsorge ihres Beschützers; sie hätte seine Hand ergreifen, sie mit Thränen benetzen, mit Küssen bedecken mögen, als er ihr am Abend eine „gute Nacht" bot und ging.

Und am andern Morgen war der Sonntag, der verhängnißvolle Sonntag! Olaf sah beinahe verstört aus, als er beim ersten Sonnenstrahle am Strande auf- und niederschritt. Hatte er die Nacht nicht geschlafen? Und warum getraute er sich noch immer nicht in's Haus, als schon die Frühstücksstunde da war? Er hatte seinen Schützling so wenig gesehen wie den Vater, und sollte nun binnen fünf Minuten vielleicht dem armen Mädchen eine Frage stellen, deren Beantwortung

sie möglicherweise einem ungewissen, grausamen Schicksale preisgeben konnte. Fürchtete Olaf dem entscheidenden Momente fest in's Auge zu blicken, wie er jetzt so zaudernd daherschritt? War es tiefes Mitleid, war es mehr, was er für die Unglückliche empfand?

Da erschien die alte Edda, an der Thür des Häuschens, und winkte ihm geheimnißvoll.

„Kommt," flüsterte sie schmunzelnd, „und seht nach, wer mir geholfen hat das Frühstück bereiten!"

Olaf blickte fragend auf, der weißköpfige Sörensen kam vom Bretterschuppen hinter ihm d'rein, wo er den ganzen Morgen Waaren sortirt hatte. Die Männer traten in's Wohnzimmer und standen erstaunt.

Der Schützling Olaf's trat ihnen schüchtern und erröthend entgegen. Das junge Mädchen hatte ihr herrliches schwarzes Haar nach der Landessitte geflochten und trug die Tracht der Norwegerinnen. Sie war reizend in ihrer Verwirrung.

„Vergebt," stammelte sie zaghaft, „daß ich in erborgten Kleidern vor Euch stehe. Aber ich wollte Euch bitten, mich heute zur Kirche mitzunehmen, daß ich dort für das Seelenheil meines armen Vaters bete und für Euch, die Ihr mir Obdach und Schutz gewährtet. Da hat die alte, gute Frau

gemeint, ich könne nicht in meinen verdorbenen Kleidern gehen und mich herausgeputzt."

„Mit Christinens Nachlaß, Deiner Schwester Sonntagsstaat, Olaf!" murmelte die alte Edda schmunzelnd — „He, nicht wahr, er steht ihr gut?"

Olaf hörte nichts von dem, was die Alte plauderte. Er starrte auf die schmucke Erscheinung, in seinem Ohr klangen die Worte noch, welche sie schüchtern geflüstert hatte, und die ihm jetzt seine Zuversicht zurückzugeben schienen. Eine Freudigkeit kam über ihn, die sich in Blick und Mienen wiederspiegelte, er glich einem Menschen, der nach beklemmendem Traume erwacht, und dessen Brust sich froh hebt, wenn die Schattenbilder verflogen sind.

Nach der ersten Ueberraschung warf er einen Blick zur Seite auf den Alten und murmelte: „Nun, Vater, was sagt Ihr jetzt?"

Auch Sörensen war durch die unerwartete Erscheinung geblendet worden, der Sonntagsstaat, den sie trug, mahnte ihn an die verstorbene Tochter, die züchtig und zart gewesen war, wie jetzt die Fremde vor ihm stand. Ueber das Herz des alten Fischers kam es einen Moment lang wie Wehmuth, und er brummte: „Sie mag mit uns fahren!"

„Und mich soll Gott verdammen, Vater,"

brummte Olaf freudig zurück, „wenn ich von jetzt an nicht Jeden zum Krüppel schlage, der es wagt, sie zu verunglimpfen! Und nun Ihr die Kleider der seligen Christine tragt," fuhr er laut fort, sich zu der Schüchternen wendend, die jetzt den Blick zu erheben wagte, „so setzt Euch auch zum Vater, und thut wie zu Hause, Mädchen. Aber sagt uns zuvor, wie wir Euch nennen sollen, daß wir Euch weniger als Fremde betrachten dürfen."

„Ich heiße — Alida!" versetzte das Mädchen zögernd und eine plötzlich aufsteigende Verwirrung niederkämpfend, die nur Olaf gewahrte.

„Gut," antwortete er in herzlichem Ton, während sein Blick tief und mit eigenthümlichem Forschen in ihre Augen drang, „wir heißen Euch als Alida willkommen!"

Das Frühstück war beendigt, man rüstete sich zur Fahrt. Herrlicher Sonnenschein lag über der Gegend, die See glitzerte einladend und hatte ihren gewöhnlichen leichten Wellenschlag. Vor den Hütten erschienen die Fischer mit ihren Frauen in der Sonntagstracht. Das war ein Gaffen und Flüstern als Alida erschien. Sie ging bescheiden und doch fest an der Seite der alten Edda. Auf ihrem Antlitz war ein Erröthen vor der Neugierde der Leute mit dem Ausdrucke tiefer Schwermuth gepaart, der an ihr kaum überstandenes Unglück erinnerte. Skineborg und Oefdal wechselten be-

troffen einige leise Worte mit dem Sorenskriver, der, Olaf neben sich, ein Dutzend Schritte hinter den Frauenzimmern, dem Strande zuschritt. Die Männer waren jetzt überzeugt, dem Mädchen Unrecht gethan zu haben, sie sahen das Gebetbuch Christinens in ihrer Hand, ihre stille ehrbare Miene, ihre gottesfürchtige Resignation, die sich über ihr ganzes Wesen verbreitete, und diese derben, naturwüchsigen Menschen, so starr und grausam in ihrem Haß, ihren Vorurtheilen, und doch wieder so treuherzig ehrlich, wo sie sich eines Fehlers bewußt wurden, zögerten nicht in Blick und Benehmen eine gewisse Reue zu zeigen, eine rauhe Gutmüthigkeit, in die, ihnen selber unbewußt, sich eine Art Ehrerbietung mischte, denn die rohen Naturen fühlten instinktmäßig heraus, daß dieses Mädchen mit dem feinen Anstand und den zarten Zügen, obwohl jetzt arm und hülflos, doch über ihren Weibern und Jungfrauen stehe. Und auch die Frauenzimmer des Fjords empfanden dies, aber nicht mit jenem Neid, jener Bitterkeit, jenem höhnischen Mißtrauen, mit welchen Gefühlen der Ungebildete in großen Städten den Gebildeten zu betrachten pflegt und dessen Ueberlegenheit anerkennt. Bald hatte Alida, ohne Etwas dazu gethan zu haben, die Theilnahme aller der Bewohner dieses Fjords.

Die Böte wurden losgekettet, man stieg ein.

Es blieb fast Keiner zurück, denn es war üblich, nach der Kirchenzeit zu einem benachbarten Fjord zu rudern, wo Mahlzeit gehalten wurde. Ein Theil der Männer setzte sich an die Ruder, man stieß vom Ufer ab. Das war eine köstliche Fahrt, die Böte leicht geschaukelt, im goldenen Sonnenschein, auf der blitzenden Flut, an riesigen Felsenabhängen vorüber, unter vorhängenden Klippen hinweg, an dunkelgrünen Tannenwäldern entlang. Und nun tauchten aus den verschiedenen Buchten des großen Westfjord auch andere Böte auf, man schwenkte die Hüte und Tücher hier und dorthin, man jauchzte einander zu. Und alle diese Fahrzeuge mit den fröhlichen, geputzten Menschen glitten einer kleinen grünen Insel zu, auf der von Gebäuden nichts als ein weißes Kirchlein stand, denn der Geistliche wohnte nicht am Hause Gottes, das nur Sonntags der gläubigen Menge, die meilenweit herkam, erschlossen ward, sondern schiffte in einem der Böte mit Einigen der Gemeinde daher; hatte er doch hier und dort in einem Kirchlein den Gottesdienst zu versehen und mußte, wie einst die Apostel wanderten, durch mehrere Sprengel ziehen, wie das im hohen Norden schon so geht.

An der kleinen Insel lagen schon einige Böte, und hier und dort standen geputzte Menschen in Gruppen um die Kirche, die Ankommenden begrüßend.

Das Boot des Sorenskrivers langte an.

Ein dicker stattlicher Mann mit gemeinen aber gutmüthigen Zügen schüttelte dem ans Land steigenden Sörensen und dessen Sohne die Hand. Neben diesem Manne stand ein dralles, hochgewachsenes, üppiges Mädchen. Sie hatte flachsgelbes Haar, große blaue Augen, eine frische, rosige Gesichtsfarbe, und wies zwei Reihen schneeweißer Zähne, als sie die Kommenden anlachte. Sie war hübsch, aber eine derbe, fast männliche Erscheinung. Das Mädchen erglühte, als sie Olaf sah, der Alida die Hand bot, daß sie nicht ausgleite.

Rasch wurden zwischen den Fischern der verschiedenen Buchten einige Worte gewechselt über den jüngsten Sturm und seine Verheerungen. Alida horchte voll namenloser Angst auf die verschiedenen Mittheilungen der Leute; — in keiner der anderen Buchten war Einer der Mannschaft oder der Passagiere des gestrandeten Schiffes gerettet worden, nicht einmal Leichen waren dort ans Ufer getrieben. Ihr Vater mußte also auf dem Grunde des Westfjords begraben liegen oder in's offene Meer hinausgetrieben sein. Jedenfalls war er todt.

Das angstvoll lauschende Mädchen aber ward bald der Gegenstand allgemeiner Aufmerksamkeit, und was Sörensen von ihrer Rettung zu sagen wußte, ging bald von Mund zu Mund. Auch

hier fand Alida allgemeine Theilnahme. Nur eine der jungen Norwegerinnen hatte blos einen flüchtigen Blick für die Fremde, sie starrte auf Olaf, der sie kaum zu bemerken schien, und dessen Augen selbst in diesem Gedränge beinahe träumerisch und unverwandt auf Alida ruhten. Und diese Eine war Ilda, das hochgewachsene, blonde Mädchen, die Tochter des dicken Mannes, die Tochter Lundgreens. Olaf hatte ihr die Hand gereicht und sich dann betreten von ihr gewendet, denn ihm kam jetzt erst wieder in den Sinn, was heute nach der Predigt mit den Lundgreens verhandelt werden solle.

Sörensen aber hatte dem alten Lundgreen nach den ersten Worten der Begrüßung zugeflüstert: „Der Olaf geht darauf ein!"

Die Gruppen traten auseinander, denn der greise Pastor erschien und die Kirche ward geöffnet.

Ilda stand hart neben Olaf. Er sah sie nicht. Da drängte sich ein Fischer an ihn heran. Er war ein schmalwangiger Mensch von etwa fünfundzwanzig Jahren. Das Haar hing ihm in rothen Büscheln struppig um die Schläfen. Sein Gesicht, in dessen Zügen ein verbissener Hohn lag, war von Blatternarben zerrissen und bleich. Der Blick seiner grauen, tiefliegenden Augen war scharf und tückisch. Dieser Blick bohrte sich gleich einem

Dolch in Olaf's Antlitz, als er grinsend die Hand des jungen Mannes ergriff.

„Nun, Olaf," sagte er, „Du bist wieder von Bergen heim? Ich hoffe, Du trägst mir von Bodöe her nichts mehr nach, zumal, wie ich soeben vom Vater gehört hab', zwischen Dir und der Ilda Alles in Ordnung kommen wird!"

Olaf zog seine Hand zurück.

„Du glaubst?" sagte er kalt.

„Ei," fuhr der Andere fort, nach der Salbaderei des Schwarzrockes da drinnen fahren wir ja miteinander zu Ingwersen hinüber, und bringen die Sache gleich in Richtigkeit!"

„Damit hat's noch Zeit, rother Han!" versetzte Olaf eisig und wendete sich ab.

Ilda, die jedes Wort vernommen hatte, biß sich in die Lippen, runzelte die Stirne und schritt der Kirche zu. Der rothe Han aber folgte dem Blicke Olaf's und sah, wie dieser kein Auge von der Fremden abwandte, die jetzt, das Haupt gesenkt, in tiefem Leid der Kirche zuwankte.

„Steht es so?" murmelte der Bursche höhnisch zwischen den Zähnen — „Du verwirfst meine Schwester? Das wird Dich Etwas kosten, mein stolzer Junge!"

Der Gottesdienst begann, die Kirche füllte sich. Die Weiber nahmen die roh gezimmerten Stühle ein, die Männer standen an den nackten,

weißen Wänden herum. Alida saß zunächst der kleinen Kanzel, in erster Reihe. Sie stimmte aus dem Gebetbuche der seligen Christine die Lieder mit an, welche gesungen wurden, wenn ihr auch die Stimme unter Schluchzen halb versagte; sie hörte, tief erschüttert, auf die Worte des greisen Geistlichen, der, seine Predigt an den Sturm knüpfend, von der Vergänglichkeit alles Irdischen und der Ewigkeit des Jenseits in schlichten, ergreifenden Worten sprach. Die Jüdin flehte, inmitten Christen, inbrünstig zu Gott, der es ihr ja auch hier war, daß er dem armen Vater gnädig sein möge. Und in ihr stummes, heißes Gebet war der Name Olaf verwoben. Sie rang siegreich mit ihrem Schmerz, und im kleinen, unscheinbaren Tempel der Christen hoch oben im starren, vereinsamten, unduldsamen Norden ward ihr zerrissenes Gemüth getröstet, und sie fühlte es gehoben, als hätte sie in der Synagoge ihres Volkes um Trost gefleht, — denn Gottes Gnade leuchtet überall.

Olaf war während des ganzen Gottesdienstes zerstreut; er stand an einen Pfeiler gelehnt, und seine Blicke irrten, mehr als es in der Kirche hätte sein sollen, zu Alida hinüber, die keine Ahnung davon hatte. Doch vier andern Augen entgingen die Blicke des jungen Mannes nicht; Ilda und der rothe Han beobachteten ihn. Und Alida

blieb eben so wenig unbeachtet, nicht allein von dem Geschwisterpaar, sondern auch, und zwar in ganz anderer Absicht, von Sörensen und den Fischern seines Fjords. Die glühende, schmerzdurchwobene Andacht der Fremden aber verscheuchte selbst den Schatten eines Argwohns in ihnen. „Seht nur, sie ist eine gute Christin!“ murmelten sie einander zu.

Der Gottesdienst war vorüber. Man verließ die Kirche. Die Leute bildeten, wie vorhin, vereinzelte Gruppen auf dem freien Platze am Gestade. Olaf wartete auf Alida, um mit ihr hinauszugehen; sie mußte an ihm vorüber. Der rothe Han aber war schon draußen, und raunte seinem Vater zu, was er beobachtet hatte. Dann trat er bald zu dieser, bald zu jener Gruppe hin, und ließ spöttische und verdächtigende Bemerkungen über die Fremde, Olaf und Sörensen fallen.

Und jetzt kam auch der Sohn des Sorenskrivers aus der Kirche. Er geleitete Alida zur alten Edda, die mit einigen Weibern bereits vor dem Boote Sörensens stand. Dann trat er ohne Arges und nachdenklich in die Nähe einer Gruppe, bei welcher der Bruder Ilda's sich schwatzend aufhielt. Da fielen Worte in sein Ohr, die ihn aus seinem Sinnen aufrüttelten.

„Ich sag's Euch,“ murmelte der rothe Han halblaut und höhnisch grinsend, „es wird so was

mit der Dirne sein. Sie hat ein feines Aussehen, und ist sicher kein dänisches Bauernkind. Da mögen denn die Sörensens von ihrem Gut was am Strand aufgefischt haben, vielleicht ihre Koffer, und da's in ihrer Gegenwart mag geschehen sein, so ließ sich's nicht unbemerkt auf die Seite bringen."

„Glaubt Ihr's, Han?" bemerkte ein Anderer.

„Ich möcht' darauf wetten!" fuhr Han fort. — „Da mag denn der habgierige Alte gesehen haben, daß die feine Dirne vermöglich ist, und läßt sie nicht los. Hätte er ihr sonst wohl die Kleider der verstorbenen Christine angehängt, und ließe er den Olaf mit ihr sponsiren, daß es eine Schand' anzusehen ist? Gebt Acht, wie lang wird es dauern, dann heiraten die Zwei einander, das werden Vater und Sohn schon mitsammen abgekartet haben. Der Olaf hat freilich meiner Schwester die Ehe versprochen, aber was kümmert es ihn? Und was wird er sich darum scheren, woher die feine Dirne das Geld hat, ob's in Kopenhagen auf leichte Art, Ihr wißt schon, verdient ist? Unter uns, sie sieht mir darnach aus. Aber was kümmert es ihn? Er hat schon so Allerlei von den Städtern gelernt!"

„Nichts, Du Schuft und Lästermaul, was ich von Dir lernen könnte!" unterbrach ihn hinzutretend Olaf, dessen Wangen in hellem Zorne

flammten. — „Wir haben das Mädchen aus Christenpflicht aufgenommen, sie hat nicht einen Heller! Was Du von „abkarten" sprichst, ist eine Gemeinheit, die man allenfalls Dir und Deinem Alten zutrauen könnte, denen die Habgier aus den Augen leuchtet! Ich versprach Deiner Schwester nicht die Ehe und ging ihr nicht nach, was Du recht gut weißt, denn Ihr seid zu uns gekommen. Und wenn ich sie Deiner Schwester jetzt vollends nicht versprechen sollte, so geschieht es nicht aus Mißachtung Ilda's, im Gegentheil, sie ist ein braves, schönes Mädchen, das erkläre ich, — sondern weil ich keine Gemeinschaft mit ihrem Vater und Bruder haben mag! So viel was uns betrifft, und da ist's mit diesen paar Worten abgethan. Wir verachten Dich und Dein Geschwätz! — Aber Du hast ein Mädchen beschimpft, die Keiner hier kennt, selbst Du nicht, ein Mädchen, das ohnehin unglücklich genug ist, das auf unsern Schutz, unsere Christenpflicht angewiesen ist! Und Du hast nicht sie allein beschimpft, sondern auch unsere ganze Gemeinde, die dort mit ihr am Tische des Herrn gebetet, ihren Schmerz geachtet, die Unglückliche freiwillig und ohne Bedenken zur gemeinschaftlichen Andacht bei sich aufgenommen hat. Und für solchen Schimpf gebührt Dir mehr als ein strafendes Wort!"

Und Olaf, dessen donnernde Stimme weithin

getönt hatte, ergriff jetzt den rothen Han mit herkulischer Kraft, spuckte ihm in's Gesicht, und schleuderte ihn von sich, daß er dröhnend zu Boden stürzte.

Keiner der umstehenden Fischer rührte sich, sie fühlten, daß Olaf recht gethan, so zu handeln. Alida stand in der Ferne erbleichend und bedeckte ihr Antlitz mit den Händen. Ilda aber, blutroth im Gesichte, schaute einen Augenblick düster auf den jungen Mann, und schritt dann fest und entschieden dem Boote ihres Vaters zu. Dieser, der ebenfalls jedes Wort des zürnenden Olaf vernommen hatte, trat zum rothen Han und riß ihn empor.

„Ist das Deine Meinung von uns?“ rief er Olaf zu, der jetzt seine gewöhnliche Kaltblütigkeit wiedererlangt hatte, und, die Arme über die Brust kreuzend, verächtlich Vater und Sohn anblickte. — „Nun denn, so höre, daß ich es bereue, mich mit Dir und Deiner Sippschaft eingelassen zu haben. So viel wie der Sorenskriver ist, bin ich auch, das wissen Alle am ganzen Fjord herum, und daß Ihr Unrecht gethan, ein vielleicht unüberlegtes Wort des Han durch einen Schimpf zu erwiedern, der auch mich und die Ilda trifft, das werdet Ihr wohl bald gewahr werden. Unsere Zeit wird kommen!“

Und Lundgreen zog den an der Stirne bluten-

den Han mit sich zum Boote, das Ilda bereits bestiegen hatte. Sörensen aber, jetzt auch zum heftigen Zorn erwacht, zerrte Olaf zu seinem Fahrzeuge. Die Knechte hielten die Ruder, Alida und die alte Edda saßen schon, Olaf folgte dem zitternden Alten ruhig und sicher in's Boot. Dieses stieß ab.

„Nach Hause!" rief der Sorenskriver in verbissener Wuth.

In gleichem Augenblick stieß, hundert Ellen von ihnen, das Boot Lundgreens vom Ufer.

Die beiden Alten schüttelten einander drohend die Fäuste entgegen.

Dann versank Sörensen in düsteres Brüten.

Alida, bleich und kummervoll, wagte nicht den Blick vom Boden des Fahrzeuges zu erheben.

Olaf starrte in die Flut und pfiff, kaum hörbar, ein Lied zwischen den Zähnen.

Ueber ihnen lag der Himmel noch immer so blau und heiter ausgespannt wie zuvor. Auch die grünen, glitzernden Wellen plätscherten so lustig um's Boot, wie zwei Stunden früher. Und die zackigen Klippen, die Tannenwälder, die Schluchten und hoch oben die schneebedeckten Gipfel der Gebirge umwob heiter und duftig der glänzende Sonnenschein.

Es war eine seltsam schweigsame Fahrt!

III.

Der Montag war da und er ging auch zu Ende, ohne daß der alte Sörensen zu Olaf gesagt hätte: Warum machst du keine Anstalt, daß das Mädchen fortkommt?

In aller Frühe hatte die alte Edda ihr die Wochenkleider der verstorbenen Tochter des Hauses zurechtgelegt, und Alida hatte sie angezogen, ohne ein Wort zu verlieren, und war der Alten bei ihren häuslichen Verrichtungen an die Hand gegangen. Sörensen that als bemerke er sie gar nicht, und ging einsilbig seinen Geschäften nach. Er redete weder mit Olaf noch der Edda mehr als das Nöthige, und das mit gerunzelter Stirne. Aber er hatte seine kleinen, schlauen Augen überall, und es fiel ihm auch wohl auf, wie gewandt sich das Mädchen, so zart und fein sie auch anzuschauen war, in die Hausarbeit, selbst die gröbste, zu schicken wußte, wie sie unverdrossen thätig war, und zwar still vor sich hin, ohne viel Wesens davon zu machen, und ohne daß es ihr zu viel ward. Er schielte auf die weißen Hände Alida's und dieser heimliche Blick schien zu sagen: Die ist doch sicher nicht solche Arbeit gewohnt, und sie geht ihr dennoch von der Hand. Wollen sehen, wie lange das dauern wird!

Olaf war schweigsam und phlegmatisch, wie

gewöhnlich, dagegen zeigten sich seine Augen beredter als sonst; ohne Zweifel beobachtete er den Alten und Alida zugleich.

Das Mädchen fühlte eine Beklemmung, die ihre Brust zu zersprengen drohte. Wie der Montag begann, so war auch der Sonntag zu Ende gegangen, still und düster. Sie hatte die Nacht nicht geschlafen und am Morgen einen Entschluß gefaßt.

Und als nun Olaf nach dem Frühstück vor die Hausthür ging, da folgte sie ihm nach.

Sie trat mit schmerzerfüllter doch zugleich ergebener Miene an ihn heran. In ihren Augen glänzten Thränen.

„Was bewegt Euch?“ fragte er mit sanfter Stimme, indem er, fast verlegen, die kurze Pfeife hinter sich hielt.

„Ich habe eine Bitte an Euch, Olaf!“ sagte das Mädchen mit leiser, zitternder Stimme.

„Und was wollt Ihr?“ antwortete der junge Mann, dessen Augen sich erweiterten.

„Bringt mich noch heute in Eurem Boot nach dem nächsten Städtchen, wenn's möglich ist,“ murmelte Alida in fast flehendem Ton, „oder tragt es einem Eurer Leute auf.“

Ueber Olaf's Antlitz glitt eine leise Unruhe.

„Zum nächsten Städtchen?“ sagte er beklommen. — „Das ist Bodöe. Aber dahin käme man

heute nicht mehr, es liegt zu weit. Und — was wollt Ihr dort?"

„Ich weiß es selber kaum. Ein Unterkommen suchen."

„Wie?" fragte Olaf rasch und im Tone leisen Vorwurfs. — „Seid Ihr nicht bei uns? Aber ich begreife," fuhr er mit unsicherer Stimme fort, jedoch den Blick fest auf das Mädchen gerichtet, „Ihr trachtet in die Heimat zurückzukehren —"

„Ich habe dort keine Verwandten mehr!" versetzte das Mädchen traurig.

„Nun, so fühlt Ihr Euch hier vereinsamt, und sehnt Euch nach den Sitten und Gewohnheiten Eures Landes, nach Menschen, die Euch näher stehen an Bildung und —"

Olaf stockte. Er sah Alida heftig erröthen. Er hatte ohnehin nicht gewußt, wie das in Worte zu kleiden, was ihm im Sinne schwebte.

„Der gestrige Auftritt hat Euch abgeschreckt," fuhr er hastig fort, von dem ablenkend, was er hatte sagen wollen, „und nun fürchtet Ihr meine Landsleute. Aber ich sage Euch, die meisten sind rauh, doch gutherzig."

„Oh, unter rechtschaffenen Menschen zu leben, ist ja Alles, was ich begehre! Wie würde ich dem Himmel danken, wenn ich in diesem Hause bleiben könnte!" versetzte das Mädchen mit leuchtenden Augen. — „Ich weiß, daß bei Euch Theil-

nahme, Zartgefühl, Nächstenliebe ist, und draußen mich das Elend erwartet," — fuhr sie schmerzlich fort — „aber ich muß gehen!"

„Und warum müßt Ihr?" fragte Olaf ernst. — „Um undankbar zu sein?"

„Ich wäre es, wenn ich bliebe!" erwiederte das Mädchen bebend. — „Olaf, Ihr habt mir das Leben gerettet, meine Ehre vertheidigt, die Eurigen gaben mir Obdach und Nahrung. Und ich, was that ich dagegen? Ich brachte, wenn auch unwissentlich, Streit und Hader zwischen Eure Nachbarn und Euch, und ich fürchte, den Unfrieden in's Haus. Euer Vater grollt Euch, Eure Braut ist erbittert, über kurz oder lang werde ich der Familie eine Last sein, — oh, ich beschwöre Euch, führt mich nach Bodöe! Meine Entfernung wird Alles wieder in's Geleise bringen!"

„Und sagt, treibt Euch sonst nichts von hier, Alida?" fragte Olaf ruhig.

„Nichts!" stammelte das Mädchen.

„Nichts?" fuhr Olaf dringend fort, seinen Blick mit seltsamem Ausdruck in ihre Augen versenkend. „Bedenkt Euch wohl! Nichts?"

„Nichts!" flüsterte Alida, die Augen zu Boden schlagend.

„Nun denn," sagte Olaf fest und fröhlich, „so werdet Ihr bleiben. Des Vaters Weise darf Euch nicht beirren. Schafft bei uns um, wie ich

es von Euch hab' beginnen sehn, und Ihr habt in acht Tagen den Alten zahm, ich verstehe mich darauf. Die Ilda Lundgreen hat kein Recht an mich, und ich — möcht' keines an sie! Und was die Last betrifft — die alte Edda braucht schon längst einen Beistand — so wird sie nur Euch treffen, nicht uns, denn wer möchte sich nicht lieber von Euch bewirthen lassen, wenn Ihr die Hausfrau macht, als von der alten Edda? Ihr bleibt also?"

Alida wollte erröthend antworten, doch Olaf ließ ihr keine Zeit dazu.

„Abgemacht!" beantwortete er sich selber, drückte dem Mädchen die Hand, wendete sich hastig und eilte dem Strande zu. Alida blickte ihm nach, fuhr mit der Hand über die Stirn und trat in's Haus zurück.

Die Woche verging. Alida war im Hause des Sorenskrivers des Morgens die Erste, die Letzte des Abends, sie mühte sich standhaft und brachte in wenig Tagen mehr Ordnung in's Hauswesen, als die alte Edda hätte hinein bringen können, würde der Tag achtundvierzig Stunden gehabt haben. Sie hatte allerlei kleine Aufmerksamkeiten für Sörensen, der diese nicht zu bemerken schien, und dem sie doch nicht entgingen. Alida gönnte sich keinen müssigen Augenblick, denn es galt, ihren Schmerz um den Vater zu betäuben und

sich denen, die ihr ein Asyl und einen Wirkungskreis gaben, dankbar zu bezeigen. Wohl war sie für eine gewähltere Lebensweise erzogen, aber sie fand sich auch in diese schlichte, begrenzte und in die einfachen Sitten der wenig vom Dasein beanspruchenden Bewohner des Nordens.

Am Sonnabend schon nahm der Sorenskriver seinen Sohn zur Seite und brummte: „Sag' der Dirne doch, sie möge sich schonen. Sie nimmt der Edda zu Vieles ab, die Alte soll nicht die Hände ganz in den Schooß legen, zum Henker, die Dirne ist nicht so stark wie unsere grobknochigen Weiber!"

„Aber sie nimmt's doch mit ihnen auf," entgegnete Olaf trocken, „also laßt sie nur. Uebердies muß sie doch was dafür thun, daß sie Alles bei uns hat!"

„Du bist ein engherziger, eiskalter Bursch!" antwortete Sörensen und drehte seinem ruhig lächelnden Sohn den Rücken.

Und am folgenden Morgen murmelte Sörensen während des Frühstücks: „Warum hast Du nicht die Sonntagskleider der Christine an, Alida? Du weißt doch, daß wir zur Kirche gehen?"

Und sie ging und putzte sich. Auch saß sie im Boote neben dem Alten, und dieser blinzelte auf der Fahrt zur Kirche mehr als einmal zur Seite. Es war ihm, als habe die fremde Dirne

mit den Kleidern der Verstorbenen auch die ganze Tochter angezogen, so vertraut kam sie ihm vor.

Vor der Kirche und drinnen sah er wohl von der Ferne den Lundgreen, die Ilda und den rothen Han, doch er blickte fort und ärgerte sich kaum. Er wunderte sich selber darüber.

Aber er bemerkte auch, daß die Fremde den Leuten gefiel, und das sah Olaf, der sich ihm zur Seite hielt, wohl noch mehr, und obendrein auch, wie Alles an der Alida mehr Art habe als bei den andern Dirnen, die gegen sie unbeholfen erschienen. Doch er blieb, wie er die ganze Woche gewesen war, wie ein unempfindlicher Pfahl dabei; nur hatten seine Augen einen lebhaften Glanz.

Die Kirchenfahrt lief gut ab, denn Lundgreens gingen ihnen aus dem Wege; sogar, als gespeist ward, blieben sie abseits. Und es war dem Sorenskriver bei der Rückfahrt, als sei ihm ein Stein vom Herzen gefallen, er plauderte lustig, denn er hatte ein Gläschen zuviel, und selbst mit der fremden Dirne, die ihm gar nicht so fremd mehr vorkam. Der Olaf aber blieb der kalte Coloß.

Und Woche auf Woche verging, und ein Monat nach dem anderen. Es kam aber allmälig, wie es Olaf gesagt hatte, daß Alida nicht durch Kunstgriffe. sondern durch ihre stille Tüchtigkeit und ihr einnehmendes Wesen den Sorenskriver

völlig umstimmte. Je mehr ihr Schmerz um den verlornen Vater in den Hintergrund trat, desto mehr entfalteten sich, nun sie sich in den kleinen Kreis eingelebt hatte, der sie umgab, ihre trefflichen Eigenschaften, desto heiterer aber auch ward das breite Angesicht Clas Sörensens. Dann und wann noch saß ihm eine Wolke auf der Stirn, wenn er der Feindschaft Lundgreens gedachte, und der reichen, schmucken Ilda, die noch immer für Olaf zu haben gewesen wäre, wenn er nur hätte wollen, aber diese Wolke blies ein Lächeln der Dirne, die da jetzt im Hause wie eine Tochter schaltete und waltete, stets ohne viele Umstände weg.

Aber wie kam es, daß Olaf die guten Eigenschaften des Mädchens nicht zu bemerken schien, und doch mehr zu Hause hockte als jemals? Und was war die Ursache, daß Alida es vermied, mit ihm allein zu bleiben, so zuvorkommend und freundlich sie auch sonst immer gegen ihn sein mochte? Und warum wich ihr Auge seinem Blicke aus, der bisweilen, trotz der anscheinend phlegmatischen Natur des Mannes, beinahe etwas fieberhaft Erregtes hatte?

Fünf Minuten vom Hause thürmte sich hohes Felsgestein auf und überragte, weit über das schmale Ufer in's Meer hinausgeschoben, bei 300 Fuß die Flut. Der Scheitel des Gesteines war

kahl, ein Weg führte hinauf, man hatte hier und dort schmale, unregelmäßige Stufen in den Felsen gehauen, an andern Stellen kam man nur vorwärts, wenn man am Buschwerk sich in die Höhe zog. Hoch oben war ein kleiner Sitz eingehauen, die Fläche der Felsenplatte betrug kaum mehr an Umfang als einige Schritte. Dort hatte man die See und schauerlich gezackte Klippen und Felsennadeln unter sich, aber zugleich auch eine zauberhafte Aussicht auf die Lofodden und das Meer. Es war dieser Platz Alida's Lieblingssitz geworden, sie kletterte dahin empor, so oft sie ein freies Stündchen hatte.

Eines Abends, die Nebel dampften schon in den Schluchten auf, saß sie dort, träumerisch zu den Lofodden hinüberstarrend, das Antlitz schwermüthig.

Da vernahm sie ein Geräusch hinter sich. Sie schreckte empor und schaute sich um.

Olaf stand hinter ihr.

Ihr schoß das Blut in die Wangen. Sie bebte. Auch der starke, in seinem häuslichen Thun und Treiben sonst so gelassene Mann schien wie umgewandelt.

„Warum zittert Ihr?“ fragte Olaf traurig. „Und weshalb geht Ihr mir immer aus dem Wege? Wenn ich Euch zuwider bin, so sagt's mir gleich mit Einemmal, dann ist's ein Schmerz,

und ich kann ehrlich mit ihm ringen. Aber gebt es mir nicht tropfenweise, laßt mich nicht in Ungewißheit, — ich bin ein Mann, aber — ich liebe Euch zu sehr! Ihr müßt's errathen haben, daß ich Euch liebe!"

„Eure Blicke haben es mir gesagt!" versetzte Alida geängstigt. — „Und eben deshalb gehe ich Euch aus dem Wege, Olaf. Ihr dürft mich nicht lieben!"

„Weshalb nicht?" murmelte Olaf mit gepreßter Stimme. — „Sagt es nur — Ihr haßt mich!"

„Ich? Meinen Retter, meinen Beschützer, meinen Wohlthäter? — Ich — ich — Olaf, ich beschwöre Euch, dringt nicht in mich! Laßt mich hinunter!"

Thränen stürzten über ihre Wangen, sie schluchzte krampfhaft und rang die Hände. Olaf's breite Brust zitterte. Er trat vom Ausgang des Fußpfades fort, den er verdeckt hatte.

„Der Weg ist frei," sagte er dumpf, „Ihr könnt geh'n. Aber — Ihr seht die Klippen dort unten — geht Ihr, ohne daß ich von Euch erfahren habe, woran ich mit Euch bin, so seht Ihr mich im nächsten Augenblick dort unten zerschellen, so wahr ich Olaf heiße!"

Das Mädchen schrie leise auf und legte ihre Hände angstvoll auf Olaf's Arm, der über den

Abgrund ausgestreckt war. Ihr Antlitz überzog jene Todesblässe, die es hatte. als Olaf sie aus der See trug.

„Oh droht mir nicht!“ stöhnte sie. — „Ich liebe Euch, mehr als mein Leben! Und nun, ich beschwöre Euch, geht! Und möge unser Bekenntniß für ewig bei uns begraben sein!“

„Alida,“ rief der junge Mann, das Mädchen an sich pressend, „nun, — alle Welt am Fjord soll's wissen, denn nun — wirst Du mein Weib!“

„Unmöglich!“ stammelte Alida, sich aus seiner Umarmung windend.

„Warum nicht? Wenn wir einander lieben?“ versetzte Olaf heftig. — „Der Vater ist Dir gut —“

„Ihr werdet mich Alle hassen, verachten, wenn ich ein Wort spreche, ja, auch Du Olaf! Dringe nicht in mich, und vergiß mich, — geh'!“

„So geh' ich bis an's Ende der Welt und kehre nimmer zurück, wenn sich hier nicht Alles klar und deutlich zwischen uns entscheidet!“ murmelte Olaf schmerzlich.

„Oh das wäre vielleicht besser für uns Beide!“ schluchzte sie. — „Nun denn,“ fuhr sie mit bebenden Lippen fort, sich ermannend, „Du willst, daß ich rede, so höre. In Kopenhagen lebte seit Jahren ein jüdischer Arzt. Er stammte aus Holland und kam mit einer zweijährigen Tochter nach Däne-

mark. In Kopenhagen wohlhabend geworden, faßte er den Entschluß, nach seiner Heimat zurückzukehren. Vor fünf Monaten schiffte er sich mit der Tochter ein. Das Schiff ward durch widrige Winde gen Norden verschlagen, es scheiterte in einem Sturm, der jüdische Arzt kam um, und — ich — Olaf — ich bin seine Tochter!"

Das arme Mädchen drohte umzusinken, ihr flehender Blick streifte Olaf's Antlitz. Von entsetzlicher Angst gefoltert, wagte sie kaum zu denken, ob er in Schrecken und Schmerz, ob voll Abscheu sich von ihr wenden werde?

Doch wie? War's ein Traum, eine Täuschung ihrer Sinne? Er zog sie an sich und lächelte.

„Eine Jüdin!" murmelte er. — „Ich wußte es!"

Alida starrte ihn an.

„Wie?" stammelte sie. — „Ihr wußtet —?"

„Ich ahnte es, Mädchen!"

„Und doch —?" flüsterte Alida fast tonlos.

„Ich ahnte, daß Du nicht schliefest," fuhr Olaf fort, „als Du, die Augen geschlossen, regungslos auf dem Bette lagest, und der Alte und die Nachbarn argwöhnisch Deine Zukunft beriethen. Und da gaben mir Gott und mein Herz ein, so zu sprechen wie ich sprach. Sie wird Dich hören, sagt' ich mir, — denn ich sah verstohlen, daß Deine Augen blinzelten — sie wird Dich

hören, und wenn sie den Wink benutzt, ist sie gerettet, und — wird bleiben! Alida, Du hattest mir's angethan, vom Augenblick an, wo Du in der Nacht Deine großen braunen Augen aus der Ohnmacht zu mir aufschlugst. Und fand ich meinen Glauben in Deinen Augen wieder, warum solltest Du nicht den Deinen in meinem Herzen finden können? Wir lieben Gott und einander, was kümmern uns die Formen, durch die Dieser und Jener sich vorlügen möchte, sein Gebet sei unserm Herrgott am wohlgefälligsten? Was braucht es das, wenn wir nur beten und lieben?!"

Alida schluchzte an der Brust des Geliebten.

„Und die Andern — Dein Vater — die Fischer —?" stammelte sie.

„Was brauchen sie's zu wissen, daß Du Jüdin bist?" versetzte Olaf — „Hier hoch im Norden ist den Geistlichen die Erklärung zweier Menschen, daß sie einander angehören wollen, genug, und Du giltst für eine Christin. Was wäre gewonnen, wenn Du Dich als Jüdin bekennen wolltest und taufen ließest? Man würde Dich im Stillen doch als Jüdin betrachten, und bald hätten wir Zank, Hader und Spott, und wer weiß was noch Alles auf dem Halse, und vererbten es den Kindern obendrein! Nein, was wir wissen, Mädchen, bleibt unser Geheimniß, wir nehmen

einander, wie wir sind, und unser Herrgott wird uns nach unseren Gefühlen richten!"

Alida klammerte sich fest an den starken Mann, — so stark an Seelengröße, er, der schlichte Naturmensch des Nordens.

Sie hielten einander minutenlang umschlungen, hier auf schwindelnder Höhe, ferne von Erdenlast, niederen Sorgen und Menschensatzungen. Die letzten Strahlen der scheidenden Sonne, die über Christen, Juden, Mohamedanern und Heiden gleich liebevoll lächelt, warfen auch ihr Gold auf das Paar.

„Wir müssen hinunter!" stammelte Alida endlich.

Und Olaf trug die Verwirrte fast mehr den Felsensteig hinab, als er sie führte.

IV.

Seit jener abendlichen Begegnung an Alida's Lieblingssitze waren zwei Jahre verstrichen, und Allerlei hatte sich inzwischen verändert. Alida war Olaf's Frau geworden, und ihre Ehe ward den jungen Paaren des ganzen Westfjord's als

Muster hingestellt. Alida machte sich beliebt bei Jung und Alt, und ward nicht allein als Schwiegertochter des Sorenskrivers, sondern auch als tüchtige Hausfrau geachtet. Sie erregte wohl hin und wieder den Neid der Weiber, weil sie so ganz anders war als die übrigen Frauen und Mädchen der Gegend, unter denen sie an Kirchentagen und Festen, trotz aller ihrer Anspruchlosigkeit, wie eine vornehme Dame unter Bäuerinnen einherschritt, aber so recht gram konnten ihr alle diese Neiderinnen doch nicht werden, weil sie sich überall dienstfertig zeigte und theilnehmend, und an ihrem Betragen kein Fleckchen haftete. Olaf fuhr nach wie vor mit der Galeasse nach den südlicheren Hafenplätzen und machte gute Geschäfte. Von solchen Fahrten zurückgekehrt, ging ihm nichts über sein Weib und seinen häuslichen Herd, den sie ihm so traulich zu machen wußte. Und im zweiten Jahre seiner Ehe konnte er schon, die Pfeife im Munde, vor der Hausthüre sitzen, und den Jungen auf den Knieen schaukeln, den ihm Alida geboren hatte, einen kernigen Buben mit rothen Pausbacken, und der Mutter gleich, Zug für Zug. Aber der Junge hatte so braune, große Augen und so dunkles Haar, daß Olaf oft im Stillen denken mußte: Ein Glück ist's, daß unsere Leute da herum nichts wissen, sie würden meinen Augapfel „das Judenkind" heißen, und hätt' sich

die Alida zehnmal taufen lassen! — Die alte Edda war gestorben, aber Clas Sörensen kam doch im Hause mehr zu seinem Recht, als wenn die Alte noch mitgewirthschaftet hätte. Der Sorenskriver lebte behaglich und betrieb noch immer seinen Handel, aber er hatte diesen bedeutend ausgedehnt, und spekulirte jetzt besonders in Fellen, die er von den Lappländern einhandelte, mit der Galeasse nach den Hafenplätzen, sogar bis Christiania, gehen ließ, wo sie vortheilhaft verkauft wurden. Mehrmals im Jahre kamen die Lappländer in kleinen Caravanen aus den fernen Hochebenen zu ihm herab und brachten auf schwer beladenen Rennthieren ihre Produkte, gegen die sie Branntwein, Geräthe und allerlei sonstige Dinge einhandelten. Sörensen hatte nach Olaf's Heirat anfänglich mit Lundgreens in Feindschaft gelebt, aber sich dann mit ihnen ausgesöhnt; was der Gedanke an die ehemalige Freundschaft sicher niemals bewirkt hätte, war durch gemeinsames Geschäftsinteresse bewerkstelligt worden, — Lundgreen und Sörensen verbanden sich zu großen Felllieferungen, um wechselseitiger Konkurrenz und gegenseitigem Schaden auszuweichen. So kamen denn, obwohl dies Olaf keineswegs lieb war, Lundgreen und sein Sohn bisweilen in's Haus des Sorenskrivers, der rothe Han freilich nur, sobald sich Olaf auf Reisen befand. Alida zeigte

sich jedesmal freundlich, wenn Lundgreens vorsprachen, so konnten denn diese füglich auch nicht anders sein, der rothe Han war sogar gegen die junge Frau katzenfreundlicher als gegen irgend wen sonst, obgleich er heimlich nur darauf lauerte, etwas ausfindig machen zu können, woraus ihr ein Ungemach erwachsen müßte. Er konnte es der Fremden nicht vergessen, daß sie seine Pläne durchkreuzt hatte, denn Ilda war noch immer im Hause, wollte von keiner Bewerbung etwas wissen und war dem habgierigen Han so beim Vater im Wege. Aber auch die Züchtigung vor der Kirche, welche dem rothen Han von Olaf zu Theil geworden war, konnte der hämische Bursche nicht vergessen, und somit hatte er doppelten Anlaß, auf Rache zu sinnen. Der Sorenskriver hielt viel von seiner Schwiegertochter, aber bisweilen, wenn er durch Dieses oder Jenes verdrießlich geworden war, ging es ihm doch durch den Sinn, daß die Alida so gar nichts mit in's Haus gebracht habe. Der rothe Han benutzte diese verdrießlichen Stimmungen des Alten, allerlei in den Gedanken Sörensen's einschlagende Andeutungen fallen zu lassen, aber er that dies mit großer Vorsicht, denn er wußte wohl, daß Alida im Uebrigen zu gut angeschrieben stehe, als daß ihr so leicht die Gunst des Alten hätte genommen werden können. So standen die Sachen am Fjord.

Eines Nachmittags saßen in der kleinen Wohnstube des Sorenskriver's Lundgreen, der rothe Han und der Herr des Hauses. Sie hatten Grog in großen Gläsern vor sich und dampften aus ihren kleinen Pfeifen. Man besprach Geschäftsangelegenheiten. Ein Felltransport, den man aus den Bergen erwartete, war noch nicht eingetroffen, und diese Verspätung der Lappländer, die schon vor einigen Tagen ihre Waare hätten abliefern sollen, gab Anlaß zu allerlei Debatten. Olaf war mit der Galeasse auf der Rückreise von Christiania begriffen, das Schiff konnte jede Stunde im Angesicht der Bucht erscheinen, und man harrte sehnsüchtig der Eissteppenbewohner, um sogleich wieder nach Drontheim verladen zu können.

Alida ging ab und zu, mit häuslichen Dingen beschäftigt. Sie war wohl zehnmal des Tages, ihren Knaben auf dem Arm, den Felssteig hinaufgeklettert, und hatte von der Felsplatte, wo sich ihr Lieblingssitz befand, auf's Meer hinaus geschaut, ob sich nicht die Galeasse in der Ferne zeige. Eine angenehme Brise hielt andauernd auf's Land zu, es stand also der raschen Annäherung des Schiffes nichts im Wege. Aber es wollte sich dieses noch immer nicht zeigen.

Der Sorenskriver und seine Gäste waren in eifrigster Berathung, als ein Knecht des ersteren in's Zimmer stürzte.

„Die Lappländer kommen!“ rief er. — „Die Glocken der Rennthiere klingen schon in der Schlucht, und zwei der rothäugigen, schmutzigen Spitzbuben, die vorausgegangen sind, folgen mir auf dem Fuße. Da sind sie schon.“

Der Knecht trat von der Thür, diese öffnete sich. Zwei Lappländer, klein und dürr, wie diese verkümmerte, im Absterben begriffene Race der Ureinwohner des Landes überhaupt ist, traten in ihrer rohen Kleidung aus Rennthierfellen demüthig ein.

„Nun, zum Henker, Ihr Schelme,“ fuhr sie Sörensen an, „Ihr habt uns lange warten lassen!“

„Die Wege waren schlechter als sonst, Herr!“ versetzte einer der Lappländer unterwürfig.

„Und bringt Ihr die gehörige Stückzahl?“ fragte Lundgreen in barschem Ton.

„Noch etwas darüber,“ antwortete der vorige Sprecher, „wir werden uns wohl darum einigen, Herr!“

„Ausgesuchte Waare?“ brummte der Sorenskriver, nachdem er sein Glas geleert und von sich geschoben hatte.

„Ausgesuchte Waare!“ betheuerte der Lappe.

„Gut, wir werden sehen!“ murmelte der Sorenskriver.

Die drei Fischer erhoben sich vom Tisch.

„Geht hinaus, Ihr Schelme," herrschte Sörensen die Lappländer an, „Ihr verpestet mir mit Eurem Thrangeruch das Zimmer! Wir kommen schon!"

Die beiden Lappländer schlichen hinaus. die Fischer folgten ihnen. Von der Hausthüre aus konnte man den Zug der Rennthiere erblicken, die mit Schellengeklingel bereits die nahe Schlucht verließen. Es war ein stattlicher Zug schwerbeladener Thiere, und ein Dutzend Lappländer etwa geleiteten ihn.

Dem Zuge voran schritten drei Männer. Nur zwei derselben trugen die lappländische Kleidung. Der Dritte, ein Mann mit weißem Haar, dunklen Augen und hageren, vogelartig scharfgeschnittenen Zügen, hatte einen Pelz offen von den Schultern niederhängen und trug darunter eine zerfetzte und abgenützte städtische Tracht. Er stützte sich auf einen Stock und keuchte mühsam daher. Nach wenigen Minuten stießen die Männer zu den Fischern.

Der Greis mit dem Pelz zog bescheiden seine aus Fellen zusammengeflickte Kappe und blieb in gebeugter Haltung stehen.

„Wen bringt Ihr denn dort?" fragte Sörensen verwundert, auf den fremdblickenden Alten deutend.

In diesem Augenblick erschien Alida unter der

Thür, ihr Kind auf dem Arm. Ihr Blick fiel auf die Gruppe der Ankömmlinge. Plötzlich entfärbten sich ihre Wangen, ihre Zähne schlugen an einander wie im Fieberfrost, ihre Augen erweiterten sich schreckhaft. Sie starrte auf den Greis im Pelz und vermochte, einer Ohnmacht nahe, mit ihren zitternden Armen kaum das Kind zu halten.

„Ein armer Jude ist's," beantwortete einer der Lappländer vortretend des Sorenskrivers Frage, „ein alter, gutherziger Mann, der nun bald zwei und ein halbes Jahr unter uns lebte, und sich uns in mancher Art nützlich machte. Wir haben ihn mitgebracht, denn es treibt ihn zu seiner Heimat zurück, und da möcht' er Euch bitten, daß Ihr ihn mitnehmen möchtet nach Christiania, oder zu einer der großen Städte, wo Ihr anlegt."

Die Fischer horchten auf. Skineborg und Oesdal, die Nachbarn, waren, durch das Schellengeklingel aus ihren Wohnungen gelockt, zu Sörensen getreten.

„Ein Jude!" brummte der Sorenskriver, dessen Antlitz einen finstern und grausamen Ausdruck annahm.

„Ja, Herr, ein armer, hülfsbedürftiger Jude, ein Mensch, der elend ist und in der Heimat sterben möchte!" stammelte der Greis.

Der alte, erschöpfte Mann erhob flehend den

Blick. Da schweiften seine Augen an den Fischern vorüber zur Thür.

„Gott Israels!“ schrie er auf.

Er schwankte, an allen Gliedern bebend, sein Antlitz zuckte convulsivisch, der Stab entfiel seiner Hand, er streckte die Arme aus und schlotterte vorwärts.

„Recha!“ lallte er athemlos, die aus dem Kopf hervortretenden, blutunterlaufenen Augen starr auf Alida gerichtet.

Diese lehnte regungslos, todtenbleich, einer Bildsäule gleich, an dem Thürpfosten. Ihr Blick haftete, in unaussprechlicher Angst, flehend auf dem Greise.

Dieser wich einen Schritt zurück und stierte auf die norwegische Kleidung der jungen Frau und das Kind. Der um Erbarmen flehende Blick des Weibes drang bis in das Innerste seiner Seele, er verstand ihn. Und eine Hand an die Stirne pressend, wankte er zur Seite und hielt sich an der Schulter eines der Lappländer.

Der Sorenskriver und Lundgreen standen betroffen da. Skineborg und Oefdal wechselten Blicke mit einander. Der rothe Han aber drängte sich vor.

„Was heißt das?“ rief er mit funkelndem Blick. — „Sörensen, der Jude kennt Eure Schwiegertochter? Ihr kennt den Alten?“ fuhr er zu Alida gewendet fort.

Alida regte nichts als die bleichen, zitternden Lippen. Ihr Blick hing noch in tödtlicher Angst an dem Antlitz des Greises.

Dieser raffte alle seine Kräfte zusammen. Einige Sekunden lang schien er einen furchtbaren inneren Kampf zu bestehen, dann wurden seine Züge ruhiger, während sein Auge unstät umher schoß. Mit unsicherem Tritt näherte er sich Sörensen um einige Schritte.

„Jene Frau," sagte er mit beinahe tonloser Stimme, ohne aufzublicken, „ist — Eure Schwiegertochter, Herr?"

„Was fragst Du, Jude?" rief der Sorenskriver, dessen Antlitz sich röthete. — „Kennst Du sie?"

„Ich — ich — kenne sie nicht!" stammelte der Jude.

Alida's Brust hob sich keuchend, sie drückte ihr Kind krampfhaft an sich, ihr starres Antlitz war beinahe verzerrt.

„Aber Ihr nanntet vorhin einen Namen, und ginget der Frau dort entgegen?" rief Skineborg mit donnernder Stimme. — „Was sollte es damit, Jude?"

„Redet, und hol' Euch der Teufel, wenn Ihr lügt!" schrie der rothe Han mit wilder Geberde.

Der Greis richtete sich hoch auf. Sein Auge begegnete sekundenlang einem zweiten flehenden Blicke des Weibes an der Thür. Dann schaute

er die Frager fest und ruhig an. Aus seiner Miene waren Schreck und Verzweiflung gewichen, nur tiefer Kummer war ihr aufgeprägt.

„Verzeiht," sagte er, ohne daß seine Stimme zitterte, „die Züge dieser Frau erinnern mich an mein Kind, das mir vor Jahren durch den Tod entrissen ward."

„Und wo starb es?" fragte der rothe Han hastig.

„Viele hundert Meilen von hier, in Frankreich, Herr!" antwortete der Jude fest.

„Seltsam!" murmelte Sörensen.

„Ja, seltsam," grinste der rothe Han, „denn seht nur, wie Olaf's Frau sich entfärbt hat! Sie vermag sich kaum auf den Füßen zu halten! Seht Ihr's nicht?"

Des Sorenskrivers Augen starrten auf die Schwiegertochter.

„Was hast Du denn, Alida?" fragte er mit vor innerer Aufregung zitternder Stimme.

„Ich fühlte mich schon vorhin unwohl," stammelte die junge Frau, wie aus einer Erstarrung erwachend, „und kam deshalb vor die Thüre hinaus, — da erschreckte mich — dieser Mann, und nun, — nun ist mir todtenübel!"

„So geh' und lege Dich auf's Bett!" versetzte der Sorenskriver. Und dann sich zu dem Greise wendend, sagte er: „Und Du, Jude, packe Dich,

daß Dein verfluchter Anblick hier nicht noch mehr Unheil anrichte. Mögest Du in den Schluchten verrecken!"

Alida zuckte leise zusammen. Dann entleuchtete Entschlossenheit ihren Blicken.

„Ich will nicht die Ursache sein, Vater Clas," sagte sie mit dem Aufgebot ihrer letzten Kräfte, „daß der unglückliche Mann in's Verderben gestoßen werde. Olaf kommt morgen, vielleicht heute noch. Bis dahin gönnt dem Manne ein Obdach. Olaf denkt nicht so strenge wie Ihr, er wird ihn nach Drontheim bringen!"

„Nun denn, in den Schuppen dort mit ihm," brummte der Sorenskriver finster, „weil die Alida für ihn bittet. Dort mag er auf der Erde liegen. Fort, Jude!"

Der Jude neigte sich, einer der Lappländer drückte ihm den Stab in die zitternde Hand. Dann wankte der Greis dem Bretterschuppen zu. Er blickte nicht zur Thür, an der Alida noch immer lehnte, er starrte vor sich hin, bis er verschwunden war.

Die Frau Olaf's aber sah dem Alten nach, dann preßte sie ihr Kind an die Brust und trat wankend in das Haus zurück.

Der Sorenskriver und Lundgreen hatten im nächsten Augenblick vollauf mit den Lappländern und ihrer Waare zu thun. Der rothe Han aber

zog Skineborg und Oefdal zur Seite und flüsterte mit ihnen.

Die Nacht brach herein. Lundgreen und sein Sohn waren geblieben, des Geschäftes wegen, Lundgreen beim Sorenskriver, der rothe Han bei Skineborg. Man hatte die Rennthierheerde in einen Winkel des schmalen Landstriches getrieben, sie wurde dort von den Lappländern und den drei Knechten Sörensen's bewacht.

Die Nacht war finster. Etwa um Mitternacht mochte es sein, da öffnete sich lautlos die Thüre des Sörensen'schen Hauses. Eine Gestalt huschte, gleich einem Schatten, hervor und verschwand in den Bretterschuppen.

Kaum aber war sie dort eingetreten, als hinter aufgethürmten Balken, die in der Nähe des Häuschens lagen, mehrere dunkle Körper auftauchten, und gleich darauf drei Menschen geräuschlos zum Schuppen schlichen und sich lauschend an die Bretterwand desselben lehnten.

In dem kleinen finsteren Raume aber tappte eine Frauenhand umher und legte sich auf die Schulter des am Boden ausgestreckten Juden.

„Vater!“ flüsterte Alida — „Du schläfst?“

„Wie kann ich schlafen?“ antwortete der Jude— „Kind, wo bist Du? Wo?“

Alida sank in stummem Schmerz neben dem Greis auf die Knie. Vater und Tochter

hielten einander lange und konvulsivisch umschlungen.

Plötzlich machte der Alte sich los.

„Was hast Du gewagt, Recha!" sagte er bebend. — „Wenn Jemand im Hause bemerkt hätte, daß Du zu mir gegangen bist!"

„Beruhige Dich, Vater, Niemand hat mich gesehen! Die Knechte sind bei den Rennthieren, die Alten drinnen schlafen fest. Oh Vater, welch ein Wiedersehen! Ich glaubte Dich todt, armer Vater!"

„Als unser Boot umschlug, klammerte ich mich daran; es ward meilenweit gen Norden getrieben und dort mit mir an's Ufer geschleudert! Ich irrte einen ganzen Tag lang in einer schrecklichen Wildniß umher, bis ich auf einen Trupp Lappländer stieß. Die Leute nahmen mich barmherzig mit und führten mich zu ihren Fjelden. Und als sie erfuhren, ich sei ein Arzt, da ließen sie mich nicht wieder fort, bis ich einen von ihnen in meiner Wissenschaft unterrichtet hatte. Erst jetzt, nach vielem Flehen, ward mir verstattet, mit einem der Transporte wandern zu dürfen. Oh mein Gott, ich ahnte nicht, Dich hier zu finden, und — so! Du bist das Weib eines Fischers, bist Christin?"

„Ich bin das Weib des besten Mannes auf der Welt, den ich grenzenlos liebe! Aber Christin bin

ich nicht, mein Vater, — Olaf hat das nicht begehrt."

„Was hör' ich? So lebst Du in wilder Ehe?"

„Wir sind lutherisch getraut, Vater."

„Kind, Kind, was hast Du gethan?!"

„Oh, Vater, ich war hülflos, allein, ich wähnte Dich todt! Die Selbsterhaltung drängte mich zum Schweigen, und endlich — die Liebe! Niemand weiß hier, daß ich eine Jüdin bin, als Olaf, mein Mann, — und wir sind glücklich!"

„So will ich Dein Glück nicht stören," stöhnte der Greis, „und mit den Lappländern in die Berge zurückkehren!"

„Nicht doch, Vater!" flüsterte die junge Frau hastig und angsterfüllt. — „Olaf kommt sicher morgen von Christiania, er wird Rath schaffen, daß Du in meiner Nähe bleiben kannst, gewiß! Kann er Dich nicht scheinbar im Boote nach Bodöe führen, und Dir irgendwo in einer nahen Schlucht, wohin unsere Fischer nicht kommen, ein Versteck bauen, wohin ich heimlich schleichen kann, und wär's in der Nacht?"

„Kind, was sinnst Du Thörichtes!" murmelte der Greis hoffnungslos. — „Ihr könntet das Geheimniß nicht lange verbergen, und würdet mit mir zu Grunde gehen. Laß mich mit den Lappländern fort, sie nehmen mich gern mit, denn ich heilte viele ihrer Kranken. Und droben in den

Eisfjelden wird der Gott unserer Väter auch meine Wunde heilen, — für ewig! Euer Geheimniß bleibt in meiner Brust begraben. Das einzige, was zu einer Entdeckung führen könnte, der Paß, den ich vor dritthalb Jahren in Kopenhagen, bevor wir die Brigg bestiegen, und den ich in meiner Tasche fand, als ich dem Sturm entronnen war, muß vernichtet werden, denn Du stehst darauf. Ich hab' ihn dort, nimm ihn, verbrenn' ihn diese Nacht noch."

„Oh laß nur, Vater, thu's selber morgen, wenn Du glaubst es thun zu müssen! — Horch, was war das?"

Die junge Frau schreckte zusammen.

„Es war mir, als flüstere man draußen in der Nähe!" stammelte sie.

„Ja, ja!" murmelte der Greis angstvoll. — „Stehle Dich fort!"

Die Erschrockene schlang ihre Arme um den Vater und drückte einen langen Kuß auf seine Stirne.

„Vergib mir," flüsterte sie dann, „daß ich jetzt nichts für Dich thun kann! Aber es wird noch Alles gut werden, ich rede morgen mit Olaf! Leb' wohl!"

Die junge Frau huschte von dem Alten auf.

„Hier ist das Papier, Recha!" murmelte der Greis.

Die Frau hörte ihn nicht, sie war schon verschwunden.

Draußen blickte sie scheu umher. Sie sah Niemanden und schlich sich auf den Zehen in's Haus.

Und die Stunden bis zum ersten Tagesgrauen vergingen schweigsam.

Aber als das Morgenroth die zackigen Gipfel der Lofodden beleuchtete, kletterte Alida, ihr Kind im Arm, zu ihrem felsigen Lieblingssitz hinauf.

Jetzt war sie oben und harrte, daß der Nebel, der die Bucht und das Meer deckte, sich zertheilen möge.

Und während sie auf das Dämmergewoge mit pochendem Herzen hinabstarrte, schlichen drei Gestalten zum Bretterschuppen. Ein leiser Schrei ertönt von dort her, — der rothe Han, Skineborg und Oefdal haben den Juden gebunden und geknebelt. Sie schleppen ihn in's Zimmer des Sorenskrivers und lassen ihre Bürde auf den Boden fallen.

Sörensen und Lundgreen stehen angekleidet da, und werfen finstere Blicke auf den Unglücklichen. Skineborg löst den Knebel vom Munde des Greises.

„Sprich, Jude," fragt ihn der Sorenskriver, dessen Antlitz tief geröthet ist, „kennst Du die Frau meines Sohnes, die Du gestern gesehen hast?"

„Ich kenne sie nicht!" stöhnt der Greis.

„Wir reißen Dir das Fleisch stückweise vom Leibe, wenn Du lügst!" — fährt der Sorenskriver fort — „kennst Du die Frau?"

„Ich kenne sie nicht!" ächzt der Jude.

„Haha!" — hohnlacht der rothe Han und wühlt in des Juden Tasche. — „Vielleicht hat das da ein besseres Gedächtniß! He, alter Hund, was hast Du die Nacht so laut geplaudert?"

Und er zieht aus dem Rock des Greises ein schmutziges Papier hervor und reicht es dem Sorenskriver. Dieser schlägt es auseinander und heftet den Blick darauf. Es ist der Paß des Arztes.

„Gott unserer Väter," murmelt der arme Jude verzweifelnd, „steh' ihr bei!"

„Es ist klar," sagt der Sorenskriver finster, indem er das Papier fallen läßt, „sie hat uns Alle betrogen, das heilige Sakrament der Ehe geschändet, unsere Kirche entweiht!"

„Was verdient sie nach unseren Gesetzen?" schreit wild der rothe Han.

„Den Tod!" rufen die Fischer, mit Ausnahme des Sorenskrivers.

Dieser preßt die Hände vor's Gesicht. Er sieht im Geiste die liebliche Erscheinung Alida's, die sein Herz so eingenommen hat. Er stöhnt, wie der Jude zu seinen Füßen. Aber der Zorn überwältigt bald seinen Schmerz. Sein guter Engel flieht.

„Ruft ein Things zusammen, daß sie verurtheilt werde!“ sagt Lundgreen.

„Wie?“ schreit der rothe Han — „Ihr wollt zögern, bis der Olaf kommt und zu verhindern sucht, daß der Schimpf, den sie Gott, der Kirche, uns Allen angethan hat, gerächt werde?“

Der Sorenskriver kämpft einen Augenblick mit sich.

„Thut, was Ihr wollt!“ sagt er alsdann dumpf und verläßt hastig das Zimmer.

Lundgreen eilt ihm nach, und zieht ihn zu den Rennthieren. Han wechselt mit den drei Fischern einen Blick. Dann stürzen alle Drei hinaus und die Klippe hinan, die Alida zehn Minuten früher erstiegen hat. Der Jude aber liegt gefesselt im Zimmer und heult im Wahnsinn der Seelenangst.

Alida steht hoch oben auf dem Felsen. Der Nebel hat sich vor dem ersten Sonnenstrahl zertheilt. Sie sieht die Galeasse in der Bucht, sie sieht Olaf. Noch wenige Minuten, und er wird an's Land springen. Außer sich, reißt sie ihr Tuch vom Halse und winkt ihm. Er bemerkt sie nicht und denkt, sie schlafe noch.

Da hört er am Ufer das Geheul des Juden. Er springt zum Häuschen, in's Zimmer und starrt den Juden zu seinen Füßen an.

„Was bedeutet das? Alida!“ ruft er betroffen — „Alida!“

„Rette mein Kind, Dein Weib!“ stöhnt der Jude — „Sie morden sie — draußen — draußen!“

Olaf wird todtenbleich, er stürzt vor die Thür und blickt wild umher. Da sieht er die Drei den Felsen emporklimmen, den rothen Han voraus. Alida ist oben mit dem Kinde. Olaf stößt einen Schrei aus, er stürmt den Männern nach, und wie sie auch sich eilen, er ras't die Klippe schneller hinauf, als sie, in furchtbaren, lebensgefährlichen Sprüngen. Aber schon ist der rothe Han oben.

„Fahr' zur Hölle, Judendirne!“ schreit er und stößt die Mutter sammt dem Kinde hinab. Sie zerschellen an den Felsennadeln tief unten und rollen in's Meer.

Olaf starrt sekundenlang in die Tiefe, er sieht die Brandung über Weib und Kind schäumend zusammenschlagen. Dann brüllt er auf in wahnsinniger Wuth und stürmt weiter. Jetzt erreicht er die Felsenplatte und packt den rothen Han. Sie ringen mit einander. Han klammert sich mit der Kraft der Verzweiflung an seinen Gegner. Da gleitet Olaf aus — ein Schrei — beide Männer rollen, in einander verschlungen, den Felsen hinunter, und zerschmettern das Gehirn.

Vierzehn Tage später wurden der Sorenskriver, Skineborg und Oefdal in Ketten nach der Festung Friedrichshall gebracht.

Aus Siebenbürgen.

Ueberall wohin deutsche Auswanderer durch die Ungunst feindseligen Geschickes aus ihrer Heimat verschlagen oder durch Aufforderung fremder Herrscher bewogen wurden, ihren häuslichen Herd zu verlegen, haben sie deutschen Fleiß, Gesittung, Religiosität und jene Zähigkeit, Unverdrossenheit und Ausdauer der Willenskraft mitgebracht, die den schlichten Arbeiter der deutschen Gauen seit Jahrhunderten kennzeichnet, und die ihm treu geblieben ist trotz aller Fährlichkeiten und in den wechselvollsten Tagen eines mühseligen Lebens.

Unter allen Himmelsstrichen, in aller Herren Ländern, hat sich der Charakter und die Denkungsweise der redlichen Deutschen nicht geändert, und selbst ihre Nachkommen haben, zu Gottesfurcht und Biedersinn angehalten, gekräftigt durch den ihnen innewohnenden Trieb nach Unabhängigkeit und persönlicher Freiheit, den verderblichen Einflüssen oft barbarischer Völker Stand gehalten,

in deren Grenzmarken sich ihre Vorväter vor längst vergangener Zeit eine neue Heimat gründeten.

Nicht allein das, diese Nachkommen haben sich auch, fern vom Getreibe der Großstädte, die einfachen Sitten und Gebräuche, die kindliche Einfalt, ja die altmodische Tracht der Voreltern bewahrt. Davon gibt das fern, jenseits des Oceans in den Vereinigten Staaten von Nordamerika gelegene Pennsylvanien so gut Zeugniß, wie der sächsische Theil Siebenbürgens.

Thätiger als die anderen Nationen, welche gemeinschaftlich mit den Deutschen das herrliche Siebenbürgen bewohnen, haben diese sie seit Jahrhunderten überflügelt, vor allem im Ackerbaue und Gewerbe, diesem Grundelemente und Haupterforderniße zum Wohlstande eines Volkes. Während die Dörfer der Ungarn und Szekler in Siebenbürgen neben vereinzelten stattlichen Herrenhäusern eine Unzahl schlecht gehaltener, unsauberer und niedriger Gehöfte aufweisen, die Walachen zum größten Theile ärmliche Lehmhütten mit kleinen Fenstern bewohnen, in denen oft das Glas durch fast undurchsichtige Rindblasenhäute vertreten ist, elende Hütten mit borstigen Strohdächern ohne Schornsteine, so daß durch Dachritzen, Thürspalten und Fensterlöcher der Rauch sich einen Weg bahnen muß, während die Juden, beinahe

im Schmutz verkommend, mit ihren zahlreichen Familien sich neben diesen traurigen Behausungen der ungarischen und walachischen Landbewohner eben nicht besser angesiedelt haben, und die Erdhütten derjenigen Zigeuner, die nicht das ganze Land rastlos durchstreifen, sondern sich, gleich Schmarotzerpflanzen, an die Ortschaften des Landes anklammern, eher großen Maulwurfshügeln, als menschlichen Wohnungen gleichen, lachen uns schon von der Ferne die Dörfer und Marktflecken der Sachsen freundlich, sauber und einladend entgegen. Da sieht man fast nur steinerne einstöckige Häuser mit spitzen Giebeln, an denen sinnige Inschriften, kurze Sprüche des Erbauers Frömmigkeit verkünden; da schlingt sich der Wein zu den weißen Mauern hinan und umrankt die grünen Fensterladen, da gibt es überall vor den Häusern und zur Seite derselben zierliche Beete, in denen Aurikeln, Rosen, Levkojen prangen, da sind die Gärten und ihre Wege mit Himbeer-, Johannisbeer- und Stachelbeerhecken umzäunt, während hinter Stall, Schuppen und Vorrathsgebäuden Obstbäume im üppigsten Grase stehen, da endlich ist die breite Dorfstraße geebnet und rein, und stundenweit ringsum das wogende, goldig blinkende Meer der Getreidefelder ein beredtes Zeugniß deutschen unermüdlichen Schaffens.

Wer ahnt, wenn er diesen Wohlstand der

deutschen Colonien sieht, und die Geschichte des Ländchens nicht kennt, welche Kämpfe die ersten Ansiedler sowohl, die schon vor 700 Jahren König Geysa II. aus den unteren Rheingegenden und Westphalen hierher rief, wie ihre Nachkommen zu bestehen hatten, sich dieses Fleckchen Erde zu bewahren? Wie oft ward Alles, was sie geschaffen, vernichtet, durch räuberische Horden, Bürgerkrieg, durch Türken und Kurutzen. Ob aber auch zahllose Ueberfälle noch so verheerend wirkten, furchtbare Brände ganze Dörfer zerstörten und massenhaft ihre Einwohner in früheren Zeiten die Pest hinwegraffte, immer erstanden diese Dörfer wieder, stets anmuthiger und behäbiger; die Zähigkeit der Sachsennatur wußte alles Ungemach zu überwinden. Jetzt, wo die Deutschen zu den begütertsten Insassen Siebenbürgens gehören, erinnert nichts bei ihnen mehr an jene Zeit der Schrecken, als die in jedem Sachsendorfe auf einem Hügel gelegene Kirche, denn sie ist aus den Tagen der Drangsale her mit festungsähnlichen Ringmauern umgeben, in denen die Schießscharten nicht fehlen, mit Thüren, Basteien und festen Thoren, da in Kriegsnoth nur die Weiber mit ihren Kindern und den Heerden in die den wilden Horden unbekannten Schluchten des Karpathengebirges flohen, die Männer aber mit dem Besten der Habe und wohlbewaffnet im Gotteshause sich verschanzten,

den Tempel des Herrn zu schützen und das zum Leben unentbehrlichste Gut sich zu retten. Das ist den Männern der Thatkraft denn auch oft gelungen — die alterthümlichen, gothischen, mit Bollwerk umgebenen Kirchlein geben es kund, und der Wohlstand, der bald nach all' jenen räuberischen Ueberfällen wieder stets bei ihnen emporblühte!

Doch auch Manche der freien Sachsen, deren Privilegien kurz nach ihrer Einwanderung schon bestätigt worden, verließen im Laufe der Zeit den gesegneten Landstrich, sich und die Ihrigen den vielen Heimsuchungen zu entziehen, die stets vom Süden die Heimat überkamen. Sie zerstreuten sich hie und dort in das Gebiet der Ungarn, Szekler, ja selbst den Bakony-Wald durchdrangen Einige. Aber nur im Nordosten Siebenbürgens gelang es ihnen, ein zweites eigentliches Sachsenland zu gründen. So finden wir deutsche Bauern überall in Siebenbürgen, selbst solche, die ihr Deutschthum in ungarische oder szeklerische Tracht vermummt haben, aber das deutsche Gemüth ist ihnen doch geblieben, der deutsche Fleiß, der Ordnungssinn, und vor Allem hängen sie unverbrüchlich fest am lutherischen Glauben, der ja ihre Vorfahren schon lehrte, standhaft, muthig und freudig jeglichem Schicksal entgegenzugehen. Sie haben's nicht Alle so gut, wie ihre Brüder, die

Bauern des eigentlichen Sachsenlandes um Hermannstadt, aber sie halten in ihrer materiellen wie politischen Beschränkung nicht weniger an den höheren Gütern des Daseins fest und machen dem deutschen Namen keine Schande, und wo man in einem Dorfe, das der Mehrzahl nach von Ungarn, Szeklern oder Walachen bewohnt ist, ein Häuschen sich durch Reinlichkeit und Nettigkeit auszeichnen sieht, da gehört es sicher einem „Sachsen."

Unmittelbar am Flusse Alt oder Aluta, zwischen Hermannstadt und Kronstadt, liegt das Städtchen Fogarasch im Thale gleichen Namens.

Wie reizend ist dieses Thal! Eine der trefflichsten Straßen Siebenbürgens zieht sich durch dasselbe. Gegen Norden begrenzen es die nur 4 bis 700 Fuß sich über das Thal erhebenden Höhen des Binnenlandes, während sich im Süden das majestätische, bis über 6000 Fuß emporsteigende Hochgebirge mit seinen schroffen Klippen, wilden Schluchten, malerischen Hochwiesen, seinen Eichen- und Rothbuchenwaldungen, seinen über diesen bis zum nackten Felsgestein emporklimmenden Fichtenwäldern daran entlang zieht. Wunderbar schön ist der Contrast, den Gebirgskette und Ebene hier entfalten, welch' letztere von den Alpen aus terrassenartig sich ausdehnt, so daß die aus jeder der zahllosen Schluchten hervorbrausenden Bäche das

Thal durchrauschend eine ganze Schaar weißglitzernder kleiner Wasserfälle bilden.

An diesen krystallhellen Bächen, die mit reißender Schnelligkeit zum Alutafluß dahinströmen, liegen hier eine Papiermühle, dort eine Oelfabrik, weiterhin eine Baumwollenspinnerei, da und dort verstreut Glashütten und in großer Zahl Getreidemühlen. Auch armselige walachische Dörfer tauchen zur Rechten und Linken der Fahrstraße im Thale auf, jene traurigen Lehmhütten, aus denen der Rauch durch Thür, Fenster und Strohdach seinen Ausgang sucht, und in denen Arbeitsscheu, geistige Verkommenheit und Schmutz ihren unveränderlichen Aufenthalt haben.

In der Ebene schweift der Blick über Kukuruz-, Flachs- und Kornfelder, je näher man aber dem Marktflecken Fogarasch kommt, desto mehr werden sie durch herrliche Tabakpflanzungen verdrängt, die fast unübersehbar das Städtchen umgeben, dessen Bevölkerung, ein echt siebenbürgisches Völkergemisch aus Ungarn, Armeniern, Sachsen, Walachen, Juden und Zigeunern, in dem der Sachse die Minderzahl bildet, vom Tabakbau, Brantweinbrennen, vom Handel und Gewerbe lebt. Der Sachse kann hier seinem Lieblingsberufe, dem Weinbau, nicht folgen, denn die Traube gedeiht nicht so nahe dem Hochgebirge. Aber er weiß auch hier vor den andern, neben ihm woh-

nenden Racen seine Tüchtigkeit als Landmann zu bewähren, und die Gemeinschaft, in der er mit denselben lebt, thut weder seinem Fleiße Abbruch, noch seiner Religiosität, er arbeitet im Gegentheil mit verdoppeltem Eifer und hält, so vielen fremden Glaubenselementen gegenüber, mit fast rührenderer Standhaftigkeit an seinem Glauben fest, als seine reicheren Landsleute, die südlich vom großen Kokelflusse in durchweg protestantischen Dörfern wohnen.

Es war ein Sonntag im Monat August, und die Sonne sandte versengende Strahlen hernieder.

In einer der ersten Nachmittagsstunden ritt ein junger Mann durch das Thal von Fogarasch.

Er hatte etwa drei Meilen vor dem genannten Marktflecken eine jener Getreidemühlen verlassen, welche an den Gebirgsbächen so malerisch gelegen sind. Das Gehöfte, aus dem der junge Mann hinausgeritten, war eines der stattlicheren und die Mühle eine der größten und besteingerichteten der Umgegend. Beim Scheiden hatte er von einer ältlichen, robusten Frau, die am Eingange des Gehöftes gestanden war, lächelnd und herzlich Abschied genommen. Jetzt war er bereits zwei Stunden die Straße nach Fogarasch, trotz der brennenden Hitze, bald in gestrecktem Galopp, bald in fliegendem Trab dahingejagt, und ritt

nun langsam, den Ort unmittelbar vor sich, zwischen den Tabaksfeldern hindurch.

Der jugendliche Reiter trug die Kleidung eines ungarischen Seminaristen, Dolman und Kalpak waren elegant und von feinem, schwarzen Stoff. Kurz, man sah ihm den nyalka legény an, den Stutzer.

Das Pferd, welches der hübsche junge Mann ritt, war eines jener zottigen, unermüdlichen kleinen Bergpferde, die im Szeklerischen ihre Heimat haben.

Nun der Reiter sein mit Schweiß und Schaum bedecktes, aber immer noch muthiges Pferdchen langsam gehen ließ, versank er, der zuvor während des tollen Rittes keck und lebensfroh um sich geblickt hatte, in gewissermaßen träumerisches Sinnen, es schien dies wenigstens nicht allein seine nachlässige Haltung anzudeuten, sondern auch der Ausdruck seiner schönen, regelmäßigen Züge. Die dunklen Augen blitzten nicht mehr zuversichtlich über die Strecke hin, welche noch bis nach Fogarasch zurückzulegen blieb, sondern waren gedankenvoll und starr auf das die Häuser des Ortes überragende Schloß gerichtet, das 1310 der Woywode Ladislaus Apor erbaute, Fürst Gabriel Bethlen um das Jahr 1613 zu einer noch festeren Citadelle umschuf, die jetzt von einer kleinen Garnison besetzt ist.

Zu den vier Eckthürmen dieses Schlosses und demjenigen der unmittelbar hinter demselben gelegenen Kirche schweifte also des Reiters Blick, dann glitt dieser weiter zu der fernerstehenden, weiß und frisch erglänzenden Kirche der Reformirten, deren frommer Eifer erst seit einigen Jahren das schöne Gotteshaus bauen ließ.

Ein Seufzer entrang sich den Lippen des jungen Mannes. Dann aber fuhr er aus seiner Träumerei empor, als habe ihn dieser sein eigener Seufzer aufgeschreckt.

Er zog eine kleine goldene Cylinderuhr hervor und schaute flüchtig darauf.

„Teremtette, die Zeit ist da, die mir Erzsébet bestimmt hat!" murmelte er in ungarischer Sprache vor sich hin — „Ich darf sie nicht warten lassen!"

Er ließ die Uhr verschwinden und griff zu einer zierlichen Tschuttora, dem in Ungarn bei Vornehm und Gering beliebten, mit Füllenleder überzogenen Holzfläschchen, das er mit einem eleganten Riemen über die Schulter gehängt hatte. Hastig trank er einige Schlucke vom süßen und feurigen Ungarweine.

„Vorwärts, Szikra!" rief er alsdann seinem Pferde zu, indem er ihm die Sporen einsetzte.

Das kleine Roß machte einen Satz, knirschte

in's Gebiß, schlug aus und stürmte dann wild-schnaubend mit seinem Reiter die Straße zwischen den Tabaksfeldern entlang. Es machte seinem Namen Szikra — „der Funke“ — Ehre!

Dicht vor dem Orte warf der junge Reiter das weitausgreifende Pferdchen mit Gewandtheit herum und bog mit Blitzesschnelle in einen Weg ein, der zwischen den Tabaksfeldern und den an diese stoßenden Hecken der Obstgärten hinlief, welche rückwärts an den Häusern des Marktfleckens liegen.

Auf dem Wege begegnete ihm Niemand, die Bevölkerung des Ortes war entweder zur Kirche, oder gab sich, wenn dieses der Glaube nicht gebot, dem süßen Sonntagsnichtsthun hin. Wer hätte auch um diese Stunde freiwillig dem glühenden Sonnenglanze trotzen mögen? Hier und dort tauchte wohl aus den breiten Tabaksstauden zur Linken der, trotz der afrikanischen Glut mit der gewohnten Pelzmütze bekleidete Kopf eines Walachen auf, dem die Nachmittagsrast im Freien lockender als die ungewisse Erquickung auf hartem Lager der räucherigen Hütte erschienen war, sonst aber ließ sich keine Seele blicken.

Das kleine Roß mochte etwa eine Minute lang in gestrecktem Galopp an den Hecken vorübergeflogen sein, als der Reiter plötzlich die Zügel an sich riß und einen leisen Pfiff ertönen

ließ. Das Pferd stand wie durch Zauber gebannt.

Es war das hinter der ungewöhnlich hohen, oben mit Dornenreisern belegten Hecke eines langen Obstgartens, in dem die Bäume in fußhohem Grase standen. Die Rückseite des Hauses, zu dem der Garten gehörte, schimmerte weiß und freundlich durch jenes Gewirre der Hecke, das nicht dem Blicke undurchdringlich war. Der spitze Giebel des Gebäudes, die frischgrünen Fensterladen, die Nettigkeit der angrenzenden Stallungen und Schuppen verkündeten, daß hier die Besitzung eines Sachsen sei.

Der jugendliche Reiter ließ die Zügel fallen, richtete sich in den Steigbügeln auf und trachtete über die Hecke hinweg zu schauen.

Während er dieses that, schlüpfte plötzlich, ohne daß er es gewahrte, etwa eine Klafter von der Stelle entfernt, auf welcher das Pferd mit gesenktem Kopfe den dichten Rasen beschnüffelte, eine schlanke Mädchengestalt aus einer Lücke hervor, die in der Hecke sich fast am Boden befand.

Das junge Mädchen, die in solcher Weise auf dem, das Tabaksfeld vom Obstgarten trennenden Wege erschien, hatte kriechen müssen, um durch die Hecke zu kommen, es war ihr dieses aber so vollständig gelungen, daß der über das Reisig spähende Reiter sie erst bemerkte, als sie nun rasch

und leise, kichernd an das bereits unbekümmert grasende Roß herantrat und den Steigbügel mit den Fingerspitzen berührte.

Ueberrascht blickte der junge Mann zu dem Mädchen nieder, dann stieß er einen leisen Freudenruf aus, und schwang sich blitzgeschwind aus dem Sattel. Ein leichter Handschlag brachte das kleine Pferd, das jetzt zwischen dem jugendlichen Paare stand, zur Seite; der Reiter aber zog das sich züchtig sträubende und erröthende Mädchen zu sich heran, und drückte sie leidenschaftlich an sich.

„Du bist so ungestüm, Istvan!" murmelte sie im anmuthig singenden Dialekt der Siebenbürger Sachsen, indem sie zugleich unruhig über die Schulter des jungen Mannes hinaus auf die Tabaksfelder schaute — „Wenn uns nun da drüben wer sehen thäte —!"

„Beruhige Dich," entgegnete der Reiter in dem eigenthümlich klingenden Deutsch der Ungarn, — „ich hab' vorhin schon umhergespäht und Niemanden gesehen. Wenn da herum irgendwo ein Walache oder Zigeuner unter den breiten Blättern liegen sollt', so wird er nicht allein von der Hitze, sondern auch vom Morgenrausch benebelt sein! Ich sag's Dir ja, Erzsébet, ich habe nicht einmal den Schatten eines Menschen da herum gesehen!"

„Ganz gut," versetzte Elisabeth lächelnd — der Reiter hatte den Namen des Mädchens un=

garisch ausgesprochen — „aber mich hast Du zuvor auch nicht bemerkt, und ich war doch ganz in Deiner Nähe! Du bist also nicht gar so zuverlässig, Istvan! Und sieh' nur, was Dein Ungestüm obendrein angerichtet hat — der schöne Blumenstrauß, den ich vorhin für Dich pflückte, ist nun ganz verdrückt!"

Der junge Reiter hielt die eine Hand des Mädchens. Er ließ einen glühenden Blick über die liebliche Erscheinung gleiten, der die altdeutsche, schmucke Sonntagstracht so überaus gut stand.

Jetzt haftete dieser Blick auf dem üppigen Busen, und da steckte denn vor dem knappen, blitzenden Mieder der Blumenstrauß, von dem soeben die Rede gewesen war. Freilich waren sie arg verdrückt, diese frischen Rosen, Nelken und Narcissen!

Aber dennoch streckte sich die Hand Istvan's darnach aus.

„Ich nehme sie zur Strafe, wie sie sind!" flüsterte der junge Mann — „Darf ich?"

Und sein verliebter Blick traf die blauen Vergißmeinnichtaugen des drallen siebzehnjährigen Kindes, auf dessen Wangen jetzt schönere Rosen blühten, als die verdrückten am Busen mochten gewesen sein.

Die Hand Istvan's schien keine Antwort ab-

warten zu wollen; sie berührte bereits den Blumenstrauß.

Das Mädchen aber trat lächelnd mit einer leichten Wendung ihres Körpers einen Schritt zurück.

„Halt!“ sagte sie. — „Schon wieder ungeduldig! Zu nehmen hast Du nur, was Dir gegeben wird! Und ich geb' Dir schon den armen Strauß. Was sollt' ich denn damit? Er ist einmal verdorben, und der Vater würd' mich fragen, wie so das gekommen? Kann ich's denn sagen, daß mein Liebster nicht bescheiden ist, wie's die deutschen Burschen mit ihrem Mädchen sind?“

Und dabei zog das hübsche Kind den zerknitterten Strauß aus dem Busenlatz hervor.

„Da nimm!“ setzte sie lachend hinzu und reichte dem jungen Reiter die Blumen hin. — „Heut' geb' ich Dir keinen andern Strauß, das soll Deine Straf' sein!“

Istvan nahm die Blumen und zog die schmucke Sächsin wieder an sich.

„Ja, siehst Du, Erzsébet,“ sagte er. — „Eure deutschen Burschen haben Milch statt des Blutes in ihren Adern, aber — en magyar vagyok — ich bin ein Magyar! Das mußt Du halt schon gelten lassen, Erzsébet! Wo aber —“ fuhr er plaudernd fort, indem er das zierliche Bärtchen der Oberlippe drehte — „bist denn Du hervorgeschlüpft,

daß Du so plötzlich da neben mir stehen konntest? Ich hab' Dich dort hinter dem Hause im Obstgarten auf der Lauer geglaubt, und gedacht, Du werdest, wie gewöhnlich, auf die Straße hinaus gehen und um die Ecke Eures Schuppens hierher einbiegen."

„Siehst Du dort unten nicht die Oeffnung in der Hecke, Istvan?" antwortete das Mädchen. — „Ich habe da heute in aller Früh' die Zweige durchbrochen, denn von der Gasse aus durch den schmalen Feldweg zu Dir hieher kommen, ist doch zu gefährlich. Der Michael, der Sohn unseres Nachbarn gegenüber, starrt immer, wenn er Sonntags nicht in der Kirche, oder Wochentags nicht bei der Arbeit ist, vom Fenster aus auf unser Haus. Und da könnt' er mir einmal nachschleichen, wenn er mich fortgehen sähe! Du weißt's ja, daß er gern um mich werben möcht', und darnach trachtet, mit mir allein reden zu können!"

„Soll dem Mischko der Blitz den Schädel einschlagen, adta németje!" murmelte Istvan, einen Augenblick verdüstert. Dann fuhr er fort: „Aber wie kommt's, daß Dein Vater, der die umsichtigen Augen überall hat, nicht heute schon den Weg durch die Hecke bemerkte?"

„Ich hab' an der Seite des Gartens Reisig vor die Oeffnung gelegt," versetzte das Mädchen, „und entdeckt er sie noch, nun, dann haben die

Schweine der Walachen vom Weg aus das Loch in die Hecke gewühlt! Ich bin leider Gottes um Deinetwegen, Istvan, schon in's Sündigen hineingerathen, daß ich mich für eine Nothlüge nicht zu gut achten muß! Und zu was wird das alles führen, frag' ich?"

Die Züge Elisabeth's wurden ernst und traurig, sie senkte das rosige Antlitz mit beinahe trostlosem Ausdruck.

„Es ist wahr," brummte Istvan halb vor sich hin, „ich muß wie ein tolvaj — wie ein Dieb zu der Geliebten mich stehlen. Aber" — fuhr er auf — „das wird ein Ende nehmen, Erzsébet! Ich bin so wenig für heimliches Wesen, wie Du! Und es geht mir so Allerlei durch den Sinn, was ich Dir mittheilen muß. Aber sag' mir, ist Dein Vater schon so zeitig heute über die Brücke nach Galatz zum Bierhause?"

„Nicht doch, Istvan! Er hält noch Mittagsruhe!" entgegnete das Mädchen lächelnd — „Du glaubst wohl gar, der Deutsche sitze den ganzen Tag beim Gerstensaft? Du mußt ja noch von früherher wissen, daß der Vater in Allem mäßig ist. Und bei uns hat sich nichts geändert, seit Ihr aus unserer Nachbarschaft fortgezogen und auf der Mühle lebt —"

„Das heißt, die Mutter, Erzsébet," unterbrach sie Istvan — „denn ich bin ja nun schon seit

Jahren immer nur auf einige Wochen dorthin gekommen, das weißt Du. Mir gefällt's auch gar nicht dort, wenn auch die Leute sagen, daß die Mühle gar so schön und romantisch gelegen sei! Hat nicht der gute Vater dort sterben müssen, kaum daß wir hinüber gezogen waren? Und teremtette, ist die Mühle, die dumme Erbschaft vom Oheim Lajos, nicht Schuld, daß der Vater das Gehöfte neben Euch aufgegeben hat, und ich meine liebe Jugendgespielin Erzsébet verlieren mußte?"

„Nun," antwortete das Mädchen, — „Du hättest ja auch von hier aus in's Seminar nach Karlsburg müssen, Istvan."

„Das ist noch die Frage!" gegenredete dieser lebhaft — „Und es würde wohl Alles anders gekommen sein. Ich lasse mir's nicht ausreden, den Vater hätte nicht das Fieber hingerafft, wäre er hier geblieben, seinen Tabak fortzubauen. Und auch meine Schwester, die Marischka, die nun leider Gottes vor zwei Jahren doch hat sterben müssen, wäre nicht als einjähriges Kind ebenfalls so lebensgefährlich am Fieber erkrankt, daß die Mutter in ihrer Herzensangst zu dem Gelübde getrieben ward, mich dem geistlichen Stande widmen zu wollen, wenn die Marischka nur wieder gesund würde. Ja, ja, und die Marischka hat dann noch zehn Jahre gelebt, ich aber, der tolle

Bursche, hab' müssen in's Seminar wandern! Und wie gern that ich's damals, trotzdem ich lieber alles Andere in der Welt als Geistlicher geworden wär', denn man sagte mir: Du weihest Dich ja dem Himmel, weil Marischka Euch hat auf Erden bleiben dürfen! — Jetzt ist sie uns doch genommen worden, ich aber lebe längst in innerem Zwiespalt mit mir selber, ich bin schon meinem ganzen Wesen nach nicht für den Beruf geschaffen, dem ich mich widmen soll! Und nun vollends, Erzsébet — nun ich Dich wiedergesehen hab' und in unseren Herzen die alte Kinderliebe sich zu junger, lebensfrischer Leidenschaft umgewandelt hat, nun fühle ich nicht die Kraft in mir, dem Rufe des Gelübdes zu folgen! Und doch will man von mir, daß ich binnen acht Tagen in's Stift als Alumne eintrete! Das kann — das werde ich nicht!"

Der Blick des jungen Mannes flammte trotzig auf. Dann verschränkte er die Arme und starrte düster vor sich hin.

Elisabeth aber legte bekümmert eine ihrer kleinen Hände auf seine Schulter und sagte im Tone peinlicher Besorgniß: „Istvan, was willst Du thun? Denk' an Deine Mutter, Du bist ihr einziges Kind! Willst Du ihr den Seelenfrieden nehmen?"

„Wie?" rief Istvan auffahrend. — „Hat der

Himmel ihr Wort gehalten? Ist nicht Marischka todt? Und haben Eltern überhaupt das Recht, über das geistige Sein ihrer Kinder zu verfügen? Ist die Seele eines Kindes ein Besitzthum, das ein Vater, eine Mutter für diesen oder jenen Zweck hingeben kann? Und wäre er ein noch so heiliger, das können Eltern nicht! Glaubst Du selbst, die Mutter werde sich ihren Seelenfrieden bewahren, wenn sie sich täglich sagen müßte: Mein Sohn ist ein Diener des Herrn und trägt weltliche Wünsche im Herzen?! — Eine Frau, die wahrhaft ihre Kinder liebt, wie eine Mutter soll, wird nicht um des leiblichen Wohls des einen willen das geistige des andern opfern!"

„Istvan, Deine Mutter liebt Dich, hat Dich nicht weniger als Marischka gehätschelt, wie diese noch lebte!" unterbrach ihn das Mädchen in sanft vorwurfsvollem Tone. — „Klage die Mutter nicht an, sie hat nach ihrem Begriff im besten Glauben, nach redlichster Ueberzeugung gehandelt, denn mit dem heißen Wunsche, sich das eine kranke Kind zu erhalten, weihte sie das andere dem Dienste des Herrn, als dem würdigsten Berufe, den auf Erden der Mensch ausüben kann, falls er ganz von dem Geiste der reinen Christuslehre durchdrungen ist. Die gute Frau hat nur in Einem gefehlt, so viel ich nach meinem schlichten Verstande urtheilen kann: sie hat Dir seit Deiner

Kindheit wiederholt, daß Du einem Gelübde Folge leisten müssest und dieser Gedanke hat Deine Sinne befangen, und Dich nach Deinen Begriffen einem Märtyrer gleichgestellt. Man sagte Dir, Du mußt entsagen, und glaube mir, Istvan, das hat Deinen Widerstand erweckt!"

„Das ist es nicht, Erzsébet!" entgegnete der junge Mann heftig erregt. — „Ganz andere Dinge sind es, die mich mit Mißtrauen und Abneigung gegen den Beruf erfüllt haben, dem ich mich widmen soll! Ich verbrachte meine erste Jugendzeit hier in Fogarasch mit Euch und einigen lieben Nachbarsleuten. Was dachte ich damals viel daran, daß es einst Protestanten waren, die sich mir liebevoll bezeigten, die mit mir spielten und kos'ten! Ich folgte den Eltern zur Mühle an den Fuß des Gebirges, von nun an umgab mich ein anderes Leben, aber die schönen Erinnerungen an Fogarasch begleiteten mich überall hin, die ehrwürdige Gestalt Deines Vaters, Deiner seligen rechtschaffenen Mutter, die liebe, reizende Erscheinung meiner kleinen Gespielin Erzsébet, und noch manches vertraute, freundliche Gesicht! Sie wurden mir heilig, diese Erinnerungen, ich knüpfte daran mein ganzes Jugendglück! So kam ich in's Seminar. Hier stellte der Geist starrer Unduldsamkeit sich meinen Jugendträumen entgegen. Hier hieß es, die Protestanten seien Ketzer, die in ihrem

Unglauben des Himmels nicht theilhaftig würden, und mit denen der katholische Christ keine Gemeinschaft pflegen dürfe! — Das predigte man mir, der ich Euch in meinem Kindesherzen einen Altar aufgebaut hatte. Warum solltet Ihr fluchwürdig und schlecht und gering vor Gott sein? Hatte ich nicht oftmals Eurer Andacht gelauscht, und war diese nicht so fromm und gottesfürchtig gewesen, wie diejenige der Leute unseres Glaubens? Wenn wir als Kinder bei einander gesessen, Du, Erzsébet, und ich, hatten wir da nicht oftmals einander unsere Gebete im Austausch vorgesagt, und waren diejenigen der kleinen Protestantin nicht von demselben Geiste der Liebe und Ehrfurcht für den Höchsten erfüllt gewesen, als die meinigen? Und wußte ich nicht noch recht gut, daß es in Fogarasch immer geheißen hatte: Die Protestanten sind fleißige, stille Leute, ohne Lug und Trug, und vor Allem die Deutschen muß man achten, denn das Beispiel, das sie durch Biedersinn und Thätigkeit geben, eifert an, und der Wohlstand jeglichen Ortes, in dem sie einen Theil der Gemeinde bilden, mehrt sich von Jahr zu Jahr. — Und dennoch lehrt man mich Euch verdammen! Sieh', Erzsébet, das gab mir zu denken, und als ich größer ward und verständiger, da las ich im Stillen wohl Manches, was ich nach der Ansicht meiner Lehrer nicht hätte lesen

sollen. aber ich kam dabei zur Erkenntniß, daß Gott die ganze Menschheit mit gleicher Liebe umfaßt, daß er für Alle, die ihn vor Augen haben und Nächstenliebe im Herzen tragen, sein Himmelreich bereit hält, mögen sie nun dieser oder jener Confession angehören! Und nun dieser Glaube in mir lebendig und unumstößlich geworden war, obwohl ich nicht wagte, ihn Jenen gegenüber laut werden zu lassen, die mich das Gegentheil lehrten, nun standen auch die lieben Gestalten aus meinen Jugenderinnerungen leuchtender als je vor meiner Seele, nun schwor ich mir hoch und theuer, nicht einer der Verkünder jener Lehre zu werden, welche die Menschensatzung, die Form über das wahre Wesen des Christenthums erhebt! Ich kam hierher und sah Dich nach Jahren wieder, Erzsébet, unsere Herzen fanden einander, — was soll ich noch weiter sagen? Glaube nicht, daß sich mein Sinn von Gott, von meiner Religion abgewendet habe, aber er gehört auch Dir, Mädchen, und Dir entsagen will und kann ich nicht. Dein Vater hat mich immer gern gesehen, und gibt er Dich mir zum Weibe, dann wirst Du mein, mag selbst die Mutter sich von mir wenden!“

Elisabeth schrak zusammen. Dann blickte sie den geliebten Jugendgefährten traurig an.

„Das ist nicht schön gesprochen, Istvan,“

sagte sie langsam — „und ich glaube zu Deiner Ehre, Du hast nur unbedachtsam herausgesagt, wovon bei ruhiger Ueberlegung Dein Herz nichts wird wissen wollen. Wie kann's ein Glück für uns geben, wenn uns der Segen der Eltern fehlt? Hast also doch, wie mir scheint, der Mutter schon Alles entdeckt —?"

„Ich hab's," entgegnete Istvan grollend — „und die Mutter hat meine Bitten und Vorstellungen zurückgewiesen!"

„Und Du glaubst, mein Vater, so gern er Dich hat, werde unter solchen Umständen in unsere Heirat willigen?"

„Dein Vater ist ein frommer, aber auch ein aufgeklärter Mann. Er wird einem Unrecht nicht beipflichten, das an mir begangen werden soll!"

„Ja, ja, Istvan, der Vater ist aufgeklärt, aber eben deshalb, ich sag's Dir, willigt er so wenig in unsere Heirat, wie Deine Mutter."

„Und warum nicht?"

„Sieh', Istvan, ich kenne den Vater wie mich selber, denn er ist ja jederzeit gerade heraus, und von ihm hab' ich gelernt, in seiner Weise zu denken. Darum weiß ich auch, was er sagen wird, wenn Du vor ihn hintrittst. Höre, Istvan, wird er sagen, Du bist ein braver Bursch', und wär'st mir schon recht für die Elsbeth, hast auch just das Zeugs, sie glücklich zu machen, und genug

vom Glauben, mit ihr an unserm Herrgott festzuhalten, wenn Du Dich auch aus dem Rechten, das eigentlich dem Christenmenschen geziemt, hinausstudirt hast, und weder ein Katholik in Dir steckt, noch ein Protestant, aber sieh' — Du bist ein Ungar, und die Elsbeth ist ein deutsches Mädchen, da wird's einen Haken geben, Istvan! Als Magyar wirst Du mehr zu Leuten Deines Stammes halten, als zu denen Deiner Frau. Deine Leute aber halten sich für besser als die Deutschen und werden Dein deutsches Weib geringschätzig behandeln."

„Teremtette! Das sollte Einer wagen!" fuhr Istvan leidenschaftlich auf, indem er die Fäuste ballte.

„Ruhig, Istvan! Laß mich zu Ende reden, was der Vater Dir sagen wird. Sieh', guter Istvan, wird er sagen, als Magyar bist Du ein Hitzkopf, da wird's zu Anfang der Elsbeth wegen mit Deinen Verwandten und Freunden Händel geben. Das mag mit der Zeit aufhören, aber wie Wassertropfen, die unausgesetzt auf den Stein niederfallen, ihn endlich aushöhlen, so wird ein verächtliches, wenn auch scheinbar absichtsloses Wort, das Du alle Tag' hören, ein mißachtender Blick, den Du täglich auffangen wirst, Dich am Ende doch gegen Dein Weib aufreizen."

„Erzsébet —!"

„Einmal fällt solch' ein Wort, solch' ein Blick doch auf einen fruchtbaren Boden, denn nicht alle Tage gibt's Sonnenschein in der Ehe, und dann ist's bald aus mit dem häuslichen Glück! Da wirst Du finden, daß die ruhige Deutsche Dir denn doch zu kalt ist, daß die Erzsébet für Dich, den Studirten, nicht Bildung genug besitzt."

„Du legst es darauf an, mich zu foltern, Mädchen," unterbrach sie Istvan lächelnd — „es ist klar! Denn weiß ich nicht, daß Deine Erziehung über Euern Stand hinaus geht, und die meisten unserer Ungarinnen sich darin so wenig mit Dir messen können, wie bei Verrichtungen in der Wirthschaft, um die sie sich gerade nicht sonderlich scheeren? Muß mir, dem Hitzkopf, wie Du sagst, nicht obendrein ein Weib lieber sein, das meiner Leidenschaftlichkeit Ruhe und Sanftmuth entgegensetzt, als eine heißblütige Ungarin, die nichts vom nachgiebigen deutschen Gemüth hat? Die Weiber meiner Race sind gut für gute Tage, aber die treue, unverdrossene Deutsche ist das auch für böse Zeiten. Die wird aber keine Verwandtensippschaft über uns bringen können, Erzsébet, denn der liebt sein Weib schlecht, der weniger darauf hört als auf Verwandte und Gevattersleute! Die Einen und die Andern gehören nicht grade in die Wirthschaft, und man kann auch ohne sie leben! Geh, gyöngyvirágom, wenn Dein Vater nichts Anderes

vorzubringen weiß, als Du, dann kann ich so gut mit ihm fertig werden, wie mit Dir, Erzsébet, die Du das Alles Dir gar so vernünftig hast ausdenken können, daß mir ordentlich bange werden müßt', wenn das, was Du da gesagt hast, nicht blos die Ansicht Deines Vaters, sondern auch die Deinige wäre!"

Das Mädchen blickte erröthend zu Boden.

„Ich bin aber mit dem Vater noch nicht zu Ende!" sagte sie dann zögernd und beinahe kleinlaut.

„Ei sieh' doch," versetzte Istvan lächelnd, indem er dem Mädchen unter's Kinn griff und so ihr Köpfchen in die Höhe hob — „ist der Alte noch nicht mit seinen Einwürfen fertig? Nun gut, bringe Alles vor bis auf's Punktum, und ich will Dir Alles widerlegen, just als hätt' ich Deinen Vater vor mir, wenn's mir denn doch im Grunde so scheint, als müsse der Alte herhalten, damit Du mir mit guter Manier Deine eigenen Bedenken sagen könnest! Aber nur zu!"

„Du lachst, Istvan," entgegnete das Mädchen, von Neuem erröthend — „aber dennoch klingt, was Du mir da lachend sagst, wie ein harter Vorwurf! Du weißt, daß ich Dich über Alles lieb hab', aber eben, weil Dir mein ganzes Herz gehört, geht mir Dein künftiges Wohl über mein Glück! Leg' mir's d'rum nicht als kaltherzig und schlecht aus, wenn ich besorgt bin!"

„Jetzt ist's heraus!" antwortete der junge Mann ernst — „Hinter dem Vater steckt die Tochter! Ich hab's schon gehört und auch wo gelesen, daß die deutschen Mädchen sich gern, wenn sie lieben, mit allerlei Bedenken selber martern. Es mag im Blute liegen, daß sie stets bereit sind, in's eigene Fleisch zu schneiden, und die Entsagung weiter zu treiben, als es die Liebe fordert! Aber wenn Du das auch möchtest und könntest, Erzsébet, ich lasse es nicht zu. Und so gewiß ich niemals ein Pfaffe werde, so gewiß wirst Du mein Weib!"

„Istvan," sagte das Mädchen ruhig — „Du hast im Seminar weder die Landwirthschaft erlernt, noch ein Gewerbe. Wovon willst Du eine Frau ernähren, wenn die Mutter sich von Dir wendet, und Dir die Mühle nicht überläßt?"

Der junge Ungar blickte das Sachsenmädchen durchdringend an.

„Und mit dieser Frage," versetzte er dann lachend, „gesteh's, Erzsébet, hast Du den letzten Trumpf des Vaters ausgespielt, nicht so? Nun denn" — fuhr er ernsthaft fort — „auch hier will ich Dir Antwort geben. Wer etwas Tüchtiges werden und ein Mädchen sich erringen will, die er über Alles liebt, den werden zwei Dinge unerschütterlich aufrecht halten und rastlos vorwärts treiben, daß er das vorgesteckte Ziel erreiche: Das

Ehrgefühl und die Liebe! Ich habe meine Zeit im Seminar doch nicht unnütz zugebracht, Erzsébet, und der Wille, sich seine Existenz zu gründen, reicht hin, sie zu finden. Wirst aber auch Du Muth und Willen haben, Mädchen, dann ein Leben der Entbehrung mit mir zu führen, wenn ich Dir kein besseres würde bieten können?"

„Du fragst noch, Istvan?" flüsterte Elisabeth hingebend, indem sie sich an die Brust ihres Geliebten warf.

„Nun denn," flüsterte Istvan zärtlich dagegen, „ist Deine Liebe zu mir so stark, so wird sie Dich auch in meine Arme führen, möge meine Mutter mich verstoßen, Dein Vater sich gegen unsere Verbindung auflehnen. Schwöre mir, daß Du mir folgen willst, wenn dies geschehen sollte!"

Das Mädchen sah dem Geliebten gerade und ehrlich in's Gesicht. Ihre großen blauen Augen füllten sich mit Thränen.

„Das kann ich nicht schwören, Istvan," antwortete sie — „ich würde Dir kein Glück in's Haus bringen!"

„Du sollst Vater und Mutter verlassen und dem Manne folgen!" rief Istvan im Tone der Erregung.

„Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohl gehe und Du lange lebest auf Erden!" setzte Elisabeth sanft, doch mit fester Stimme hinzu.

„Erzsébet, Du liebst mich nicht, wie ich Dich liebe!" rief der junge Mann, in heftiger Leidenschaft alle Vorsicht vergessend, indem er zugleich den Blumenstrauß der Geliebten weit von sich warf.

„Oh mein Herrgott!" stammelte das Mädchen schluchzend, im Ausdruck unsäglichen Schmerzes das Antlitz mit den Händen bedeckend.

Da raschelte plötzlich die Hecke unmittelbar neben ihnen, und von jenseits derselben ließ sich eine Stimme vernehmen.

„Ihr Beiden da," klang sie trocken und bestimmt, „kommt doch einmal her zu mir, wenn's beliebt!"

Das Mädchen ließ die Hände vom Antlitz.

„Der Vater!" murmelte sie erschrocken.

Auch Istvan erschrak. Sein erster Gedanke war, sich auf das wenige Schritte von ihm grasende Pferd zu werfen und davonzujagen.

Aber er brachte diesen Gedanken nicht zur Ausführung, denn er stand wie festgebannt.

Das Paar starrte auf das dichte Gezweige der Hecke.

Sie sahen beide gar wohl einen Theil der Umrisse des kernfesten, gedrungenen Mannes. Sie wagten nicht, sich zu rühren.

„Nun," klang es wieder so trocken und gelassen wie vorhin — „was zaudert Ihr? Ihr

glaubt doch nicht, ich werde zu Euch schwätzen, wie der Herr zu Moses aus dem feurigen Busch? Kommt nur, und kriecht mir da gleich durch das Loch in der Hecke, das — nun, das denn doch wohl die Schweine der Walachen gemacht haben müssen, weil's die Elsbeth so will! Vorwärts!"

„Er hat uns Alles abgehorcht!" murmelte Istvan dem Mädchen zu. — „In Gottes Namen denn!"

Und der junge Reiter setzte sich in Bewegung. Er kroch durch das Loch der Hecke in den Obstgarten hinein.

Das Mädchen, roth wie eine Kirsche, rutschte ihm auf den Knieen nach.

Und nun standen sie beide im Obstgarten vor dem vierschrötigen Alten, den Blick zu Boden gesenkt auf das fußhohe Gras, in zaghafter Haltung, verwirrt, erglühend, ein Armesünderpaar.

Der Mann, welcher die Liebenden mit einem Gemisch von Ernst und Humor anschaute, dann mit seinen kleinen blauen Augen zwinkerte, beinahe schelmisch, während seine Gesichtszüge Strenge ausdrückten, war ein kräftiger Sechziger. Er trug die Sonntagstracht der sächsischen Bauern, doch war er jetzt in Hemdärmeln, zu deren blendender Weiße die Sauberkeit des ganzen Anzuges sich wohl schickte. Das volle Antlitz des Mannes strotzte von Gesundheit, keine Falte verkündete das

vorgerückte Alter, das nur die weißblonden Löckchen verriethen, die dem Haupte im Verein mit den freimüthigen und zugleich energischen Zügen ein ehrwürdiges Ansehen gaben.

Der Vater Elisabeth's hatte die derben Fäuste in die breiten Hüften gestemmt und schien sich an der Beklommenheit des Paares zu weiden, wenngleich seine fest zusammengekniffenen Lippen darauf hindeuten mochten, daß er keineswegs gesonnen sei, die Sache, um die es sich hier handelte, so leicht zu nehmen.

Nachdem er eine Weile das verblüffte Paar angestarrt hatte, öffnete er den Mund.

„Istvan, wir haben vorerst ein Wort mit einander," begann er trocken, in dem breiten Dialekt seiner Vorväter — „und das kann nur ein kurzes sein, denn alle die guten und sehr nützlichen Sachen, die ich etwa bei so unerwartetem Wiedersehen, wie dieses da, hätte vorbringen können, hat mir die Elsbeth vor'm Munde weggeschnappt. Freut mich nicht gerade eben sonderlich, daß ich erfahren hab', wie es zweierlei Arten Besuche gibt, eine für den Vater vor aller Welt, mit dem Pferde an das Gatter des Vorgartens angebunden, und die andere für die Tochter heimlich an der Hecke hinten; ist mir auch eben keine angenehme Ueberraschung zu erfahren, daß meine Tochter den walachischen Schweinen in's Hand-

werk gepfuscht, aber das soll nur so nebenbei gesagt sein. Ist mir auch keineswegs darum zu thun, zu fragen, ob während dieser Wochen, in denen Du, Istvan, auf der Mühle zum Besuche bist, der Gaul mehr vorn am Gatter, oder hinten an der Hecke gestanden ist, denn wir haben hier was Gescheidteres zu reden. Die Elsbeth hat's freilich heraus, in meiner Weise zu denken, und da sie für mich nicht übel den Advocaten gemacht hat, so mag ihr das Loch in der Hecke so hingehen. Bist auch nicht schlecht im Widerlegen, Istvan, und ist dabei so Allerlei zur Sprache gekommen, was Dir nicht gerade zur Schande gereicht. Aber Elsbeth's Spruch aus den Geboten, und das ist der Punkt, den hast Du doch nicht widerlegt, wie sich's gehört, und kannst Du's nicht, nun gut, so geh' und hand'le darnach, und kränke mir nicht das arme Kind dort, das Dich mehr liebt, als mir's im Augenblick wohl recht sein kann. Das aber sag' ich Dir, und nun merk' auf — Du hast in einem Athem die Mutter dreimal verleugnet, wie Petrus unsern Herrn Jesus Christus, so soll Dir auch geschehen, wie dem Jünger des Herrn. Ging er nur ein zur Seligkeit durch die Gnade des Gekreuzigten, den er verleugnet, so sollst auch Du nur eingehen zum Glücke durch Jene, deren Segen Du für überflüssig erachtet hast. Wenn Deine Mutter

um Elsbeth für Dich werben kommt, so ist sie Dein, nicht eher! Und nun redet mir nichts darein, wir haben hier keine Zeit mit Plaudern zu verlieren. Elsbeth, es ist die höchste Zeit, daß Du die Wirthin machst, ich habe einen Gast, der mit Sack und Pack gekommen ist, während Du den Deinen hier erwartetest. Er will nur eine Stunde bei uns bleiben, denn er fährt hinüber zur Mutter Istvan's."

Das Mädchen blickte vom Boden auf und starrte den Vater an.

Istvan aber, der nach der Entscheidung des Alten düster und niedergeschlagen dagestanden war, fuhr fast erschrocken auf, wie von einer Ahnung erfaßt.

„Ein Freund meiner Mutter?" stammelte er.

„Wird wohl so was sein," antwortete der Alte trocken, „denn er ist ihr Bruder."

„Der Oheim Józsi?" rief Istvan in heftiger Bewegung, indem ein Blitzstrahl der Freude aus seinen dunklen Augen aufflammte.

„Ja, ja, der würdige, lebenslustige Pater Józsi!" versetzte der Vater Elisabeth's gelassen. — „Sein Wägelchen hält vor der Thür und willst Du mit dem Oheim zu der Mutter fahren, Istvan, und Deinen Gaul hinten an das Wägelchen des Paters binden, so krieche zurück, woher Du gekommen und reite Dein Pferd um die Ecke vor

das Haus. Dort will ich Dir's nicht wehren, nach Anstand und Sitte Elsbeth's Gast zu sein, wenn sie doch den ihren haben muß, wie ich den meinen. Komm', Kind!"

Der Alte blinzelte wieder so lustig mit den Augen wie vorhin, während sein Angesicht auch die gleiche vorige Strenge trug.

Er zog das glühende Mädchen durch das hohe Gras mit sich fort.

Istvan aber kroch verwirrt durch die Hecke auf den Weg zurück und that, wie ihm geheißen worden. — —

Es mochte schon hübsch was mehr als eine Stunde verflossen sein, da schritt durch den Vorgarten der Besitzung unseres Sachsen ein kleiner Zug Menschen dem hölzernen, lebhaft grün angestrichenen Gatter zu, vor dem das offene Wägelchen des Geistlichen hielt, wie es der Vater Elsbeth's dem Paare zuvor im Obstgarten verkündet hatte.

Den kleinen Zug eröffnete ein Mann von feister und zugleich kräftiger Gestalt. Ueber den breiten, fast riesenhaften Schultern desselben wiegte sich ein rundes, nahezu kahles Haupt. Das Antlitz dieses Mannes war stark geröthet, von der Stirne bis zum Kinn herab, unter dem eine schwabbelnde Fettmasse, das Unterkinn, gleich einem kleinen Kropfe den Vordertheil des Halses voll-

ständig bedeckte. Die übermäßig dicken, schon geradezu braunrothen Wangen glänzten unter dem Strahl der Sonne beinahe so sehr, wie die kleinen Blinzelaugen, die munter und zuversichtlich hier- und dorthin unter schwarzen, buschigten Brauen hervorblitzten. Aus den Zügen dieses mehr als wohlgenährten Antlitzes sprachen unverkennbar ein herzliches Wohlwollen und Lebenslust, wie aus den halb zusammengekniffenen Augen Verstandesschärfe und eine ewig heitere Laune.

Die Kleidung des Mannes, der den schwarzen Filzhut in der Hand trug, verkündete den katholischen Geistlichen. Wer wird daran zweifeln, daß es der würdige Pater Józsi war, der Oheim István's?

Fast neben dem jovial blickenden geistlichen Herrn schritt der Vater Elisabeth's, ebenfalls entblößten Hauptes. Der Ernst des Angesichts, welcher zuvor den Liebenden gegenüber mit dem Humor der kleinen blauen Augen schien gekämpft zu haben, hatte jetzt vor diesem ohne Zweifel längst seinen Rückzug genommen, denn es lag jetzt nichts als Sonnenschein und Heiterkeit in den treuherzigen, biederen Zügen.

Hatte die noch immer versengende Hitze des Tages die Wangen des ehrenhaften Alten ein wenig lebhafter als gewöhnlich geröthet, oder war der Abschiedstrunk der beiden alten Freunde etwas

herzhafter Natur gewesen? Genug, das Antlitz von Elisabeth's Vater, des jederzeit so mäßigen Mannes, wie der ganze Ort hätte bezeugen können, sah erhitzter aus als gewöhnlich.

Nach einem Aerger reicht freilich ein einziges Gläschen Rebensaft hin, selbst eine ruhige Seele wenn auch nicht zu berauschen, doch in eine gewissermaßen gehobene Stimmung zu versetzen. Nach einem Aerger, wie gesagt, warum nicht also auch nach einer freudigen Ueberraschung? Freude und Aerger sind beides ungewöhnliche Seelenzustände. Und wer mag nun sagen, ob der ehrliche Sachse bei jenem Auftritt an der Hecke Aerger oder Freude empfunden habe? Vielleicht gar das eine und das andere! Aus seinem Angesicht und Wesen hatte sich das nicht herauslesen lassen; aber gesetzt nun, dem wäre so gewesen, dann hätte ja ein Schlückchen feurigen Ungarweins ein doppelt leichtes Spiel gehabt!

Die Tochter schlich hinter dem Vater drein. Drinnen im Hause, vor dem Pater Józsi, war kein Wort über die Begebenheit an der Hecke gefallen, und doch konnte Elisabeth noch immer nicht aus ihrer Verwirrung und dem Erröthen herauskommen. Vielleicht eben deshalb nicht!

Aber es hatte auch der Pater Józsi sie und Istvan zu verschiedenen Malen gar so eigenthümlich und verschmitzt angeblickt! Und er konnte doch

nichts wissen! War nicht Istvan von der Straßenseite auf seinem Pferde gekommen und sichtlich in den Augen des Oheims ganz überraschend zufällig?

Elisabeth, als sie so ihrem Vater dicht auf den Fersen folgte, dachte sich dies und noch Allerlei, und ob denn geistliche Herren nicht doch etwa tiefer in die Augen der Menschen hineinblicken könnten, als andere Sterbliche.

In solchem Fall hätte freilich Pater Józsi auch sehen müssen, daß Elisabeth über ihren Vater im Klaren sei, und über seine Absicht in Bezug auf ihren Liebeshandel, und wie nur Gottvertrauen ihr Hoffnung gebe auf einen Erfolg desselben, und nicht unbescheidene Zuversicht auf ihren eigenen Werth.

Nicht so Istvan. Er verzagte. Er glaubte, seine Mutter nur zu gut zu kennen. Der Ausspruch des Alten ließ ihn verzweifeln. Und auch den Vater seiner Erzsébet glaubte er mehr gegen als für sich gestimmt.

Bleich und düster wankte er hinter den Andern drein.

Zuvor schon hatte er gegen den forschenden Oheim seine Blässe und sein verstörtes Wesen durch die Hitze des Tages und den scharfen Ritt rechtfertigen müssen.

Wie gern wäre er jetzt allein an den wogen-

den Feldern dahingejagt, in tollem Ritte seinen Schmerz zu betäuben.

Aber da stand der Gaul schon, marschbereit mit langer Leine hinten an das Wägelchen gebunden. Und er selbst mußte sich ja unweigerlich hinter den kutschirenden Burschen setzen, neben den Oheim, dem allzeit muntern und redseligen. Konnte er sich weigern? Mußte er nicht in den Augen des Oheim Józsi nach eigenem Ausspruch für einen Patienten gelten?

Und so stundenlang fahren. Welche Marter!

Ja, wenn er noch sein Herz dem Oheim ausschütten könnte, ihn auf seine Seite ziehen! War er nicht ein jovialer, seelensguter, selbst toleranter alter Herr, dieser Oheim Józsi? Hatte er nicht den Istvan in sein Herz geschlossen, wenngleich er ihn nur selten zu sehen bekam? Denn Oheim Józsi wohnte fern von Fogarasch und Hermannstadt in einem ungarischen Städtchen am nördlichen Ausgang der riesigen Pusszten, die längs der Theiß sich erstrecken. Erweckte des Oheims Wesen nicht volles Vertrauen? Konnte er, der Mann klarer und praktischer Weltanschauung, die sich in ihm mit dem warmen Gemüth für seine Nebenmenschen verband, nicht andern Sinnes sein, als die Mutter Istvan's? War er doch nicht so strenggläubig, sondern weit eher ein gemüthlicher, heiterer Philosoph in geistlichem Gewande,

der alte Herr! Aber das war's, was dem armen Istvan denn doch wieder durch den Kopf ging und ihm den Muth benahm — das geistliche Gewand! Der Pater Józsi war just kein Heidenbekehrer, aber doch immer der Pater Józsi, und als solcher, sagte sich Istvan, werde er, trotz aller Freidenkerei für sich selber, bei Andern in gewissen Dingen keinen Spaß verstehen, vor Allem, wenn es sich um einen halb und halb abtrünnigen Zögling seiner Kirche handle, möge dieser auch immerhin sein geliebter Neffe sein!

Und so hieß es denn, sich schicken! Istvan's Gemüth lag auf der Folter.

Und nun standen sie schon Alle bei einander vor dem leichten, offenen Wägelchen des Pater Józsi, das Janos, der ungarische Bursche des Geistlichen, zu lenken hatte.

Da saß er bereits, der lange, dürre Janos, die verschrumpften Beine in engen, blauen Tuchhosen, an den Füßen plumpe Csismen mit fingerdicken Sohlen, die schnürenbedeckte Jacke lose umgehängt wie einen Dolman, das Filzhütchen auf dem rabenschwarzen, krausen Haar, das zottelig um das gelbe, hagere Gesicht herniederhing, aus dem die zigeunerhaften Augen rastlos über das kleine siebenbürgische Gespann hinwegblitzten, da saß er und hielt bereits die Zügel und die lange Peitsche in den Händen, eines Winkes sei-

nes Herrn gewärtig. Neben ihm auf seinem Sitze lagen der angebissene mákos kalács und seine Tschuttora, die weder der Kanáß, oder der Csikós der öden baumlosen Haidestrecken, noch der Gróf entbehren kann, wenn er über Land fährt.

Oheim Józsi wendete sich zu dem alten Landmann und schüttelte ihm die Hand.

„Es freut mich," sagte er mit wohltönendem Accent und geläufig in deutscher Sprache, „daß ich Euch so unverwüstlich frischauf gefunden hab', wie ich selber noch bin, mein ehrlicher Winhold! Leider haben wir uns den alten lieben Erinnerungen nur ein Stündchen hingeben können. Aber wenn ich von der Mühle die Heimreise antrete, muß ich ja wieder hier durchkommen und da werde ich nochmals an Eurer Hecke hängen bleiben, wie die Wolle des Schafes, das man vorüber treibt. Aber länger als heute!"

Der alte Winhold lachte hell auf. Er hatte bei dem Worte „Hecke" zu seiner Tochter und Istvan hinübergeblinzelt und das Mädchen erglühen, ihren Werber aber ein äußerst trübseliges Gesicht schneiden gesehen.

„Habt Dank für Eure herzlichen Gesinnungen, die Ihr noch immer für mich hegt, und Eure Gastfreundschaft!" fuhr der Pater Józsi redselig fort. — „Solltet Ihr einmal Lust verspüren, nach Nordwesten bis zu meinem Nest kriechen zu wollen,

so werden Euch Küche und Keller und Vorrathskammer — Ihr wißt, ich habe von jeher etwas auf diese gehalten, denn ich bin der Ansicht, daß der Glaube da stark sein kann, wo der Leib nicht schwach ist — wie gesagt, Keller und Vorrathskammer und was sonst noch Alles, zu Gebote stehen. Aber Ihr werdet wohl nicht der Narr sein, Euch solche Lust anwandeln zu lassen, bácsi, denn ich sage Euch, der Weg von hier aus zu meinem Tusculum ist ein Geschwisterkind jenes Weges, auf dem die Tugend durch's Leben zu wandeln hat, nämlich gerade hinreichend mühselig, um Einem alle Knochen im wohlgenährten Leichnam wackeln zu machen. Vorerst von meinem Städtchen aus durch nichts als Pußta, hier und da eine elende szállás oder eine Csárda, in der es für den Reisenden ewige Fasten gibt, weiterhin Morast, wenn's gut geht durch einen Storch oder Kranich belebt, dann wieder endlose Sandflächen mit Staubwirbeln — futó homok — in denen fernab eine putri oder gunyhó auftaucht, und wo man selten nur eine semlyék antrifft mit bunten Heerden und einem rothbraunen Burschen in der bunda und an der Seite seinen szelindek. Endlich klettert die Fahrstraße zu Eurer Gebirgsgrenze hinauf, und da geht's bald am Marosflusse entlang, bald durch Thäler oder über Bergrücken hinweg, aber immer hübsch langsam für unser

ungarisch Blut, und unter Rippenstößen, die unsere Seele zum Himmel schicken müßten, säße sie nicht gar so fest drinnen in dem Panzer, den man, weiß Gott, für solche Fahrt nicht reichlich genug im Voraus pflegen kann! Ich sag' Euch, Freund, laßt Euch die Lust vergehen, wenn sie Euch kommen sollt'! Und nun lebt wohl, mich drängt's, die Schwester zu überraschen und ihr in's Haus zu fallen, wie der Gebirgsbach in die Räder ihrer Mühle. Auf Wiedersehen, Erzsébet, und Gottes Segen mit Dir inzwischen. Wird Dir wohl nicht schaden, daß ein katholischer Pfaffe ihn Dir wünscht! Istvan, klettere vor mir auf den Wagen, die leichtere Waare muß links kommen, denn das Fuhrwerk hat nach jener Seite zu einen schwermüthigen Hang, und daran sind Eure Gebirgspässe Schuld. Vorwärts, ich möchte noch heut' Deiner Mutter ein „Jónapot!“ zurufen. So, und nun komm' ich —! Greift Ihr doch Sr. Ehrwürden unter die Arme, Winhold, und laßt Euch nicht dadurch abschrecken, daß die katholische Christenheit Eurer protestantischen Nachhülfe bedarf, um flügge werden zu können!“

Der Vater Elisabeth's half lachend und ehrerbietig zugleich dem wackeren jovialen Diener des Herrn auf den Wagen.

„Lebt wohl, lebt wohl, Ihr guten Leute! Frissen, János!“ rief Pater Józsi.

Janos schnalzte und hieb in die Pferde, daß sie sich bäumten und dann blitzschnell vorwärts schossen.

Man tauschte noch Grüße und Winke mit einander aus, während das Fuhrwerk dahinrasselte, hinter dem „Szikra" munter an der Leine galoppirte.

Istvan hatte mit der Geliebten, die nun mit dem Vater in das Haus zurückkehrte, noch einen beredten Blick wechseln können. Dieser Blick war von beiden Seiten nicht sonderlich hoffnungsreich gewesen.

Der junge Mann saß niedergeschlagen und wortkarg neben dem Oheim.

Aber als sie nun den Ort verlassen hatten und durch die Tabaksfelder dahinfuhren, den Weg entlang, welchen Istvan vor nahezu zwei Stunden auf seinem Pferde gekommen war, und der Oheim Józsi in liebreicher Munterkeit auf seinen Neffen einzureden begann, da ward auch dieser lebendig, da ging auch ihm unter der gewinnenden Vertraulichkeit des alten Herrn das Herz auf.

Sie sprachen viel mit einander auf der Fahrt durch das Thal, das heißt, der Oheim Józsi horchte mehr und ließ den Neffen reden, und das mochte wohl über Dinge sein, die das Gemüth des alten Mannes, wie das des jungen, ungewöhnlich beschäftigten, denn da lag ja plötzlich

vor ihren Blicken die malerisch an das felsige Ufer des Waldbaches sich lehnende Mühle, und erstaunt wußten sie nicht, wie das möglich sein könne, sie glaubten nicht meilenweit gefahren zu sein, und hatten auch nichts von dem Zauber des reichgesegneten Thales und der angrenzenden Gebirgskette bemerkt, bis nun kurz vor der Mühle Istvan verstummte und der Pater Józsi den forschenden, klugen Blick vom Neffen auf das Gehöfte warf. Was die Beiden auch immer mit einander geredet haben mochten, so viel stand fest, daß der muntere Pater ein nachdenkliches Gesicht machte, als das Fuhrwerk zu der Mühle heranrollte, und Istvan's Wangen geröthet waren, indem zugleich seine Augen lebhaft blitzten.

Und jetzt waren sie am Ziele der Fahrt. Janos rief den dampfenden kleinen Rossen ein energisches „meggállj!“ zu und pfiff auf eine eigenthümliche Art; der Wagen hielt an der offenen Thür.

Im Innern des Hauses machte sich ein Geräusch hörbar, als eile wer aus einem hintern Zimmer zum Hauseingange.

Bevor indessen noch Jemand dort erschienen war, warf der Pater Józsi einen schlauen Blick auf seinen Neffen, neigte sich zu ihm und flüsterte ihm etwas in's Ohr, worauf Istvan's Züge sichtlich sich veränderten und mehr einen ruhigen, ja fast melancholischen Ausdruck annahmen.

Nun aber ließ der ehrwürdige Pater seine Stimme fröhlich ertönen.

„Schwester Anikó!“ rief er. — „Wo steckst Du? Schwester Anikó, komm' heraus und schlage die Hände über dem Kopf zusammen und wundere Dich, — der Ehrwürden Józsi ist da!“

Istvan war mit einem Satze vom Wagen herunter.

Und im nächsten Augenblick erschien auch auf der Schwelle des offenen Hauseinganges die robuste Frau, von welcher der junge Gefährte des Paters nach der Mittagszeit Abschied genommen hatte — die Herrin des Gehöftes, die Mutter Istvan's.

Und das erste, was sie that, war gerade das, was der würdige Pater in fröhlicher Laune ausgerufen hatte — sie schlug die Hände über dem Kopf zusammen und wunderte sich.

Istvan aber begrüßte die Mutter flüchtig und war sogleich bereit, dem alten Herrn vom Wagen zu helfen.

Pater Józsi aber stand noch auf dem Tritte des Fuhrwerkes, da ward er schon von der derben Frau umhals't, daß er sich ihrer erwehren mußte, um nicht im eigenen Fette zu ersticken.

Und nun ging's an ein Händeschütteln und Ausfragen, bei dem wiederum die Umarmungen nicht fehlten, und während nun die Schwester den

geistlichen Herrn Bruder in's Haus zog, daß er es sich bequem mache, hatten Istvan, Janos und ein Knecht des Gehöftes vollauf damit zu thun, die kleinen Siebenbürger auszuspannen und nebst dem „Szikra" auf die angrenzende Weide zu jagen, das Fuhrwerk in den Schuppen zu ziehen, das Gepäck des Oheims Józsi abzuladen und in's Haus zu tragen.

Der Abend brach inzwischen herein, und als Alles abgethan war, und in der Küche die Hausfrau mit Hülfe einer Magd und unter der sorgfältigen Ueberwachung und Zusprache des ehrwürdigen Paters Józsi für das leibliche Wohl desselben fast das Uebermögliche beschafft hatte, da rückte die kleine Familie um den Tisch zusammen, und nach dem wohlschmeckenden Nachtmahl, das obendrein durch die lustigen Einfälle des alten Herrn gewürzt war, kam noch eine ganze Schaar kleiner Mittheilungen zur Sprache, wie sie Verwandte für einander haben, die nach jahrelanger Trennung einander wieder die Hände drücken. Doch über Istvan's Angelegenheit ward auch nicht das kleinste Wörtchen gesprochen, denn Frau Anikó hütete sich wohl, mit der Thür in's Haus zu fallen, und so ihrem Istvan, den sie doch über Alles liebte, Strafpredigten von Seiten des Oheims zuzuziehen, die nach ihrer festen Ueberzeugung von einem Seelsorger nicht ausbleiben konnten, selbst

wenn er gesonnen war, so Manches aus Herzensgüte gehen zu lassen, wie der Bruder Józsi. Und mußte die gute Frau Anikó nicht auch darauf bedacht sein, vor der Hand wenigstens — wenn doch eine Mittheilung des Conflictes mit Istvan nicht verschwiegen bleiben konnte — Alles von dem lieben Gaste fernzuhalten, was ihn unangenehm berühren konnte?

Istvan schwieg auch über seine Herzenswünsche, ob aus ähnlichen Gründen, wie diejenigen der Mutter Anikó waren, wer mag das behaupten? Er war überhaupt so ziemlich einsilbig, und hätte er übrigens auch beredt sein wollen, wäre er denn gegen den lustig schwatzenden Oheim zu Worten gekommen?

Und der alte Herr schien gar nicht darauf bedacht zu sein, den Neffen über Dieses oder Jenes auszufragen, auch war es, als bemerkten die klugen, scharfblickenden, kleinen Augen durchaus nichts von dem langen grämlichen Gesicht, das Istvan mit einer gewissen Virtuosität fast den ganzen Abend zur Schau trug.

Es war bereits tief in der Nacht, als die kleine um den Tisch versammelte Gruppe sich zur Ruhe begab, und der wackere Pater Józsi, durch den trefflichen „Ausbruch“ in die behaglichste Stimmung versetzt, unter Segenswünschen für die Seinen mühsam zu dem himmelhohen Bette empor-

kletterte — denn die ungarische Hausfrau, die etwas auf ihre Häuslichkeit hält, was nicht immer der Fall ist, hat von den deutschen Frauen Siebenbürgens längst gelernt, mit einem gewissen Stolz durch zahllose, weißschimmernde Polster ihre Betten in eine Art stattlichen Kissengebirges zu verwandeln, das bestimmt ist, den Neid der weniger begüterten Nachbarinnen zu erwecken.

Seine Ehrwürden, einmal zu dem weichen, milchweißen Gletscher dieses Hochgebirges emporgelangt, gaben sich unmittelbar darauf dem Schlafe des Gerechten hin, der bis ziemlich spät in den nachfolgenden Tag hinein dauerte, und nicht eher sein Ende erreichte, als bis die Schwester Anikó an das Bett trat und mit kräftiger Stimme darauf aufmerksam machte, wie sehr es die Gemüthlichkeit und das Wohl des Menschen befördere, wenn er sein Frühstück nicht zwei Stunden lang auf dem Herde brodeln lasse.

Die Triftigkeit dieser Bemerkung einsehend, erhob sich der Pater Józsi denn auch alsogleich und sogar, in Anbetracht seiner Jahre und seines Umfanges, mit ziemlicher Schnelligkeit.

Das Frühstück ward von ihm in Gemeinschaft mit der Hausfrau und Istvan eingenommen.

Dann ging es an ein Besichtigen der Mühle und sonstigen Fahrnisse der Mutter Anikó.

Istvan begleitete die Mutter und den Oheim.

Als sie aber an den Schuppen kamen, welcher den Wiesen zunächst lag, da pfiff er in eigenthümlicher Art und trat in denselben.

Kaum eine Minute später erschien er wieder, Sattelzeug und Zaum über dem Arm, und zwar in demselben Augenblicke, als „Szikra", der kleine zottige Szekler, von der Weide herantrabte, dem Pfiff seines Herrn gehorsam.

Die Mutter blickte ihren Sohn befremdet an, der ruhig das Sattelzeug auf den Gaul schnallte und ihn aufzuzäumen begann.

„Was soll das, Istvan?" fragte sie — „Du willst fortreiten?"

„Ja, Mutter," antwortete der Angeredete — „hinüber zum Török Janos, der, wie Du weißt, in einigen Tagen seine Eltern verlassen und wieder bei seinem Regimente einrücken muß. Ich habe versprochen, ihn zu besuchen, bevor er fortreist."

„Und da willst Du heute fort?" sagte Frau Anikó — „Du kannst ja um Mittag nicht wieder zu Hause sein, denn bis zur Mühle des alten Török ist's weit! Bleib' nur hier, wenigstens heute, wo der Oheim Józsi zum ersten Male bei uns speist."

Istvan stand unschlüssig da, und schielte verstohlen zum Oheim hinüber.

Dieser aber rief lachend: „Was hältst Du den Burschen zurück, Anikó? Es ist wohl ein lieber

Freund, den er aufsuchen will, und der ihm vielleicht morgen oder übermorgen davon gegangen sein wird, ohne daß er ihn noch einmal gesehen hätte! Mich werdet Ihr ja doch nicht sobald los! Wer ist dieser Janos?"

„Er war mit mir im Seminar, mein Mitschüler," — entgegnete Istvan — „mein lieber Kamerad! Seit einem Jahre hat man ihn seiner Neigung zum Militär folgen lassen."

„Nun also," rief Oheim Józsi von Neuem — „so sperre Dich nicht, Anikó, und lasse den Burschen fortreiten. Was soll er da bei uns alten Leuten herumhocken!?"

„Ich bin eine Stunde nach Mittag wieder da, betheuerte Istvan — „und werde schon beim Török ein wenig Essen bekommen!"

„Nun denn, wenn der Oheim Józsi darauf besteht," — brummte Frau Anikó — „aber —"

„Ja, ja, ich bestehe darauf," unterbrach sie Pater Józsi lachend — „Doch kehre uns nicht so spät heim, Istvan, es könnte uns die Grille kommen, daß wir hier- oder dorthin ausfliegen möchten, und da müßtest Du doch mit von der Gesellschaft sein, verstehst Du mich?"

Der ehrwürdige Herr blinzelte eigenthümlich schlau und schelmisch zu dem Neffen hinüber.

Dieser erröthete lebhaft, sprang plötzlich zu dem Oheim heran, umarmte ihn so stürmisch, daß der

alte Herr aufschrie, küßte nun die Mutter mit eben solcher Heftigkeit, war dann im Nu bei seinem Pferde, schwang sich hinauf, und sprengte pfeilgeschwind davon. Das kleine Roß und der Reiter verschwanden bald in einer Staubwolke.

„Ein ungestümer Bursche!“ murmelte die Mutter Anikó, indem sie ihr verdrücktes Busentuch halb unwillig, halb lächelnd zurechtschob.

„Ja, ja!“ entgegnete Pater Józsi auflachend. — „Hat bis zur Stunde mehr von einem Huszaren in sich, als vom Alumnen, wie mir scheint! Aber das thut nichts, Schwester Anikó, wird sich Alles schon finden! Und nun zeig' mir noch den Rest Deiner Wirthschaft, bevor Du in die Küche mußt!“ — —

Die Mittagsstunde war da.

Pater Józsi saß im Wohnzimmer der Schwester Anikó am Tische gegenüber. Er sprach den wohlzubereiteten Speisen und dem trefflichen Ungarweine wacker aber mit weiser Bedachtsamkeit zu, wie das immer ein Feinschmecker zu thun pflegt.

Die gute Hausfrau machte mehr die Zuschauerin als die Esserin. Seiner Ehrwürden bei Tische zuzuschauen, gewährte aber auch unzweifelhaft Vergnügen. Es ist eine Kunst, mit Anstand, Würde und Behaglichkeit zu essen!

Man war in diesem Augenblick daran, eine delikat gebratene Gans abzuthun.

Da legte Pater Józsi, der seither voll liebenswürdigen Humors geplaudert, die Keule, an der er seit wenigen Minuten die Musterhaftigkeit seiner Zähne bewiesen hatte, auf den Teller, und wischte sich das Fett von Lippen und Wangen.

„Wahrlich," begann er, behaglich schwatzend — „bis jetzt ist mir Alles auf meiner Reise so gut ausgegangen, daß ich über die Befürchtungen lächeln sollte, welche mich beim Beginn meiner Fahrt überkamen, und — ich gestehe es, bis Fogarasch kaum eine Minute verlassen haben."

„Wie so Befürchtungen?" fragte Frau Anikó, den Bruder verwundert anblickend.

„Der aufgeklärteste Mensch hat bisweilen seine Stunden," entgegnete der alte Herr lächelnd — „in denen er, trotz all' seiner gesunden Vernunft, abergläubisch wird. Als ich mein Städtchen verließ, da ereignete sich etwas, das mir wie eine schlechte Vorbedeutung für meine Reise erschien, — und ich sag's Dir offen, Anikó, — ich quälte mich seitdem unterwegs beständig mit dem Gedanken, Euch, oder andern lieben Freunden in der Gegend hier, möge irgend etwas zugestoßen sein!"

„Ja, was ereignete sich denn, als Du vom Hause wegfuhrst?" fragte Frau Anikó neugierig.

„Ich war schon mit meinem Wägelchen vor der Stadt, da mußte ich wieder umkehren!“ erzählte Pater Józsi, dessen rundes, glänzendes Antlitz so viel von einem wehmüthigen Ausdruck annahm, als sich überhaupt in seinen feisten, gemüthlichen Zügen kundgeben konnte. — „Man war mir nachgelaufen und holte mich an das Bett eines Sterbenden, eines lieben Burschen, den ich in mein Herz geschlossen, der Tags zuvor noch zu mir gekommen war, mir zum Abschied die Hand zu drücken!“

„Wie? Erkrankte der arme Bursche so plötzlich?“

„Nein. Er hatte sich eine Kugel durch die Brust gejagt!“ antwortete Pater Józsi, einen trübseligen Blick auf das Gerippe der Gans richtend.

„Entsetzlich!“ rief Frau Anikó — „Und weshalb that sich denn der junge Mann so etwas an?“

„Ach, das ist eine traurige Geschichte,“ versetzte Pater Józsi — „die von dem Unverstand des Vaters meines armen Imre Zeugniß ablegt! Hätte der Bursche nur ein Wort zu mir von seiner Angelegenheit gesprochen, mich seinen Kummer errathen lassen, es wäre wohl Alles anders gekommen, denn ich besaß immer einigen Einfluß auf seinen Vater, und würde diesen wohl bekehrt haben. Anikó, mein Glas ist leer!“

„Bekehrt? Wozu?“ fragte die wackere Hausfrau, während sie das Glas des Bruders mit dem edlen Ausbruch füllte.

Pater Józsi trank bedächtig, dann setzte er das Glas hin und fuhr in seiner Mittheilung fort.

„Ja, ja, die Geschichte ist traurig!“ sagte er mit melancholischer Stimme, indem er dem vor ihm auf einer Schüssel aufgehäuften Salat, ihn mundgerecht zu machen, die nöthigen Ingredienzen beimischte — „Ich will Dir sagen, Schwester Anikó, die Sache verhält sich so. Als der Imre, der arme Bursche, von dem ich rede, noch ein kleines Kind war, da ward seine Mutter, die nun längst todt ist, gefährlich krank. Da that der Vater das Gelübde, seinen Sohn der Kirche weihen zu wollen, wenn die Frau genese. Und sie genas. So ward denn der kleine Bursche, das einzige Kind, ob auch die Mutter wehklagen mochte, mit zehn Jahren in ein Seminar gesteckt. Und was hat der Herr Vater davon gehabt? He? Nach zwei Jahren ist ihm richtig seine Frau gestorben, denn sie konnte die Trennung von dem einzigen Sohne nicht ertragen, der alle Jahr nur auf ein paar Wochen — wie der Istvan — nach Hause kam. Du wirst Dir schon vorstellen können, Schwester Anikó, was das arme Weib gelitten haben mag, hast mir ja selber oft geklagt, daß es Dir zu Herzen gehe, so allein ohne Dei-

nen István leben zu müssen. Hast freilich eine gute Natur, Schwester Anikó! Dein Essig ist beinahe zu stark, ich muß noch mehr Oel darauf geben."

Frau Anikó reichte dem Bruder die Oelflasche hin. Die Hand der guten Frau zitterte dabei merklich.

„Und wie hat es so weit kommen können, daß der arme Bursche —?" murmelte sie fragend, und stockte dann mitten in ihrer Rede, indem sie den Bruder ängstlich anstarrte.

Pater Józsi goß sich phlegmatisch Oel auf seinen Salat, rührte ihn um und nahm sich eine tüchtige Portion.

„Jetzt ist er gut!" sagte er dann kauend — „Ja, siehst Du —" fuhr er fort, zugleich dem Salat zusprechend — „der arme Imre, der nun todt ist, kam natürlich auch als erwachsener Bursche immer auf einige Wochen nach Hause, das mag aber wohl gerade Zeit genug sein, sich zu verlieben, wenn's so sein soll, denn der Bursche ward richtig in die Tochter des Nachbarn verliebt, wie man so sagt, bis über Nase und Ohren. Und weil er sich nun für den geistlichen Stand so ganz und gar nicht berufen fühlte, aber weit eher schon für den Ehestand, da beschwor er denn seinen Alten, den einen mit dem andern vertauschen zu dürfen. Jetzt gib mir einmal von der andern

Flasche, Anikó, ich möchte doch auch vom leichteren Wein probiren."

Frau Anikó war weiß geworden wie die Wand. Sie befand sich in einer so großen Erregung, daß sie das Begehren des Bruders überhörte.

„Und der Vater?" stammelte sie — „Der Vater?"

„Der verweigerte seine Zustimmung und berief sich auf sein Gelübde. Der Narr! Als ob ihm nur deshalb der liebe Gott sein Weib wieder gesund gemacht habe, weil ihm etwas dafür von einem einfältigen Tropf versprochen worden, der in seiner Beschränktheit nicht einmal bedachte, daß man nur das geloben kann, was man selber auch zu halten vermag, und daß jedes andere Gelübde ein Frevel vor Gott und seinem Nächsten ist! So verbot der thörichte Alte dem Sohne denn, an das schmucke Sachsenmädchen zu denken —"

„Ein Sachsenmädchen sagst Du, Bruder Józsi?" stotterte Frau Anikó.

„Ja, eine Deutsche. Darin hätt' der ehrliche Magyar nichts Uebles gesehen, denn er wußte wohl, daß das Mädchen brav und wohlhabend sei, und man's in Ungarn, wo Katholiken und Protestanten so eng bei einander wohnen und zu einander halten müssen, mit den Mischheiraten nicht so genau nimmt, wie draußen. Aber das

Gelübde war sein Gespenst, und das ohne Ueberlegung ausgesprochene Wort, durch das er sich angemaßt hatte, über ein junges Leben vorweg zu verfügen, das seine eigene Berechtigung hat, galt ihm höher, als die gesunde Vernunft, die unser Herrgott denn doch bei uns am liebsten sieht, da nur sie uns zum wahren Glücke führt! Er trat also dem Sohne entgegen, und dieser ging und — tödtete erst seine Geliebte und dann sich!"

„Allmächtiger Gott!" schrie Frau Anikó auf, den Pater anstarrend.

Dieser aber fuhr gelassen fort: „Sag' mir doch, Schwester, wie weit hat man bis zu jenem Török, zu dem der Istvan geritten ist?"

Durch Frau Anikós Gehirn schoß ein entsetzlicher Gedanke.

„Jesus Maria!" stammelte sie außer sich fast tonlos. — „Wenn er nun zu ihnen hinüber wäre —!"

„Nun, Du weißt es ja," unterbrach sie der Pater Józsi trocken.

„Du verstehst mich nicht, Józsi!" rief die Frau händeringend. — „Zu Winholds nach Fogarasch! Er liebt die Erzsébet, und — daß ich nur Alles gestehe — sträubt sich gegen den geistlichen Stand!"

„Ei, ei! Du überraschest mich, Schwester Anikó!"

antwortete der alte Herr, indem er die Gabel niederlegte und seine Schwester anscheinend verwundert ansah. — „Nun erkläre ich mir das gestrige Zusammentreffen mit ihm und seine Befangenheit! Und Du billigst seine Wünsche, Anikó?"

„Oh mein Jesus, mein Heiland!" rief die Mutter Istvan's, in furchtbarer Angst vom Sessel aufspringend. „Es ist Alles so, wie das, was Du vom armen Imre erzählt hast, und ich habe bis hierher wie der Vater des Unglücklichen gehandelt. Wenn's nun den Istvan in seiner Verzweiflung hinüber getrieben hätte zu dem Mädchen, ihr und sich ein Leid anzuthun, wie es der arme Bursche that —!"

Die Frau rang von Neuem die Hände.

„Oh mein Jesus, was beginnen!" schluchzte sie.

„Wenn's so ist, Schwester Anikó," entgegnete der Pater Józsi ernst, „dann bleibt uns nichts Anderes übrig, als augenblicklich anspannen zu lassen, und zu Winholds nach Fogarasch zu fahren!"

„Ja, ja!" kreischte die Mutter Istvan's und stürzte zur Thür.

„Halt, Schwester Anikó!" sagte der alte Herr sanft, indem er sich erhob, zu der geängstigten Frau trat und ihre Hand ergriff. — „Wenn nun Gottes Allgüte Deinen Istvan vor dem Schicksale des armen Imre bewahrt hätte, wie ich zu hoffen

wage, wirst Du dann noch ferner handeln wollen, wie der Vater dieses Unglücklichen handelte?"

„Oh Heiland, oh barmherzige Mutter Gottes!" schluchzte die Frau — „Józsi, Bruder Józsi — mein Gelübde —!"

„Es war ein sündhaftes, Schwester Anikó, ich sage dies als Priester des Herrn!" antwortete der Pater ernst und milde — „Du konntest für Dich geloben, was Dir Dein Herz eingab, nicht für Dein Kind! Unser Herrgott will nicht die Erfüllung eines sündhaften Gelübdes! Und will der Istvan kein Geistlicher werden, so mag er es unterlassen. Nur der ist dem Herrn als Verkünder seines Wortes wohlgefällig, der ihm im Geiste und in der Wahrheit dient! Und liebt der Istvan die Erzsébet, nun so mag er sie heiraten. Du aber, Schwester Anikó, wirst das an Deinem Burschen begangene Unrecht wieder gut machen, indem Du mit mir fährst und selber beim alten wackern Winhold um seine Erzsébet für Deinen Istvan anhältst. Wirst Du nicht, Schwester Anikó?"

„Alles, alles!" schluchzte die Frau an der Brust ihres Bruders — „Gott gebe, daß wir nicht zu spät kommen!"

Sie hielten einander umschlungen, die beiden alten Leute.

Da plötzlich vernahmen sie Pferdegetrappel.

Im nächsten Augenblick sprengte Istvan auf seinem lustig wiehernden Szekler in den Hof.

Frau Anikó schrie auf, riß sich von dem Bruder los und stürzte hinaus vor die Hausthür.

Als auch der Pater Józsi in den Hof hinaustrat, da war Istvan schon vom Pferde herunter und in den Armen der Mutter.

„Istvan, mein Istvan!“ rief diese, und küßte den jungen Reiter außer sich auf Mund und Wangen.

„Was ist Dir, Mutter?“ stammelte Istvan.

„Sie will Dir nur sagen,“ sprach lächelnd Oheim Józsi hinter ihnen — „daß Du Dein Pferd nicht abzusatteln brauchst. In einer halben Stunde fahre ich mit der Mutter zu Winholds hinüber nach Fogarasch, und Du mußt wohl oder übel mit von der Partie sein!“

Ein Abenteuer in Havanna.

Zwölf Tage waren vergangen, seitdem wir den Hafen des malerisch gelegenen Funchal verlassen hatten. Madeira, diese paradiesische Insel mit ihrer überaus wundersamen Vegetation, ihren Kaffeebäumen, Traubengeländen, Orangenbüschen und Bananen, beschäftigte noch lebhaft unsere Phantasie. Wir hatten uns in den ersten Tagen nach unserer Abreise von dort mehr als einmal nach Funchal zurückgesehnt, mit seinem buntbewegten, originellen Hafentreiben, seinen winkligen, berganstrebenden Gäßchen, seiner auf kahlem Felsen thronenden Citadelle und dem terrassenförmig emporsteigenden Hintergrunde, von dem hier und dort aus saftigem Gebüsch hervor die kleinen, in spanischem Styl erbauten Villen so anmuthig weiß herniederblicken.

Aber diese lieblichen Erinnerungen verwischte wie mit magischer Gewalt der als Utkiek auf der Vorbramsaling unserer Brigg reitende Matrose

durch seinen längst erwarteten, gellenden Ruf: „Land in Sicht!“

Nur derjenige, welcher sich wochenlang auf dem unermeßlichen Ocean schaukeln ließ, rings vom Schiffe aus, das ihn trug, nichts weiter erblickend als das ewig rollende, glitzernde Meer, den darüber ausgespannten Aether und dann und wann nur einen in der Ferne vorübersteuernden Segler, wird die Lust begreifen, mit der Passagiere und Seeleute nach dem Bugspriet des Schiffes sich drängen, sobald der Ruf: „Land in Sicht!“ ertönt.

So stand denn auch jetzt im Nu, dicht gedrängt um beide Gangspille, von der Mannschaft so ziemlich ein Jeder, der im Momente nicht die Hand in die Theertonne zu stecken hatte, das heißt, der nicht just im Dienste thätig sein mußte, vor dem Fockmaste im Vorderschiffe, und starrte über die graugrüne Flut hinaus nach dem winzigen Punkte, den vor der Hand nur das geübte Seemannsauge entdecken konnte. Ja, die Bambusen, wie der Seemann die angehenden Matrosen nennt, und die Schiffsjungen waren bis auf die Regelinge gesprungen und einige von ihnen balancirten selbst auf dem Klüverbaum, an den ausgespannten Tauen der dreieckigen Stagsegel sich haltend.

Wir Passagiere — wir waren unser fünf auf

der Brigg — fehlten natürlich nicht unter der Schaar jener Neugierigen, die übrigens einige Minuten später wieder nach dem Quarterdeck und dem Gatt des Schiffes schob und sich vertheilte.

Unsere Brigg, ein stattlicher Zweimaster, der 180 Tonnen hielt, war ein guter Segler, und da das Schiff jetzt flach vor dem Winde ging, dieser natürlich äußerst günstig von hinten in die Segel fiel und die Brise auch obendrein ziemlich vollhandig war, wie der Seemann sagt, so kamen wir bald so weit vorwärts, daß wir Passagiere ohne Fernglas die Insel, der wir zusteuerten, gewahren konnten.

Was wir in Sicht hatten, war Barbadoes, die östlichste der karaibischen Inseln.

Nach einer raschen Fahrt erreichten wir den Gegenstand unserer Neugier, der keineswegs das Ziel unserer Reise war.

Uns erwartete hier nicht eine Scenerie, wie sie uns Madeira geboten hatte. Die östliche Küste, der wir zusegelten, war flach, und die Stadt Bridgetown mit ihren im europäischen Geschmack erbauten, unsauber blickenden Häusern machte keineswegs den ersten Eindruck, welchen wir von der Insel erhielten, zu einem gefälligen.

Der Strand war mit Opuntien bedeckt, und erst in einiger Entfernung von demselben standen

Cocospalmen, blütenübersäete Bignonien, Tamarindenbäume und blühende Ipomeen, die einen freundlichen Anblick gewährten.

Die Brigg legte bei Bridgetown an, um Wasser einzunehmen. Das Treiben am Strande erst bot uns des Ueberraschenden hinreichend. Dort lagen, kauerten, tanzten, jubelten ganze Schaaren halbnackter Neger. Es herrschte dort ein tolles Durcheinander, und wildes Geschrei tönte uns entgegen.

Kaum war die Brigg vor Anker gegangen, da schoß ein Theil dieser schnatternden, lärmenden Kerle in Böten heran, sie umringten buchstäblich das Schiff, sie kletterten daran empor; dieser bot Cocosnüsse und sonstiges Obst an, jener seine Dienste, alle waren sie zudringlich und nur mit Mühe zu vertreiben.

Der Aufenthalt vor Bridgetown sollte sich nicht über den Zeitraum von zwei Stunden hinausdehnen, wir stießen daher in der Heckjolle der Brigg ans Ufer, unsern Weg dorthin zwischen den Böten der Neger hindurch mit Mühe erzwingend.

Einige Schooner lagen noch im Hafen und rothhaarige Engländer machten sich am Strande zu schaffen, auch spazierte in der Nähe einer der „ginshops“, von welchen her das Gejohle der Matrosen an unsere Ohren schlug, eine rothe

Uniform, gleich einem hochbeinigen Flamingo, auf und nieder.

Drei meiner Reisegefährten wanderten einem Delikatessenladen zu, ich aber, und mit mir ein junger Hamburger, mein Landsmann, wir mischten uns unter die Negergruppen, denn, zum ersten Male unter dieser Zone, übte das Treiben der schwarzen Burschen eine absonderliche Anziehungskraft auf uns, welches Interesse sich indessen bald abkühlen sollte. Die Kerle drängten sich heran, sie thaten für Geld, was wir begehrten, — sie tanzten ihre Nationaltänze, das heißt sie sprangen wie die Unsinnigen umher, stießen mit den harten, wolligen Schädeln an einander und sangen einige Lieder, dieses Alles zum Klange eines elenden Dinges, das einer verunglückten Guitarre glich und nur zwei Saiten hatte.

Nach einer Viertelstunde drohte uns das Trommelfell zu zerspringen. Wir entrannen den schwarzen Gesellen, die während des tollen Gesanges ihre blendend weißen Zähne fletschten und die Augen so weit aufrissen, daß man rings um die schwarzen Pupillen das Weiße sah. Vom Strande aus stiegen wir nun ein Stündchen umher, durch Gassen voll Unrath, hier von langweiligen Engländern angestarrt, dort von Verkäuferinnen angerufen, häßlichen Mulattenweibern, ein Gefolge von schwarzen, bettelnden Tagedieben hinter uns.

An dem Fenster eines Hauses, vielleicht das des Gouverneurs der Insel, sah ich sekundenlang ein schönes Mädchen erscheinen, eines jener blonden, schmachtenden und interessanten Kupferstichköpfchen, wie man sie nur während der eleganten Spazierfahrten im Londoner Regents-Park sieht.

Diese Erscheinung glich einer verlockenden Fata Morgana. Ach, warum entschwand sie nur so rasch?!

Mir blieb keine Zeit, unter dem Fenster dieser anglikanischen Schönheit zu träumen, denn der „Lovelace", unsere Brigg, schickte sich an, die Anker zu lichten.

Es war gegen Abend als wir Barbadoes verließen, um 140 englische Meilen weiter nach den Grenadainseln zu schwimmen. Eine herrliche Brise beschleunigte die Fahrt, schon am folgenden Morgen hatten wir etliche von den Inseln, deren Zahl 120, in Sicht. Wir segelten, bei ruhiger See, an den Porphyrfelsen der Grenaden vorüber, die viele sehr gefährliche Riffe bilden, und flaggten stolz an der romantischen Bucht von Georgetown hin, zu welchem Städtchen mit seinen schön gelegenen Festungswerken mein Auge sehnsüchtig hinüberschweifte, als mir der erste Steuermann, eine alte, ausgedörrte Seeratte, im trockenen Tone, und ohne daß er eine Ahnung davon hatte, wie sehr er meine Phantasie aufreize, die Mittheilung

machte, daß es auf Grenada Zucker-, Kaffee- und Baumwollpflanzungen gebe und in den Bäumen von Ast zu Ast in allen Farben schillernde Colibris hüpfen.

Aber was half die Sehnsucht? Unsere Bestimmung war, an Haiti und Jamaica vorüber, nach Havanna zu segeln.

Nach einer Fahrt von 720 englischen Meilen erreichen wir Haiti, das immergrüne Eiland, mit seinen 6000 Fuß hohen Gebirgen. In der Bucht von Jacmel, einem elenden Orte, legten wir an und steuerten nach kurzem Aufenthalte weiter. Und als wir die Berge Haitis aus dem Gesichte verloren, da tauchten diejenigen Jamaicas vor uns auf, die 8000 Fuß hohen blue mountains. Sie wuchsen mehr und mehr vor uns in die Höhe, aber nicht rasch genug für unsere Ungeduld. Endlich erreichten wir die Sandbänke und Riffe, die sich am östlichen Ufer der Insel hinziehen, ein Leuchtthurm blickte uns entgegen, an die Gefahr mahnend, die hier unter trügerischen, schaumglitzernden Wogen lauert. Aber schon steuerte, gleich flatternden Möven daherlavirend, mehr als ein Fahrzeug heran, das Lootsen brachte. Es war das eine Regattafahrt eigenthümlicher Art, welche die Konkurrenz hier ins Werk setzte. Derjenige Lootse, welcher die Brigg zuerst erreichte, durfte darauf rechnen, sie nach Portroyal, dem eine

Stunde von Kingston entfernten Hafen, führen zu können. Und bald legte denn auch ein solcher Wasserschutzgeist bei uns an, kletterte die Fallreep im Nu empor, und machte unserm Kapitän, einem jovialen alten Herrn mit kupferner Nase und leidlichem Schmeerbauche, welche beide Dinge verriethen, wohin seine Gefühle sich zu neigen pflegten, sein Kompliment.

Der Lootse brachte uns wohlbehalten nach Portroyal. Zwei Stunden später wäre die Sache nicht so glatt abgegangen, denn es stellte sich, wie der Seemann sagt, ein rusiges Wetter ein, das unserem Lootsen, und somit auch uns, an den Riffen würde ganz tüchtig zu schaffen gemacht haben. Diese rusige Luft artete bald in eines jener stürmischen Regenwetter aus, von denen die Nordseite Jamaicas häufiger als der südliche Theil desselben heimgesucht zu werden pflegt.

Wir erhielten bald die Gewißheit, daß es für uns rathsam sein werde, erst nach einigen Tagen wieder in See zu stechen. Und so blieb uns denn nichts anderes übrig, als in Sturm und Wetter nach der eine Stunde vom Hafen entfernten Hauptstadt der Insel zu übersiedeln. Wir rückten, ungeachtet des Zornes der wider uns verschworenen Elemente, in das sandverschwemmte Kingston ein, das trotz seiner breiten Straßen in hohem Grade

unrein ist, dessen einstöckige Ziegelhäuser uns aber wenigstens durch ihre arkadenartigen Veranden gestatteten, auf den Straßen während des Regens, vor demselben so ziemlich geschützt, zu spazieren.

Ein Hotel nahm uns auf; nicht besser und nicht schlechter war es, als so manches in unserm lieben Deutschland. Das Theater aber, welches wir Abends besuchten, bot in den Leistungen seiner Künstler wo möglich noch Elenderes, als die in deutschen Provinzstädten wohlbekannten, umherziehenden Banden, die man auch Meerschweinchen zu nennen pflegt.

Der Regen hatte doch sein Gutes, er vertrieb uns zum Theil die Mosquitos, die sich hier bereits Tag und Nacht alle mögliche Mühe gaben, als Stechvirtuosen dem Menschen das Leben zu verbittern.

Drei volle Tage und eben so viele Nächte blieb Kingston unser Asyl. Dann klärte sich der Himmel auf, beruhigte sich das Meer und kam schließlich die Ordre zum Aufbruch nach Portroyal.

Von meinen Reisegefährten waren mir zwei untreu geworden, die auf Jamaika blieben. Die beiden andern Herren, welche mit mir an Bord des „Lovelace" zurückkehrten, waren ein ältlicher Havanneser, der nach seiner Vaterstadt ging, und

der junge Hamburger, dessen ich bereits Erwähnung gethan.

Daß ich mich mehr an meinen Landsmann schloß, als an den Havanneser, versteht sich von selber. Wir standen einander auch an Jahren näher, denn der junge Hamburger zählte nur fünf Jahre weniger als ich.

Er war ein hübscher, blonder Mensch von vierundzwanzig Jahren. Seine regelmäßigen, einnehmenden Züge hatten einen offenen, freimüthigen Ausdruck, die Spannkraft ungeschwächten Jugendmuthes verlieh ihm jene liebenswürdige Sorglosigkeit, welche sicher ist, sich überall Freunde zu erwerben. Seine Augen strahlten jenen Glanz aus, der auf ein unverdorbenes Gemüthsleben schließen läßt, und seine frischen, rosigen Wangen, die Elasticität seiner Haltung und die straffen muskulösen Glieder legten ein unzweideutiges Zeugniß dafür ab, daß er die entnervenden Zerstreuungen die Hamburg in verschwenderischer Fülle bietet, nicht bis zur Neige durchgekostet habe.

Blauäugig, mit röthlich-blonden Haaren, war Ferdinand Reimers in seiner Erscheinung der Typus eines Deutschen, aber er hatte nichts in seinem Wesen von deutscher Sentimentalität und Träumerei. Er war lebhaft, zu Zeiten ein wenig excentrisch sogar, und erfaßte, was ihn interessirte, gewissermaßen mit südländischer Leiden-

schaftlichkeit. Er wußte sich deshalb auch nur wenig zu beherrschen, und da er jetzt gesonnen war, einige Jahre in Havanna zu verbringen, wo er beabsichtigte als Volontär in ein überseeisches Geschäft zu treten, so weissagte ich ihm Konflikte mit den heißblütigen Havannesern.

Nur zu bald sollte sich meine Weissagung in entsetzlicher Weise erfüllen, und zwar noch bevor Reimers Zeit gehabt hätte, sich in Havanna einzubürgern oder seinen Reisezweck zu erreichen.

Wir schieden von Portroyal und legten die 740 englische Meilen lange Fahrt in verhältnißmäßig kurzer Zeit zurück, wenn ich berücksichtige, daß der Wind zweimal umschlug und uns so eine Zeit lang ungünstig war.

Endlich tauchte das Cap San Antonio vor uns auf. Und nun gewahrten wir den Leuchtthurm Havanna's, der stolz von seinem Felsen auf das Meer hinausblickte.

Der Morgen, an dem wir die Hauptstadt Cuba's erreichten, wird mir unvergeßlich sein.

Der Aether, so weit das Auge rings sehen konnte, war tief blau, die Flut lag, ein glatter, blitzender Riesenspiegel, fast regungslos da, die Sonne vergoldete die byzantinisch geformten Umrisse der Kathedrale und die zahllosen Kuppeln der Kirchen Havanna's, dessen palastartige, steinerne Häuser mit ihren flachen Dächern, ihrer blau und

weißen Farbe, mit ihren zierlichen Balkons und den zeltartig vorgeschobenen, gestreiften Rouletten an den Fenstern ohne Glas, einen zauberhaften Anblick gewährten. Zur Linken der schmalen Einfahrt in den Hafen ragte die berühmte Citadelle El Morro malerisch empor, zur Rechten lag das kleinere Fort El Puntal; die Zinnen beider waren ebenfalls in Sonnengold getaucht.

Wir jubelten, als nun der „Lovelace“ im Hafen vor Anker ging. Wir hatten jetzt die Stadt zur Rechten und konnten den Augenblick, wo wir sie betreten sollten, kaum erwarten. In Anbetracht unserer Ungeduld dauerte es schon lange, bis die Böte der Brigg ausgesetzt wurden und uns sammt unserm Gepäck aufnahmen.

Unser havannesischer Reisegefährte, der ältliche Herr, ein Don Leon d'Azevedo, verabschiedete sich jetzt von uns, denn er kehrte nach seinem Hause und seiner Familie zurück, wir aber wanderten zu dem renommirten Fulton-Hotel. Don Leon gab uns seine genaue Adresse und lud uns artig zum Besuche ein. Insbesondere richtete er diese Aufforderung an Reimers, mit dem er sich während der Reise vorzugsweise befreundet hatte.

Wir nahmen die Einladung mit Dank an — sie sollte für meinen armen Landsmann unheilvoll werden.

Das Fulton-Hotel lieferte uns ein vortreffliches

Frühstück, aber wir nippten nur von dem spanischen Weine, den man uns vorsetzte, denn wir fühlten uns ohnehin durch die übermäßige Hitze, die auf Cuba herrscht, vollständig in Glut versetzt. Obwohl wir uns nun in solchem Zustande befanden und auch die Promenadezeit noch fern war, duldete es uns doch nicht länger im Hotel. Wir zündeten uns Cigarretten an, und schlenderten durch die schmalen Gassen der Hauptstadt.

Trotz der brennenden Sonnenglut herrschte dort ein ziemlich lebhaftes Treiben, das für mich und meinen Gefährten um so pikanter wurde, als wir beide der spanischen Sprache mächtig waren, und uns Don Leon während der Reise einigermaßen in die Havanneser Sitten eingeweiht hatte.

Männer und Weiber niederer Klasse durchzogen die Gassen und boten mit lauter Stimme feil, was sie trugen: herrliche Orangen, eine Art Brotfrucht, Ananas und allerlei mexikanisches Obst, Gemüse, Fische der verschiedensten Gattung und vor Allem zierliche Confituren und das hier unentbehrliche Eis.

„Eis, Eis!" ertönte es von allen Seiten.

Hier und dort, besonders am Strande, waren kleine ambulante Schenken errichtet, unter riesigem Sonnenschirm oder luftigem Zeltdach, wo der Arbeiter seinen Sorbet schlürfte, seine aus Wasser, Wein und Zucker bereitete sangria nahm, wo er

Melonen mit spanischem Pfeffer verspeiste und sogar seine Hand nach gebratenen Enten und allerlei sonstigen Fleischsorten, wie auch nach Fischen und Backwerk ausstrecken konnte.

Die armen Wasserträger seufzten unter ihrer Last an uns vorüber, ihre Krüge vor sich und auf dem Rücken an Riemen tragend, die über Stirn und Nacken gingen.

Auch mehr als einen Evangelisten entdeckten wir, jene öffentlichen Schreiber, die am kleinen Tische, meist halb vom darüber befestigten Sonnenschirme versteckt, dem Landvolke als Notar und gar häufig den hübschen, schwarzäugigen Arbeiterinnen der Cigarrenfabriken als postillon d'amour dienen.

Und überall, namentlich in der Nähe der zahlreichen Kaffeehäuser und Zuckerbäckereien, die in Havanna mit erstaunlicher Pracht und Eleganz ausgestattet sind, so daß diejenigen von Paris und Wien dagegen unbedingt den Kürzeren ziehen, lungerte schon jetzt, während der heißen Tageszeit, allerlei abenteuerlich blickendes, fadenscheiniges Volk, unter dem es Manche gab, die ihre Dürftigkeit mit einer gewissen kavaliermäßigen Nachlässigkeit trugen, jedenfalls ehemalige Havanneser Elegants, welche dem fabelhaften Luxus, der hier mit Allem getrieben wird, und der creolischen Spielmanie zum Opfer gefallen waren. Unbedingt gehörten

sie in die Kategorie jener Wesen, auf welche der Volksspruch: Der Vater Kaufmann, der Sohn Spaziergänger, der Enkel Bettler! sehr wohl paßt. Diese schäbig gentilen Dons hielten sich ohne Zweifel in der Nähe ihrer ehemaligen Tummelplätze auf, um vermuthlich noch ein armseliges Atom jener Freuden zu erhaschen, die sie zu Bettlern gemacht. Ich sah unter diesen Caballeros Einige, deren wildblickende Physiognomien ziemlich deutlich zu verstehen gaben, daß sie gegen ein paar Flaschen Champagner und einige Thaler nicht abgeneigt sein würden, Jeden, den man ihnen bezeichnen möchte, durch einen Dolchstich — una punalada — aus der Welt zu schaffen.

Das Schlaraffenleben, welches im Allgemeinen in Havanna geführt wird, ist übrigens ziemlich leicht erklärlich. Die Vorväter der Havanneser arbeiteten schon im Mutterlande Spanien nicht gern, und so fühlen denn die Nachkommen, die auch in diesem Punkte nicht aus der Art geschlagen sind, nicht das Bedürfniß, unter einer tropischen Sonne, die ohnehin allein dafür sorgt, daß ihnen Reichthümer aus dem Boden emporwachsen, anders sein zu wollen, als ihre altcastilianischen Vorfahren. Auch lebt in diesen Abkömmlingen der Hidalgostolz der spanischen Nation, der in der Arbeit etwas Entwürdigendes sieht. Und da ein heißes Klima ohnehin alle Leidenschaften der Menschen

wilder entfesselt als der kühle Norden, so prassen und genießen die Havanneser und ihre reizenden, verführerischen Weiber, und schwelgen im süßen Nichtsthun, so lange es gehen mag, sie besitzen darin sogar eine Virtuosität, von welcher selbst der Pariser noch profitiren könnte.

Für ein solches Leben ist in Havanna Alles da, jeder Sinnengenuß kann auf der Stelle befriedigt werden. Schönere und reichere, mit allen Luxusdingen der ganzen Welt ausgestattete Läden als hier hat keine Großstadt Europa's aufzuweisen. Während ich an der Seite meines Landsmannes die Stadt durchstreifte, blendeten mich, den an großstädtisches Leben Gewöhnten, diese Schaustellungen. Aber mehr noch als diese, ich gestehe es ehrlich, interessirten uns jene, welche die anmuthigen Havanneserinnen in eigener Person veranstalteten.

Schon am Bord des „Lovelace" hatte ich erfahren, daß die Tagesbeschäftigung der schönen Havanneserinnen darin bestehe, in eleganter Toilette fast zu jeder Stunde an den Fenstern des Erdgeschosses zu sitzen; was wir jetzt sahen, lieferte uns den Beweis, daß man mir auf dem Schiffe kein Mährchen erzählt habe. Die niederen, mit Eisengittern versehenen Fenster ohne Glas gewährten uns einen Blick in das Erdgeschoß eines jeden Hauses, ohne alle Mühe vermochten wir dort bis in die innersten Gemächer, ja bei manchen Woh-

nungen bis in die Schlafzimmer der Damen zu schauen. Und die holden Havanneserinnen dachten in der That nicht im entferntesten daran, sich unseren neugierigen Blicken und denen der sonst noch Vorübergehenden zu entziehen. In halbliegender, koketter Stellung kauerten sie auf ihren Estraden an den Fenstern, den blitzenden Fächer schwingend und die Cigarrette an goldenem Zängelchen zum Munde führend.

Wie sind sie zauberhaft, diese kreolischen Erscheinungen! Das bläulich schwarze, glänzende Haar, die bald funkelnden, bald wundersam hingebend schmachtenden, tiefdunklen Gazellenaugen, der blasse, matte Teint, die edlen, zartgeformten und doch entschiedenen Umrisse der Züge, die wollustvolle Ueppigkeit der geschmeidigen Gestalt, ja selbst das zierliche Bärtchen, das wie ein leichter Schatten über den rosigen, lüstern schwellenden Lippen thront, hinter denen blendend weiße Perlenzähne des Augenblickes harren, wo ein verführerisches Lächeln ihren reizenden Schmelz enthüllt, — das Alles macht die Damen von Havanna nicht allein pikant, sondern geradezu unwiderstehlich.

Sie verlassen ihre Fenster nur, um in die Kirche zu gehen, deren Glocken fast unablässig bis um Mittag ertönen, oder um zu speisen. Und haben sie so den Tag über mit Grazie nachlässig

kokettirt, dann beginnt Abends ihre eigentliche Herrschaft, wenn sie in zierlichen, luxuriös ausgestatteten, oft reich vergoldeten Volantes, zweirädrigen mit einem Pferde bespannten Wagen, unseren aus der Mode gekommenen Cabriolets vergleichbar, in den mit Bäumen, Blumen und Springbrunnen geschmückten Promenaden auf und nieder fahren. Wir sollten uns noch am Tage unserer Ankunft in Havanna dieses glänzenden Anblickes erfreuen.

Die grenzenlose Hitze beschränkte unsere Wanderung. Kaum daß wir noch die mit den schönsten Gebäuden eingefaßte Plaza de armas sahen, in deren Mitte die Statue Ferdinand VII. steht, von Rasenplätzen und vier Königspalmen umgeben, um die wieder Eisengeländer und Trottoirs sich hinziehen. Hier geht, wie man uns mittheilte, zwischen acht und neun Uhr Abends, während die Militärmusikbande anziehende Weisen spielt, die elegante Welt spazieren.

Jetzt aber, nun die Sonne versengend herniederbrannte, war der schöne Platz verödet, und wir flüchteten zu einem jener Etablissements, in denen Eis und kühlende Getränke verabreicht werden. Auch dort vermochten wir nicht lange auszudauern, und wir kehrten bald zu unserem Hotel Fulton heim, um in echter Weise der vornehmen Antillenbewohner bis zum Diner zu ruhen und

nach demselben uns bis zum Abend der Siesta hinzugeben.

Mein junger Freund war von Havanna weniger als von seinen reizenden Frauen entzückt. Er plauderte von diesen in überschwänglichen Metaphern, während wir nach vollendeter Mahlzeit in unserer gemeinschaftlichen Wohnung, die auf den Hof des Hotels und eine rings denselben umgebende, gedeckte Gallerie hinausging, langausgestreckt auf Ruhedivans lagen, und ohne alle Frage in mehr indianischem als europäischem Kostüme den Dampf unserer Cigarretten von uns bliesen.

Ich ließ dem jungen Manne Zeit, seine Beredtsamkeit vollständig zu entwickeln, und erst als er dieses zur Genüge gethan, unterbrach ich ihn.

„Lieber Reimers," sagte ich lächelnd — „ich fürchte, Havanna wird für Sie ein gefährlicher Ort werden!"

„Wie so?" antwortete mein Landsmann — „man hat mir freilich gesagt, das Klima sei für uns Ausländer ungesund, aber besitze ich nicht eine kräftige Konstitution? Meine Natur ist zäh und nicht für Krankheiten empfänglich."

„Desto empfänglicher ist Ihr Herz, mein Freund."

„Ah, ich verstehe Sie jetzt erst. Sie sind der Meinung, daß mir von den schönen Havanne-

serinnen größere Gefahr drohe, als vom Klima der Insel?"

„Ich bin der Meinung."

„Ich halte solche Gefahr für die Würze des Lebens."

„Es kommt darauf an," war meine gelassene Antwort — „von welchem Standpunkte aus man das Leben betrachtet."

„Nun, ich betrachte es vom Standpunkte meiner vierundzwanzig Jahre!" erwiederte Reimers auflachend. — „Und da Sie nur fünf Jahre älter sind, als ich, so glaube ich nicht, daß es Ihnen jetzt mit Ihrer philosophischen Miene ernst sei! Halten Sie in Liebe geträumte Stunden für verloren?"

„In Liebe? Nein! In Liebeleien — ja! Man hat mir gesagt, die Leidenschaft einer Kreolin beglücke so wenig, wie ein Feuerwerk dauernd beglücken kann!"

„Desto besser! Was suche ich vor der Hand denn anders, als Zerstreuung?"

„Eine Zerstreuung, der wir uns auf Kosten unseres besseren Selbst hingeben, tödtet uns physisch wie moralisch!"

„Mit Ihnen ist jetzt nichts zu reden," versetzte Reimers beinahe ärgerlich — „die Hitze macht Sie apathisch, geradezu unzurechnungsfähig, mein Lieber! Wer wird dem Zauber der Schönheit ge-

genüber nur an sich denken? Ich lasse ihn sorglos auf mich wirken, wo ich ihn finde. Nur das heiße ich leben!"

„Ich theile Ihre Ansicht nicht, lieber Reimers, ohne gerade ein Mucker, ein Tartüffe zu sein! Sie geben sich ohne weiteres dem Zauber der Schönheit hin, sagen Sie? Der Tiger und die Schlange sind aber auch schön, und Sie werden sich weder dem einen noch der andern nähern, ohne an Ihre Sicherheit zu denken. Die Kreolinnen sollen aber sowohl etwas vom Tiger wie von der Schlange in sich tragen! Wenn ich Sie also, den ich als ein wenig excentrisch kenne, vor diesen in der That wunderreizenden Havanneserinnen warne, so geschieht es nicht geradezu in einem Anfalle von Pietismus."

„Ich danke Ihnen!" scherzte Reimers. — „Man hat gegen Tiger und Schlangen Waffen, man wird solche auch gegen gefährliche Kreolinnen haben. Ich werde also, zu Ihrer Beruhigung, diesen nicht unbewaffnet gegenübertreten."

„Vertrauen Sie in diesem Punkte Ihrem Waffenglücke nicht mit allzugroßer Zuversichtlichkeit, mein Freund!" entgegnete ich so ziemlich in dem Tone meines jungen Gefährten. — „Und noch Eins!" — setzte ich ernsthaft hinzu — „vergessen Sie nicht, daß hier die Männer, Brüder, Väter schöner Damen nicht minder rachsüchtig sind,

als in Spanien, und daß ein scharfgeschliffener Dolch sein Ziel so gut auf Cuba trifft, wie in Sevilla oder Madrid!"

„Um Gottes willen," antwortete mein Gefährte, nachdem er eine ungeheure Rauchwolke von sich geblasen hatte — „legen Sie Ihrer Phantasie einen Zügel an! Sie sind heute ein Schwarzseher! Ich habe noch nichts weiter gethan, als die Reize der hiesigen Damenwelt gepriesen, und schon sehen Sie mich in blutige Händel verwickelt. Im Grunde bin ich ja doch hier, das Cigarren- und Tabakgeschäft zu studiren, und nicht, den Don Juan zu spielen. Für romantische Abenteuer wird mir wohl nicht allzuviel Zeit bleiben. Uebrigens sind wir Hamburger praktische Naturen, — Sie, der Sie ein deutscher Dichter geworden sind, vielleicht ausgenommen — wir finden uns schon in jedem Fahrwasser zurecht und ziehen nicht so leicht irgendwo den Kürzern! — Was werden wir denn diesen Abend beginnen?" — fuhr Reimers fort, rasch von dem Gegenstande unserer Unterhaltung abbrechend. — „Haben Sie Lust, in's Theater Tacon zu gehen?"

„Nicht um die Welt!" war meine Antwort — „die Hitze würde uns dort tödten! Den paseo Tacon können wir allenfalls besuchen, uns auch auf der plaza de armas umhertreiben, wo Sie bei den Klängen einer Quadrille von Musard —

denn etwas anderes werden die Havanneser Militärbanden wohl nicht spielen — Ihr Herz gegen die Angriffe kreolischer Blicke stählen können. Oder schlendern wir gar vor die Stadt hinaus, zum paseo de Isabel II., der sich anmuthig mit seinen Bäumen und Blumen bis ans Gestade des Meeres ausdehnen und die schönste und gesuchteste Promenade Havannas sein soll. Ist es Ihnen genehm?"

„Gut. Gehen wir zum paseo Isabel!"

Rauchend und plaudernd verbrachten wir so einige Stunden; wir konnten füglich als Neulinge unter diesem tropischen Himmelszelte nichts anders beginnen, wollten wir uns nicht für den paseo untauglich machen.

Endlich verließen wir unsere Rohrdivans und machten eine Toilette, wie sie Havanna angemessen ist, das heißt, wir kleideten uns vollständig in die Farbe der Unschuld — Beinkleid, Weste und leichten Paletot von weißer Leinwand — und drückten einen zierlichen, bereits am Vormittage erhandelten Panamastrohhut auf das Haupt, der uns in Europa mindestens nur die Hälfte würde gekostet haben.

So ausgerüstet, die herrlichen cigarros, von denen man sich hier vollends nicht trennen kann, im Munde, traten wir unsere Wallfahrt an.

Die Stadt Havanna hat nicht so riesige Di-

mensionen, daß man sich in ihr nicht ohne Führer zurechtfinden könnte. Auch brauchten wir nur dem größten Menschenstrome zu folgen, der dem besuchtesten paseo entgegenschwoll. So erreichten wir denn ohne Umwege das Ziel unserer Wanderung.

Als wir den paseo de Isabel betraten, da bot er uns nicht allein durch seine anmuthige Beschaffenheit, sondern auch durch das eigenthümliche Treiben, das auf ihm herrschte, einen feenhaften Anblick.

Was die Stadt an Reichthum, Schönheit und Eleganz aufzuweisen hat, das war heute hier unstreitig entfaltet. Zahlreiche Volantes, auf denen Neger in reichgallonirten Livreen kutschirten, rollten hin und her, mit verführerischer Nachlässigkeit, im höchsten Putz, lehnten bezaubernde Löwinnen des Tages in den blitzenden Wagen, hier und da von Kavalieren umschwärmt, die ihre kleinen Rosse spanischer Abkunft mit nicht weniger Koketterie zum Courbettiren zwangen, als die schönen Damen aufwendeten, ihre funkelnden Fächer zu schwingen.

Ein Blumenduft zog uns fast betäubend zu Zeiten entgegen — nicht allein, daß in vielen der Volantes neben den stolzen Schönheiten Riesenbouquets lagen, aus der herrlichen Flora der Tropenwelt zusammengefügt, auch hier und dort in den Alleen standen mit vollen Blumenkörben

zierliche Sträußchenverkäuferinnen in ihrer koketten spanischen Tracht, das kurze Röckchen mit Schleifen bedeckt, den kleinen schwarzen Schleier oder das schwere westindische Kopftuch über das Haupt geschlagen. Vor Allem aber waren es die Blumenparterre der Anlagen rings, die uns, von einem Lüftchen berührt, das die Spiegelfläche des Meeres leicht kräuselte, ihre Wohlgerüche sandten.

Die Menge, welche zu Fuß einherwogte, war nicht minder elegant, als jene, die sich zu Roß und in den Volantes auf und nieder bewegte.

Wir durchschnitten das Gewühl, hielten uns aber stets in der Nähe der Wagen. Diese bewegten sich so langsam von der Stelle, daß wir mit Muße die schönen Damen betrachten konnten, welche aus ihren Fuhrwerken Theaterlogen machten und, wie es in solchen bei der beau monde üblich ist, ein galantes Fächerspiel unterhielten, kleine Intriguen durch Blick und Gebeerde anspannen, Grüße und Zeichen des Einverständnisses hier und dorthin austauschten.

Reimers hatte seinen Arm unter den meinigen geschoben, um bequemer mit mir über dasjenige plaudern zu können, was wir sahen.

Plötzlich blieb mein Gefährte stehen. Ich ward dadurch gezwungen, den Schritt ebenfalls zu hemmen.

Ich blickte Reimers fragend an und sah diesen

auf die erste der Volantes starren, die uns jetzt entgegenkamen. Und als ich nun dem Blicke meines Freundes genauer folgte, da begriff ich, warum er wie eingewurzelt stehen geblieben.

In dem Wagen saß ein Mädchen von bewundernswerther Schönheit. Von all den reizenden Kindern, welche wir bis jetzt gesehen hatten, war diese etwa achtzehnjährige Grazie unstreitig die schönste. Ihre Erscheinung hatte etwas — wie soll ich mich ausdrücken? — Ueberwältigendes für den, der sie unerwartet plötzlich vor sich auftauchen sah. Wenigstens ging es mir damit gerade so, wie meinem Gefährten, der im Momente betroffen keines Wortes fähig war und überrascht die Augen aufriß. Wir waren wie geblendet, und gleichwie der Duft einer herrlichen Tropenblume sekundenlang fast besinnungsraubend unsere Sinne verzücken kann, so erging es uns beim Anblicke dieser stolzen Zauberin, die zweifelsohne, was ihre Toilette, ihr bordirter Neger, das vergoldete Fuhrwerk und das kleine feuerschnaubende Roß bewiesen, der Aristokratie Havanna's angehörte.

Die Dame fuhr weiter. Ich ward zuerst wieder vernünftig, und rüttelte lächelnd meinen noch immer verblüfften Freund.

Dieser sah mich an und rief ziemlich laut: „Ein himmlisches Geschöpf! Ein —“

Da ich ihm anmerkte, daß er nicht übel Lust

habe, auf dem paseo vor aller Welt eine begeisterte Rede zu halten, so unterbrach ich ihn hastig.

„Liebster Freund," murmelte ich — „bereiten Sie uns hier kein Aufsehen. Sehen Sie nur, unsere nächste Umgebung findet Sie schon ziemlich sonderbar."

In der That fixirten einige Spaziergänger meinen guten, exaltirten Landsmann. Zugleich aber auch bemerkte ich, daß es der Mehrzahl der Lustwandelnden — wenigstens denjenigen männlichen Geschlechtes — nicht viel besser ergehe, als uns, denn man folgte dem Fuhrwerke der schönen Havanneserin mit bewundernden Blicken.

Mein Freund Reimers aber glich einem Trunkenen.

„Kommen Sie," lallte er — „schlagen wir die Richtung ihres Wagens ein — gehen wir nebenher —!"

„Sie sind kindisch — was haben Sie davon?"

„Aber wir werden sie sehen, ist das nicht genug? Um Gottes willen, kommen Sie, oder lassen Sie mich! Wer weiß, ob das Mädchen nicht jetzt schon den paseo verläßt!"

Reimers befreite bei diesen Worten seinen Arm von dem meinigen.

„Ich werde mit Ihnen gehen," sagte ich lachend, — „denn auch ich bin von der Schönheit jenes

Mädchens entzückt, und ihr erster Anblick machte mich gewissermaßen betroffen. Aber ich hoffe, mein Freund, Sie mäßigen Ihren Enthusiasmus ein wenig, sobald wir die Volante zur Seite haben werden, denn ich möchte nicht, daß wir den Spott der Dame erregten. Versprechen Sie mir, vernünftig bleiben zu wollen?"

„Ich verspreche es! Kommen Sie nur!"

Reimers ergriff wieder meinen Arm und zog mich mit sich fort. Nach wenigen beflügelten Schritten waren wir neben dem Wagen der blendenden Schönheit. Reimers starrte auf das Mädchen, wie etwa ein Nachtfalter auf die glänzende Kuppel einer brennenden Lampe starren mag, die er umflattert. Ich hatte genug zu thun, meinen jungen, begeisterten Freund von den Rädern der Volante fernzuhalten, unter die er vermuthlich ohne mich würde gerathen sein, da die Doña ihn auf Alles, was sonst noch auf der Welt war, vergessen ließ.

Reimers machte seiner Extase auch durch allerlei abgerissene, leise hervorgestoßene Sätze Luft.

So folgten wir der Volante und der Schönen Schritt vor Schritt über den ganzen paseo.

Ich muß gestehen, daß auch mich der Anblick der Dame in eine Art Exaltation versetzt haben würde, wäre nicht das Benehmen meines Gefährten für meine Empfindungen ein heilsamer Dämpfer

gewesen. Indem ich merkte, daß seine Begeisterung ans Lächerliche streifte, bewahrte ich meine Ruhe.

Da wir stets in geringer Entfernung von der Volante neben derselben blieben, so konnte es nicht fehlen, daß Freund Reimers bald der Doña auffiel.

Sie saß nicht allein im Wagen, sondern hatte eine ältliche Dame zur Seite.

Und als nun die Volante am Ende des paseo wendete, um von Neuem durch die Allee zu rollen, mein Gefährte aber, trotz meines Sträubens, ebenfalls umkehrte und mich zu dem Fuhrwerk zog, damit wir wiederum den ganzen Corso entlang eine wandernde Seitenstaffage bilden könnten, da begann die schöne Havanneserin hell aufzulachen und ohne weiteres mit dem glitzernden Fächer auf uns zu deuten, indem sie die Matrone ihr zur Linken auf uns aufmerksam machte.

Reimers gewahrte die keineswegs für uns schmeichelhafte Lebhaftigkeit der Doña. Er erröthete tief.

„Da haben wir's," murmelte ich — „man lacht uns aus! Thun Sie, was Sie wollen, ich folge der Volante keinen Schritt mehr!"

Ich ließ meinen Worten die That folgen, indem ich stehen blieb.

Mein Begleiter sah mich einen Augenblick verwirrt an.

„Sie lacht jetzt," sagte er alsdann hastig — „aber es wird ihr doch schmeicheln, daß ihre Erscheinung solchen Eindruck hervorbringt. Und wenn man ihn rückhaltlos offenbart, wird man nichts dadurch in ihren Augen verlieren. Kommen Sie!"

„Halt, mein Freund, noch auf ein Wort!" entgegnete ich gelassen. — „Glauben Sie, eine Dame von solcher Schönheit sei nicht gewohnt, daß man sie anstaune?"

„Das schon —"

„Und denken Sie, daß man auf dem Wege sei, ein Interesse einzuflößen, wenn man damit beginnt, sich lächerlich zu machen?"

Mein Freund starrte vor sich hin.

„Sie haben recht," murmelte er nach einer Pause — „bleiben wir zurück!"

Im nächsten Moment aber blickte er auf, schaute der Volante nach, die schon zwanzig Schritte von uns entfernt war, und sagte leidenschaftlich: „Ich werde dieses Mädchen wiedersehen!"

„Daran zweifle ich keineswegs," erwiederte ich launig — „vorderhand aber sorgen wir dafür, daß dieses heute auf dem paseo nicht geschehe!"

Nicht minder lebhaft als vorhin zog mich jetzt Reimers zur anderen Seite des Spazierganges.

Wir sahen später die Volante nicht mehr, die schöne Dame mußte den Corso verlassen haben. Meinem Freunde jedoch kam sie wohl nicht mehr aus dem Sinn, denn was ich auch anwenden mochte, ihn zu zerstreuen, er blieb heute ein wenig einsilbig, er hatte nur ein erzwungenes Lächeln für meine Scherze und betrachtete nur noch mit halbem Auge die übrigen Schönheiten des paseo.

Oh deutsche Natur, sagte ich mir — kannst du dich nicht verlieben, ohne sentimental zu werden?

Von meinem Helden wunderte mich das am meisten, denn im Grunde hatte er nun doch vom Deutschen nicht viel mehr, als das blonde Haar und die blauen Augen.

Der Corso begann sich zu lichten, und auch wir zogen ab. Wohin? In Havanna beantwortet sich diese Frage leicht, — dorthin, wo man sich gemächlich auf Rohrsesseln wiegt, köstliches Fruchteis auf dem Marmortischchen neben sich stehen hat, vor sich die Straße und vorüberrauschende, schwarzäugige Señoras, zur Seite Schönheiten und Kavaliere, welche die paseos oder das Theater verlassen haben, um sich gleichfalls der Cigarretta und des Eises zu erfreuen, und über sich den Theil einer Veranda, oder den tiefblauen, gestirnten Himmel, eine von Mondglanz erfüllte Zaubernacht.

Kaffeehäuser, die solche Freuden bieten, sind

in Havanna leicht gefunden. Wir verbrachten vor einem derselben die halbe Nacht, — wer beschreibt das Feenhafte einer Nacht auf den Antillen?

Und als wir nun endlich, vom Mondduft umflossen, nach unserem Fulton-Hotel zurückkehrten, da hatten wir die Rollen gewechselt, da war mein Freund redselig und heiter, ich aber blickte träumerisch darein. Mir ging eine Tieck'sche Novelle, romantischen Angedenkens, durch den Sinn, und ich flüsterte in mich hinein:

Mondbeglänzte Zaubernacht,
Die den Sinn in Banden hält,
Steig' auf in der alten Pracht! — —

Wir schliefen bis spät in den Tag hinein. Während des Frühstückes machten wir Pläne für die nächsten Stunden. Reimers erklärte, den Don Leon d'Azevedo, der ihn so freundlich eingeladen, aufsuchen und — auf gutes Glück der interessanten Schönheit, die ihn am Tage zuvor begeistert, nachforschen zu wollen. Es fehlte nicht viel, so hätte er mir jetzt Vorwürfe darüber gemacht, daß ich ihn gestern verhinderte, der Volante zu folgen. Ich weigerte mich, meinen Freund zu begleiten, und beschloß, eine Fahrt in die Umgegend Havanna's zu unternehmen, mir zuvor aber noch einige Sehenswürdigkeiten der Stadt anzuschauen. Da Reimers auch willens war, gleich heute einige Empfehlungsbriefe, die er

von Hamburg mitgebracht, abzugeben und sich um eine Stelle in einem Handlungshause zu bemühen, so bestimmten wir erst für den Abend unsere Zusammenkunft.

Wir verließen das Hotel und trennten uns. Ich begab mich zur Kathedrale, das Denkmal des berühmten Christof Kolumbus in Augenschein zu nehmen.

Als ich durch das riesige Portal in die Kirche trat, glitt eine schlanke, weibliche Gestalt an mir vorüber.

Ein Blick auf die Dame sagte mir, daß es die reizende Doña vom paseo Isabel sei. Was hätte mein armer Landsmann Reimers darum gegeben, wäre er jetzt an meiner Stelle gewesen!

Die Dame trat gleich ein in die Kathedrale. Sie trug den üblichen Kirchenanzug der Kreolinnen, — ein schwarzes Seidenkleid und eine zierliche Mantille mit breiten Spitzen, die, am Kopf befestigt, über die Schultern fällt.

Eine alte, runzlige Dueña folgte der Dame in geringer Entfernung.

Als die schöne Unbekannte an mir vorüberrauschte, warf sie einen gleichgültigen Blick auf mich. Dann schaute sie, während sie sich im Schiff der Kirche einem Betstuhle näherte, eifrig forschend umher. Ich schloß daraus mit ziemlicher Sicherheit, daß sie hier Jemanden zu sehen erwartete.

Ich trat ziemlich in ihre Nähe und betrachtete sie verstohlen.

Plötzlich sah ich sie auf einen Pfeiler starren, der sich in der Nähe befand. Mein Blick folgte der Richtung des ihrigen.

An dem Pfeiler lehnte ein junger Mann. Seine Haltung war stolz, ungezwungen und graziös, aber seine Kleidung völlig abgetragen. Er glich in seinem Aeußeren vollständig einem jener umherlungernden Vagabunden, die ich Tags zuvor in der Nähe der Kaffeehäuser bemerkt hatte.

Nie sah ich schönere, edlere, regelmäßigere Züge, als diejenigen dieses jungen Mannes, nie ein feurigeres, schwärzeres Auge, nie einen vollendeteren Wuchs. Aber seine Wangen waren bleich, er sah vollständig verlebt aus, und ich zweifelte keinen Augenblick daran, einen jener herabgekommenen jungen Wüstlinge, deren es in Havanna so viele gibt, vor mir zu haben. Ich blickte von dem schäbig kostümirten Kavalier auf die Dame, und siehe — ich täuschte mich nicht — sie gab ihm ein kaum bemerkbares Zeichen. Dann kniete sie an einem Betstuhle nieder und schien ihre Andacht zu verrichten. Die runzlige Dueña kniete weiter zurück, ohne anscheinend auf ihre Herrin Acht zu geben.

Der junge Mann aber verließ die Säule und pflanzte sich im Innern der Kirche am Portale

auf, dort wo die düsterste Stelle des Ausganges war.

Armer Reimers, sagte ich mir, du hast jedenfalls einen seltsamen und, wie ich nicht zweifle, gefährlichen Nebenbuhler.

Ich muß bekennen, daß unter den gegebenen Umständen mein Interesse für den Grabstein des genialen Kolumbus sich bedeutend abkühlte, dagegen meine Phantasie sich lebhaft mit dem Paare zu beschäftigen begann, das ich jetzt so trefflich betrachten konnte. Ich glaubte dieses auch namentlich im Interesse meines Freundes thun zu müssen. Daher schritt ich wohl zum Denkmal des kühnen Seefahrers hinüber und widmete ihm auch einige Aufmerksamkeit, aber ich ließ doch dabei die schöne Doña und den fast noch schöneren Vagabunden am Portal nur wenig aus den Augen.

Es währte nicht lange, da erhob sich die Fee meines Landsmannes von ihrem Betstuhle. Scheinbar unbefangen machte ich im nächsten Augenblicke eine Schwenkung nach dem Ausgange der Kirche hin.

Und als nun die Dame sich mit Weihwasser besprengt hatte und unter das Portal trat, da war ich dicht hinter der Dueña, die ihrer Herrin folgte.

Die Letztere kam jetzt an dem jungen Manne vorüber, der sich völlig regungslos verhielt.

Da plötzlich ließ die reizende Kirchengängerin ihren Fächer fallen. Er fiel dem jungen Manne vor die Füße.

Dieser bückte sich blitzgeschwind und überreichte ihn. Während die Dame den Fächer entgegennahm, beugte sie sich zu dem jungen Manne vor. Ich sah das Antlitz der Havanneserin nicht, konnte daher auch nicht gewahren, ob sie dem Ueberreicher dieses Fächers einige Worte zuflüsterte oder nicht. Wohl aber sah ich die Hand des schäbigen Adonis sich zurückziehen, und diese Hand, das bemerkte ich nur zu deutlich, suchte ein kleines, zierlich gefaltetes Billet zu verbergen.

Die Dame verließ mit ihrer Dueña ungesäumt die Kathedrale. Auch der junge Mann entfernte sich aus derselben. Ich folgte ihm, ohne daß ich mein Folgen auffällig machte. Er ging der Dame nicht nach, sondern schlug eine der ihren entgegengesetzte Richtung ein.

Vielleicht macht dieser Mensch nur den postillon d'amour! sagte ich mir.

Die Dame bog jetzt um eine Ecke des Platzes und verschwand. Sie hatte sich auch nicht ein einziges Mal nach dem jungen Manne umgesehen. Dies bestärkte mich in meiner Vermuthung.

Nun aber hätte ich gern gewußt — ich konnte mir nicht recht sagen, weshalb? — wohin das

Briefchen wandern werde. Beinahe instinktartig folgte ich dem Träger desselben.

Dieser verließ jetzt den Platz und trat in der nächsten Gasse unter das erste Hausthor, ich aber an den gegenüber liegenden Laden. Von dort aus konnte ich den jungen Menschen wieder sehen. Er stand im Thorwege und öffnete das Billet. Er las es. Er war zu ruhig, als daß ich glauben konnte, er begehe in diesem Augenblicke eine Indiskretion.

So waren also diese Zeilen an ihn gerichtet. Eines der schönsten Mädchen Havanna's hatte ein Verhältniß mit einem solchen Tagediebe, mit einem herabgekommenen Subjekte, ja vielleicht noch etwas Schlimmerem. Und das Mädchen war uns doch in ihrem Benehmen keineswegs wie eine Leichtsinnige erschienen.

Aber war sie nicht eine heißblütige Kreolin? Und mußte ich mir nicht gestehen, daß dieser Mensch mit der vagabundenartigen Kleidung in eleganter Toilette vielleicht der schönste Kreole der Stadt sein würde?

Ich durfte nur verstohlen von Zeit zu Zeit zu ihm hinüberschielen. Jetzt hatte er seine Lectüre beendigt. Er lächelte, zerknitterte den Brief und schob ihn nachlässig in seine Tasche. Dann verließ er den Thorweg und schlenderte einer der Hauptstraßen zu. Ich folgte ihm von Neuem.

Er benimmt sich bei dieser Affaire wie ein großer Herr, der blasirt ist und sich lieben läßt! murmelte ich in mich hinein. — Ich glaube, es ließen sich hier auf der Straße „Geheimnisse von Havanna" ausfindig machen, wenn man sich nur halbwegs Mühe geben wollte!

Und ich war beinahe schon entschlossen, mir Mühe zu geben.

Der junge Mann, auf den ich noch immer mein Augenmerk richtete, trat in der Nähe eines der elegantesten Kaffeehäuser zu einer Gruppe, die aus alten und jungen Strolchen seiner Gattung zusammengesetzt war. Ich nahm unter der Veranda des Café's Platz und ließ mir ein Sorbet bringen.

In der Gruppe jener Müssiggänger gewahrte ich jetzt einen ziemlich keck blickenden Alten, mit dem ich bereits am Tage zuvor in Berührung gekommen war. Der Alte hatte mich nämlich in einer Weise angebettelt, die jedenfalls diese stolzen, herabgekommenen Hidalgos charakterisirt. Er war in derselben Straße, in der ich mich jetzt befand, mit vornehmer Nachlässigkeit zu mir getreten und hatte mich um Feuer für seine Cigarre ersucht, eine Bitte, die man so ziemlich in der ganzen Welt einem Jeden, der sie stellt, gewähren muß, wie auch sein Aussehen möge beschaffen sein.

Nachdem nun jener Alte das erbetene Feuer

von mir erhalten, hatte er sehr artig gedankt und mir hierauf mit vieler Grandezza gesagt: „Señor, Sie sind ein Kavalier im edelsten Sinne des Wortes, man sieht das auf den ersten Blick an Ihrem ganzen Benehmen. Caramba, ich hoffe, Sie sind überzeugt, daß auch in meinen Adern blaues Blut fließt!"

Nach dieser Anrede hatte ich lächelnd erwiedert, „daß ich überzeugt sei, sein Blut sei so tadellos blau, wie nur irgend eines in Havanna sein könne," worauf er mir denn mit sehr vertraulichem Kopfnicken und ebenfalls lächelnd erwiederte: „Ihre gute Meinung von mir, mein Herr, ist mir nicht allein schmeichelhaft, sie gibt mir auch die Garantie, daß Sie eine Bitte, welche ich an Sie zu richten habe, nicht falsch deuten. Ich vergaß meine Börse zu Hause und möchte doch jetzt, aus christlicher Barmherzigkeit, dem armen Schelm, den Sie dort an der Ecke stehen sehen, einen Peso schenken. Der Arme ist ein Kavalier, wie wir, er gehörte früher zu meinen Connaissancen, aber er ruinirte sich durch das Spiel. Möchten Sie mir nicht die genannte Bagatelle für den alten Burschen leihen, von dem es freilich heißen wird: Wie gelebt, so gestorben! der aber doch ein guter Tropf ist! Darf ich Sie belästigen?"

Obwohl ich nach diesem an mich gestellten Begehren recht gut wußte, daß der alte Vagabund

— der sich mir nebenbei als ein Don Guzman de Osado vorgestellt, was er auch ganz gut sein mochte, denn un osado heißt „ein Verwegener“ — den Thaler nur für sich begehre, hatte ich mich doch durch einen solchen lachend von ihm losgekauft. Er war mit einem: „Gehen Sie mit Gott, mein Herr!“ so kavaliermäßig von mir weg stolzirt und um die Straßenecke gegangen, ohne den „guten Tropf“ eines Blickes zu würdigen, daß ich noch heute, als ich meinen Don Guzman wiedersah, mich nicht enthalten konnte, ziemlich hell aufzulachen.

Don Guzman hatte unstreitig mein Lachen gehört und es war ihm bekannt vorgekommen, denn plötzlich sah er zu mir herüber.

Er erkannte mich, verließ die Gruppe und steuerte meinem Platze zu.

Hoho, sagte ich mir — sollte der schäbige Hidalgo die Absicht haben, mir meinen Thaler zurückzubringen? Das ist kaum glaublich! Vielleicht hat er wiederum seine Börse vergessen. Er könnte mir aber wahrhaftig nicht gelegener kommen, als gerade jetzt!

Der Alte erreichte die Veranda und begrüßte mich mit einer gewissen höflichen Zuversichtlichkeit, indem er sich neben meinem Marmortische aufpflanzte.

„Auf Ehre!“ rief er — „das trifft sich glücklich,

Señor! Ich bin entzückt, Sie zu sehen! Sie leisteten mir gestern einen kleinen Dienst — wie es einem Kavaliere geziemt — ich werde das nicht vergessen. Hoffentlich unterhalten Sie sich in Havanna?"

„Sehr gut!" war meine Antwort. — „Sie haben den armen Teufel gestern glücklich gemacht?"

Während ich diese Worte sprach, lächelte ich in eigenthümlicher Art.

„Sehr glücklich!" erwiederte Don Guzman, ohne die geringste Verlegenheit, aber auch ohne daß er Miene machte, mir meinen Thaler zurückzuzahlen. — „Wenn Sie erlauben, so setze ich mich ein wenig zu Ihnen. Die Zeit vergeht rasch, wenn man plaudert."

Das war mir freilich nicht recht. Ich war wohl völlig fremd in Havanna, aber dennoch hatte ich keine Lust, vor einem der renommirtesten Kaffeehäuser der Stadt in der Gesellschaft eines solchen Menschen zu sitzen, wie mein Don Guzman ohne Zweifel war.

Ich ließ ihm daher keine Zeit, sich einen Sessel zu nehmen und antwortete rasch, indem ich mich erhob: „Es thut mir leid, nicht mit Ihnen plaudern zu können, da ich sogleich einen Ausflug auf's Land machen werde."

„Was der Tausend!" rief Don Guzman. — „Bei dieser Hitze?"

„Ich bleibe nicht lange in Havanna und möchte die Umgegend kennen lernen.“

„Ah, ich begreife das! Wenn ich Ihnen meine Dienste anbieten darf, mein Herr—?“

„Ich danke Ihnen, es werden mich einige Havanneser begleiten. Aber eine Gefälligkeit können Sie mir erweisen.“

„Ei, mit vielem Vergnügen, mein Herr!“ versetzte Don Guzman lebhaft.

„Es ist eine Kleinigkeit! Ich sah Sie vorhin einige Worte mit dem schönen, jungen Manne wechseln, der dort in jener Gruppe steht. Wer ist er?“

„Sie reden von dem Kavalier, der augenblicklich seinen sombrero lüftet?“

„Ja.“

Don Guzman blickte mich mit seinen scharfen Späheraugen sekundenlang durchdringend an.

„Darf man fragen, zu welchem Zwecke Sie zu wissen wünschen —?“ begann er zögernd.

„Ach,“ sagte ich leichthin, indem ich mich einer kleinen Nothlüge bediente — „der junge Mann interessirt mich, weil ich vor Jahren in Hamburg mit einem Havanneser bekannt war, der diesem Herrn sehr ähnlich sah.“

„So, so! Das mag der Bruder gewesen sein, der nach Europa ging und dort starb. Dieser junge Mann heißt Federico de Leonor und stammt aus einem altadeligen Geschlechte.“

„Ich glaube in der That, daß sich jener Herr, den ich in Hamburg kennen lernte, Leonor nannte —“

„So war es also sicher der Bruder. Soll ich Sie meinem jungen Freunde vorstellen? Es wird ihn freuen —“

„Nein, nein, jetzt nicht!“ unterbrach ich den Alten — „ich muß auf der Stelle fort. Ein anderes Mal. Doch apropos“ — setzte ich hinzu — „wenn ich nicht irre, so war jener Leonor reich —“

„Auch mein junger, schöner Freund, den Sie dort sehen, war noch vor einigen Jahren ein Millionär,“ bemerkte Don Guzman lächelnd — „und hatte Zutritt in die vornehmsten Häuser. Ich muß gestehen, er ist jetzt ein wenig reduzirt — Spiel und Weiber haben sein Vermögen aufgezehrt.“

„Er ist doch jetzt noch ein schöner Mann,“ warf ich hin — „er war wohl sehr beliebt bei den Damen.“

„Cuerpo de Dios!“ murmelte der Alte. — „Vor zwei Jahren war er noch der Bräutigam der reizendsten und reichsten Erbin von Havanna, der Tochter des dicken Don Leon d'Azevedo, der seit gestern, wie man mir sagte, von Europa zurückgekehrt ist.“

„Des Don Leon d'Azevedo?“ rief ich, indem

ich kaum im Stande war, meine Ueberraschung zu verbergen, als ich den Namen unseres Reisegefährten vom „Lovelace“ hörte.

„Sie kennen Don Leon persönlich?“ fragte der Alte. — „Vielleicht machten Sie mit ihm die Ueberfahrt?“

„Nein!“ antwortete ich kurz. „Aber die Firma ist mir bekannt. Also das Mädchen“ — fuhr ich fort — „hat diesen schönen, jungen Mann nach seiner Verarmung nicht mehr mögen?“

„Oh doch!“ versetzte Don Guzman. — „Sie soll sogar noch sterblich in ihn verliebt sein. Der Vater des Mädchens war es, der das Paar trennte. Und er that auch im Grunde recht daran, denn Don Federico ist ein leichtsinniger, charakterloser Mensch, ein Spieler und wüster Geselle, der sich nie viel aus der reizenden Doña Carmelita machte und stets noch andere Liebschaften hatte. Man sagt, die Tochter d'Azevedo's sehe den Unverbesserlichen noch heimlich von Zeit zu Zeit —“

„Sagt man das?“

„Und noch mehr — sie unterstützt ihn auch mit Geld! Er verspielt oft noch jetzt ganz hübsche Summen — und woher hat er sie?“

„Von einem Mädchen Geld zu nehmen, — das ist unwürdig!“

„Sehr unwürdig, Kavalier! Sehen Sie dort jenen jungen Mann,“ — setzte er hinzu, auf einen

Menschen deutend, der zu der vorerwähnten Gruppe trat — „der ist schon ein Anderer, cuerpo de Dios! Er ist ein armer, aber ehrenwerther Schlucker, er könnte eine reiche Partie machen, aber er will nicht einem Frauenzimmer sein Glück zu verdanken haben. Ich liebe diesen Stolz! Und der arme Schelm hat doch so dringend einiges Geld nöthig. Ich lieh ihm zuvor zwei Pesos, aber das dürfte nicht ausreichen —"

„So geben Sie ihm noch diesen von mir!" unterbrach ich den Alten, ihm einen Thaler reichend, überzeugt, der ehrenwerthe Schlucker werde nie etwas davon zu sehen bekommen. — „Leben Sie wohl, Don Guzman."

Dieser grüßte ceremoniell, während ich mich zum Gehen wendete, und flüsterte ein: „Auf Wiedersehen, mein Herr!"

Ich hätte den alten Tagedieb noch gern über die Persönlichkeit der Doña Carmelita ausgefragt, denn ich setzte mir in den Kopf, daß die schöne Doña vom paseo die Tochter d'Azevedo's sei, aber ich wollte dem Don Guzman nicht durch solche Erkundigungen auffällig werden.

Und nachdem ich nun das Kaffeehaus verlassen, nahm ich mir einen Wagen und verließ die Stadt.

Ich fand nicht was ich erwartete, — ich sah nicht eine einzige Tabakpflanzung, sie befinden sich

alle an der westlichen und südlichen Küste Cuba's. Was ich erblickte, waren niedere, kahle Hügel und mit Mais oder Betaten bepflanzte Felder. Auch Kokosnuß-, Dattel- und Brodfruchtbäume standen hier und dort. Die Fahrt war unstreitig für einen Europäer interessant, doch befriedigte mich der Besuch der eine ziemliche Strecke von Havanna entfernten Villa des Bischofs, die man mir gerühmt hatte, keineswegs. Ich machte da und dorthin Exkursionen und kehrte gegen Abend, von der Hitze des Tages fast aufgelöst, nach meinem Hotel zurück.

Mein Landsmann erwartete mich dort bereits. Er war in hohem Grade aufgeregt und fiel mir sogleich um den Hals.

„Ich habe meine Doña vom paseo Isabel gefunden!“ rief er.

„Carmelita d'Azevedo!“ ergänzte ich lächelnd.

„Wie? Sie wissen?“ lallte Reimers erstaunt.

Ich erzählte ihm, was ich wußte, er aber schwur hoch und theuer, daß er die Neigung Carmelita's gewinnen müsse, denn ohne sie sei ihm das Leben werthlos. Er hatte das Mädchen gesprochen, nachdem sie vom Kirchgange nach Hause gekommen, er war nicht allein von ihrer Schönheit, sondern auch von ihrem Geiste entzückt, er geberdete sich vor mir wie ein Narr.

Reimers war ein reicher, junger Mann, d'Aze-

vedo wollte ihm wohl, darum machte er sich Hoffnungen, wenngleich ihn Doña Carmelita kühl empfangen hatte, wie er gestand. Ich rieth ihm ernstlich zur Vorsicht, und predigte tauben Ohren.

Von jenem Tage an sah ich meinen Landsmann nur selten. Er hatte einen Platz in einem großen, überseeischen Geschäfte gefunden, verbrachte seine Zeit aber mehr im Hause d'Azevedo's, wie ich hörte, als im Komptoir. Ich war mit den Studien von Land und Leuten beschäftigt und hatte es verabsäumt, d'Azevedo's Einladung Folge zu leisten. Traf ich mit Reimers zusammen, so fand ich ihn meistens verstimmt, dann ließ er sich nur sehr einsilbig über seine Stellung zu Carmelita aus. Er war von ihr abgewiesen worden, trotzdem ihr Vater ihre Verbindung mit ihm wünschte.

So standen die Sachen, als ich eines Abends — ich war bereits vierzehn Tage in Havanna und dachte daran, es bald wieder zu verlassen — die Straße entlang schlenderte, um auf ein Viertelstündchen das Teatro Tacon zu besuchen.

Da sah ich plötzlich vor mir meinen Freund Reimers in eine schmale Seitengasse einbiegen. An seiner Seite ging ein junger Mensch in ziemlich abgetragener Kleidung. Auch er bog in das Gäßchen ein.

Ich hatte Beide nur einen Moment gesehen,

und doch in dem Letzteren sogleich Don Federico erkannt, den ehemaligen Verlobten Carmelitas.

Betroffen schlug auch ich den Weg ein, welchen sie genommen hatten.

Obwohl die kleine Straße, in der ich jetzt den beiden jungen Männern folgte, ziemlich finster war, bemerkte ich doch, daß diese mit einander angelegentlich plauderten. Auch hörte ich von Zeit zu Zeit lachen.

Wie? sagte ich mir. — Ist es denn möglich? Die beiden Nebenbuhler gehen miteinander, und augenscheinlich in ganz vertraulichem, heiteren Gespräche? Reimers weiß doch sicher, wen er neben sich hat, denn ich zeigte ihm ja den Vagabunden schon am Tage nach dem Zusammentreffen desselben mit Carmelita, das in der Kirche stattfand. Er merkte ihn sich auch damals gar wohl, wie ich ein anderes Mal gewahr ward. Ich warnte ihn vor dem Menschen, und er versprach mir, auf seiner Hut sein zu wollen. Und doch geht er jetzt sorglos mit ihm! Wie ist er an den Tagedieb gekommen, und wohin führt ihn dieser? Legt man meinem jungen Freund eine Falle? Ist die Tochter d'Azevedo's mit diesem Don Federico darüber im Einverständniß, und hat der letztere sich vielleicht verpflichtet, seine Geliebte von einem lästigen Anbeter zu befreien? Ein Dolchstich mehr oder weniger, was heißt das in diesen Tropengegenden?

Und ist dieser Don Federico nicht sicher der Mann dazu, vor einer Gewaltthat nicht zurückzuschrecken?

Das waren meine Gedanken, als ich so hinter den Beiden darein schritt. Alle Hauptstraßen vermeidend, schlugen sie die Richtung nach dem einsamsten und ärmlichsten Theile der Stadt ein. Das erschien mir ganz besonders verdächtig. Ich zerbrach mir den Kopf, welches Vorhaben Reimers bewegen könne, dem Strolche in eine verrufene Gegend zu folgen, die in nächtlicher Stunde zu betreten bisweilen mit Gefahr verknüpft war. Auch überlegte ich, was ich wohl im Augenblicke thun könne, wenn sich mein Verdacht bestätigen sollte, denn ich war fest entschlossen, den Beiden zu folgen, so weit sie auch gehen möchten.

Einen Moment schien es mir gerathen, mich dem Paare zu zeigen, dann dachte ich aber wieder daran, daß mein Landsmann in letzterer Zeit weder mein Vertrauen oder meinen Rath in Anspruch genommen, noch meinen Umgang gesucht habe, und ward anderer Ansicht. Ich konnte mich ihm füglich nicht aufdrängen. Aber der wackere, junge, phantastische Mensch interessirte mich doch zu sehr, als daß ich ihn hätte in Stich lassen mögen, falls hier ein angezettelter dunkler Plan zur Ausführung kommen sollte. Ich folgte daher den eilig vorwärts Schreitenden in unbe-

deutender Entfernung, alle nur erdenkliche Vorsicht anwendend, um von ihnen, die bisweilen flüchtig hinter sich schauten, unentdeckt zu bleiben. Es gelang mir dieses.

Endlich machten die Beiden in der Mitte einer elenden Gasse vor einem niedrigen Hause Halt.

Rasch schlüpfte ich in geringer Entfernung in ein finsteres Gebäude und blieb im Eingange lauernd stehen.

Don Federico pochte an das Häuschen. Ein Frauenzimmer öffnete. Don Federico murmelte einige Worte, die ich so wenig verstand, wie die Antwort des weiblichen Wesens.

Sodann lud Federico meinen Landsmann durch eine Geberde zum Eintreten ein. Dieser — ich sah es deutlich — drückte dem Vagabunden die Hand, legte einen Finger auf den Mund, und verschwand dann erst in das Häuschen.

Die Thür schloß sich hinter ihm, Don Federico aber schritt zur Mitte des öden Gäßchens, spähte umher, und trat dann an den finsteren Eingang des Hauses, das demjenigen gegenüber lag, in welchem ich lauerte.

Die Sache ward mir immer abenteuerlicher.

Ich hatte keine Zeit, mich in Vermuthungen zu ergehen, denn nun vernahm ich einen leichten Tritt und sah im selben Augenblicke Don Fede-

rico jenseits der Gasse in die Finsterniß des Hauses hineinschnellen.

Ich konnte nicht vortreten, um zu sehen, wer da komme, ohne mich meinem Gegenüber zu verrathen. Daher harrte ich regungslos, wo ich stand.

Jetzt kam die Person, deren Schritt ich vernommen hatte, hart an meiner Thür vorüber. Es war, so viel ich sehen konnte, ein unscheinbar gekleidetes Frauenzimmer, das sich fest in Mantille und Schleier gehüllt hatte. Aber diese Haltung, dieser Gang! Ich war keinen Augenblick über jene Gestalt in Zweifel, — dort ging, verkleidet, die Schönheit vom paseo Isabel, die reizende Carmelita d'Azevedo!

Ich wartete jeden Augenblick, daß Don Federico, ihr Geliebter, ihr ein Zeichen geben, oder zu ihr gehen werde. Das geschah nicht.

Die Doña trat in das niedrige Haus. Sie klopfte, sie ward eingelassen. Jetzt erst verließ Don Federico sein Versteck. Er kicherte leise vor sich hin.

Wenn er das Häuschen betritt, so ist es auf einen Mord abgesehen! sagte ich mir. — Dann folge ich diesem Burschen auf der Ferse in das Haus und schlage Lärm!

Ich hatte freilich keine andere Waffe bei mir, als ein großes Taschenmesser, das sich allenfalls

als Dolch gebrauchen ließ. Und konnte ich denn erwarten, daß mir das hier herum wohnende Gesindel beistehen werde, sobald ich Lärm schlug? Aber was sollte ich sonst beginnen?

Ich starrte in furchtsamer Aufregung auf den ehemaligen Verlobten Carmelita's. Dieser aber machte keine Miene, das Häuschen zu betreten. Er zog sich wieder zu dem Eingange zurück, der ihn zuvor verborgen hatte, und lehnte sich dort an den Thorpfosten.

Jetzt erreichte das Abenteuer für mich den höchsten Grad des Räthselhaften.

Zehn Minuten vergingen, ohne daß weder Don Federico noch ich mich rührte. Da vernahm ich plötzlich vom Häuschen her einen dumpfen Schrei.

Ich zuckte zusammen, aber ich sah auch mein Gegenüber eine Bewegung des Erschreckens machen. Blitzschnell verließ Don Federico seinen Posten, sprang die Gasse entlang und verschwand um die Ecke.

Mir war es, als hörte ich die Stimme meines Landsmannes durch die geschlossenen Fensterläden des Häuschens dringen. Im Nu war ich drüben an dem Häuschen. Da ward die Thür aufgerissen. Carmelita stürzte mir entgegen, bleich und bebend, Schleier und Mantille in wilder Unordnung. Sie wollte an mir vorüber,

ich erfaßte einen ihrer Arme. Sie stierte mich düster an.

„Señora," schrie ich — „nicht von der Stelle! Ich kenne Sie — Sie sind die Tochter Don Leon d'Azevedo's, meines Reisegefährten! Was ist meinem Freunde, dem jungen Deutschen, hier geschehen? Leugnen Sie nicht, er ist in dem Hause dort, ich bin ihm und Don Federico heimlich bis hierher gefolgt! Was ist ihm geschehen?"

„Zurück!" rief mir die Kreolin zu, indem sie ihren flammenden, stolzen Blick energisch, gleich einer empörten Löwin, auf mich richtete. — „Sie haben kein Recht, mich aufzuhalten! Dort drinnen ist ein Akt der Gerechtigkeit geschehen! Ein Schurke, den ich über Alles liebte und den ich hinfort über Alles hassen werde, lockte mich hierher und verkaufte seine Ehre um schnödes Geld an einen anderen Schurken, der im Finstern die Rolle meines ehemaligen Verlobten zu spielen gedachte! Ich bemerkte den Betrug und strafte den Betrüger! Sagen Sie es der ganzen Welt, daß Carmelita d'Azevedo den Deutschen erstochen hat, und daß der ehrlose Federico de Leonor desselben Schicksals gewärtig sein darf, wenn er es wagt, sich mir je wieder zu nähern!"

Ich ließ entsetzt den Arm der Doña fahren. Diese machte eine leidenschaftliche Bewegung und stürzte dann fort. Ich aber sprang in das Haus.

Niemand folgte mir, denn das Geschrei hatte nur einige Leute an die Fenster der nahestehenden Häuser gelockt. Man war in dieser Gegend wohl an solche Scenen gewöhnt.

Im Häuschen kam mir ein altes Weib jammernd entgegen. Sie hielt eine Laterne in der Hand und leuchtete mir zu einem Zimmer des Erdgeschosses. Dort lag mein armer Landsmann blutend auf einem Sopha. Sein Antlitz war verzerrt und geisterhaft, er rang mit dem Tode. Er richtete einen herzzerreißenden Blick auf mich, als ich mich über ihn niederbeugte.

„Ich habe — mein Unglück — verschuldet!“ — röchelte er. — „Meine Leidenschaftlichkeit — Sie — Sie warnten mich! — Oh — Gott — Carmelita!“

Ein krampfhaftes Zucken noch, und das Auge des Armen brach. Er hatte aufgehört zu sein.

Armer Reimers! Kein Schurke, nein, ein Wahnwitziger hatte geendet! — — —

Zwei Tage darauf begrub man meinen armen Landsmann. Einige deutsche Geschäftsleute und ich, wir waren die Einzigen, welche dem Unglücklichen die letzte Ehre erwiesen. Ich hatte es übernommen, die nöthigen Anstalten zur Beerdigung zu treffen und an die Verwandten des jungen Mannes nach Hamburg zu schreiben.

Carmelita und ihr Vater waren, als die Be-

erdigung stattfand, bereits nach einer im Innern Cuba's liegenden Besitzung abgereist.

Und die Justiz? Sie hat in Havanna andere Dinge zu thun, als die Erbin eines Millionärs in Anklagestand zu versetzen.

Ob Carmelita in Bezug auf Don Federico ihr Wort hielt?

Ich weiß es nicht. Zwei Tage nach der Beerdigung des armen Reimers ging ich nach Vera-Cruz unter Segel.

Sur le pavé.

I.

Es war im Jahre 1846. Ein fahler, nebelsatter, grämlicher Tag hatte den Parisern alle eisigen Schauer eines naßkalten Oktobers gebracht. Die zehnte Abendstunde war vorüber, für pariser Straßen, wenn Mond und Sterne leuchten, in der That eine frühe Stunde. Doch der dichter gewordene Nebel hatte das bunte Durcheinander des Volksgewühles selbst in den für gewöhnlich lebhaftesten Stadttheilen an jenem Abend aus den Gassen verscheucht. Oede und lautlos, als sei die Mitternacht längst über sie dahingerauscht, lagen sie da, matt von den Gaslaternen erhellt, deren Strahl ein Dunstkreis umwob und dämpfte Dann und wann nur rasselte eine vereinzelte Equipage durch die aristokratischen Viertel, oder tappte ein mürrisch blickender Fußgänger, den Shawl über Ohren und Nase gezogen, unbehaglich schauernd dahin, vorsichtig so gut wie möglich die Lachen vermeidend, welche der Regen am Tage auf dem schmutzigen Steinpflaster gebildet hatte, und die

den unsichern Dämmerschein des flackernden Gaslichtes hier und dort auf dem schlüpfrigen Boden zurück warfen.

In dem alten Bezirk der Seinestadt, dessen düstere und verwitterte Gebäude sich um das Pantheon schaaren, in der kleinen Straße Soufflot, die geradenweges zu dieser Ruhmeshalle führt, öffnete sich die Thür eines alten, durch Zeit und Kohlendunst geschwärzten Hauses.

Ein elegant gekleideter Herr trat auf die Gasse, ein Mann in dürftiger Kleidung hatte ihn bis an die Schwelle begleitet und blieb dort stehen, indem er die hagere, knochige Rechte auf den Drücker der Hausthüre legte. Eine kleine Laterne, welche dieser Mann in der Hand trug, warf ihr röthliches Licht auf die Angesichter Beider. Die Züge der Männer waren ernst und nachdenklich. Der Jüngere, welcher auf der Gasse stand, mochte kaum 28 Jahre zählen, seine Haltung war anmuthig und selbstbewußt, sein Antlitz, das jetzt Wehmuth beschattete, hatte edle Umrisse, deren Gesammtausdruck zugleich auf wohlwollendes Gemüth und einen festen, entschlossenen Charakter deutete. Der Andere mit der Laterne hingegen war ein Mann in vorgerückten Jahren, in dessen stumpfen Gesichtszügen Sorgen und Entbehrungen tiefe Furchen eingegraben hatten. Dem Manne war auf den ersten Blick der Fabrikarbeiter an-

zusehen, der arme, deutsche, demüthige Arbeiter, der sich schüchtern und bescheiden, halb verhungernd, fern von der geliebten Heimat mit beharrlichem Fleiß ein Stückchen Brod sucht, und der lieber unter Fremden verkümmert, die ihn ausbeuten und doch zugleich verachten, als daß er in sein Vaterland zu vielleicht minder beschwerlichem Tagewerk zurückkehrt.

Auch der blonde, wohlgekleidete junge Mann war ein Deutscher, uud sie wechselten nun in der traulichen Heimatssprache einige Worte.

„Ich danke Ihnen, Herr Thomas," sagte der Jüngere, „daß Sie, selber arm, sich meines unglücklichen Kunstgenossen während seiner letzten Schmerzensstunden so liebevoll angenommen!"

„Das war meine Schuldigkeit, Herr Werner! Einem Landsmann mußte ich doch beistehen!" entgegnete der Alte — „hätte meine Hülfe nur ausreichend sein können; aber so fürchte ich, ist der arme Mann eigentlich wohl verhungert!"

„Und warum kamen Sie erst zu mir, als es schon zu spät war? Sie hätten doch mich oder manchen bemittelten Deutschen sonst noch früher hier auffinden können!"

„Ich habe Ihnen vorhin schon gesagt," murmelte der Alte mit düsterem Blick, „daß der Mann, der da jetzt gestorben ist, zu stolz war, fremde Hülfe in Anspruch zu nehmen. Er war mein

nächster Nachbar und klagte mir nicht seine Noth, und als ich sie errieth, mich ihm aufdrang, da war ihm schon kaum mehr zu helfen. Und dann — ich verschwieg es Ihnen, als ich zu Ihnen kam, — ich war, bevor ich Sie ansprach, zu einer Zeit, wo Hülfe noch Rettung bringen konnte, von mehreren unserer reichen Landsleute abgewiesen worden."

„Schmach über Jene," rief der junge Mann unwillig, „die mit fremden Sitten buhlen, die deutsche Natur den Ausländern gegenüber verleugnen, sich höfisch und vergötternd an sie drängen und den Landsmann neben sich verschmachten lassen! O die meisten unserer sogenannten deutschen Brüder sind einander gleich, in England, Frankreich, Amerika setzen sie die alte Zwietracht, das gegenseitige Mißtrauen fort, das in der Heimat alle Schichten der Gesellschaft durchdringt und das Volk vom Volke gleichen Namens trennt! Gemeinsinn, Nationalgefühl, für uns leere Worte, im Großen wie im Kleinen! Kein Engländer hätte in Paris seinen Landsmann verhungern lassen! Doch was rede ich," unterbrach sich der junge Mann bitter, „der Mann ist todt! Und wissen Sie, was er war? Ein Künstler ersten Ranges in seiner Heimat, den die Ungunst des Geschickes und — politische Verhältnisse von dort vertrieben. Er kam nach Paris, wie so Viele hierherkommen, die

wähnen, daß hier das Eldorado der Künstler sei, und jedes wahre Talent auf Anerkennung rechnen dürfe; — sie ahnen nicht, wie manches Genie in diesem Babel, wo Einer den Andern zur Seite drängt, unerkannt zu Grunde geht, Jener aber, vor Allem der anspruchlose Deutsche, unrettbar verloren ist, der vielfach enttäuscht im Leben und schon mit halbgebrochener Manneskraft sich in den rasenden Taumel dieser Jagd nach Anerkennung hineinwagt! Der Maler, der dort neben Ihrer Kammer starb, wäre, selbst wenn er hier in besseren Verhältnissen gelebt hätte, eine viel zu schlichte deutsche Natur gewesen, um sich in Paris durchzuringen. Er ist todt, wohl ihm! Und nun verbittern wir uns nicht länger diese ohnehin trübselige Nacht, die mit ihrem dicken Nebel den Spleen befördert. Ich habe Ihnen hinreichend Geld gelassen, die Beerdigungskosten zu decken, bis übermorgen werde ich eine ansehnliche Zahl von Kollegen angeworben haben, damit die Leichenfeier des armen deutschen Künstlers wenigstens eine würdige sei! Gute Nacht!"

Der junge Mann wollte sich entfernen, der Mann mit der Laterne hielt ihn zurück.

„Nehmen Sie noch meinen Dank, bester Herr," brummte der Alte, „für die Unterstützung, welche Sie obendrein mir —"

„Geht doch, alter Pechvogel! Das ist ja nicht

der Rede werth! Ihr werdet ohnehin nicht weit damit kommen!“ rief der junge Mann mitleidig lächelnd.

Dann schob er die Knochenhand des Alten von seinem Arme fort und entfernte sich mit raschen Schritten. Der Arbeiter blickte dem jungen Künstler einige Sekunden lang nach, dann verschwand er in's Haus, dessen morsche Thüre sich knarrend schloß.

Der junge Mann aber bog in die Straße St. Jaques und schritt der Cité zu. Der Nebel begann stärker niederzurieseln und verhüllte bereits das erste Stockwerk der Häuser. Die Straße St. Jaques war wie ausgestorben, hier und dort nur verkündeten die bunten Laternen der Weinwirthe und Restaurants eine Einkehr in's Leben, an unserem Wanderer strich nur höchst selten die eine oder andere fröstelnde Gestalt vorbei, zähneklappernd und in aller Eile ein gastliches Obdach aufzusuchen. Rüstig vorwärts schreitend starrte der junge Mann eine Zeitlang nachdenklich, beinahe finster in den Nebel, dann lächelte er bitter und murmelte in sich hinein:

Das ist der Lauf der Welt! Ich kann's nicht ändern!

Sein Antlitz erhielt einen gleichmüthigeren Ausdruck, er blieb stehen, nahm eine Cigarre hervor und brannte sie an. Alsdann setzte er,

augenscheinlich in besserer Stimmung, seinen Weg fort.

Ernst Werner — so nannte unser Wanderer sich — war im Jahre 1840 nach Paris gekommen, er hatte bedeutende Empfehlungen mitgebracht und bald in der Seinestadt sehr einflußreiche Gönner gefunden. Er war Aquarell-, namentlich Arabeskenmaler und in diesem Fache der Kunst ungewöhnlich begabt; seine Gönner hatten es binnen Kurzem dahin gebracht, daß er vom Könige Louis Philipp Aufträge erhielt, welche für die Sammlungen des Versailler Schlosses auszuführen waren. Sein Ruf ward durch diese Arbeiten in Paris gegründet, und er hatte somit alle Ursache, mit seiner Stellung zufrieden zu sein; hatte er doch spielend erreicht, wonach andere, nicht minder begabte Künstler vergeblich strebten. Die Aeußerung, welche er vorhin dem armen Fabrikarbeiter gegenüber so lebhaft gemacht hatte, war deshalb in keiner Weise auf ihn selber anzuwenden. Diese Erfolge aber hatten den jungen Mann keineswegs zur Ueberschätzung seines Talentes geführt, er war schlicht und anspruchslos geblieben, liebenswürdig und zuvorkommend gegen Künstler, die vom Schicksal nicht begünstigt wurden, wie er.

Werner ging rasch an den zahllosen Seitengäßchen und Gassen der Straße St. Jaques vorüber; bald war er bis zum Quai St. Michel ge-

langt, und das Rauschen der Seine traf bereits sein Ohr.

Im Begriff um die Ecke auf den Quai zu biegen, wäre er fast an ein Frauenzimmer gerannt. Er trat hastig auf die Seite, doch konnte er nicht umhin, einen zuversichtlichen Blick auf das junge Mädchen zu werfen; ein Frauenzimmer, das sich in nächtlicher Stunde allein auf einen Quai der Seine wagt, pflegt keinen rücksichtsvolleren Blick zu beanspruchen. Die Gaslaterne, welche unmittelbar über den Köpfen der fast aufeinander Geprallten leuchtete, begünstigte das Unternehmen Werner's. Ihm ward ein Anblick, den er nicht erwartet hatte. Er sah ein schönes, regelmäßiges, doch bleiches und hohlwangiges Antlitz, das von jenem Zauber der Sittsamkeit angehaucht, der selbst rohen Naturen Achtung gebietet, einen Ausdruck unsäglichen Schmerzes trug.

Betroffen über den stillen Jammer, der in dieser zarten Erscheinung sich kundgab, wich der junge Mann zurück, es war ihm, als habe er von den zu Boden gesenkten Augen des armen Geschöpfes Thränen über die blassen Wangen niederträufeln gesehen. Er blieb stehen und blickte dem Mädchen theilnehmend nach. Sie hatte ihn nicht bemerkt und setzte ihren Weg über den Quai de Montebello fort, anscheinend in schmerzlichem Brüten.

Werner hatte hinreichend Zeit gehabt, den Anzug des Mädchens zu prüfen. Dieser war armselig genug. Ein abgetragenes Perkailkleidchen, leicht und luftig wie Spinnenweb, eine kleine Mantille von schwarzem Orleans, ein dünner Schleier, nach pariser Grisettenart um den Kopf gebunden, war Alles, was das arme Kind der rauhen Witterung entgegenzusetzen hatte.

Die Sünde geht in Paris besser gekleidet! sagte sich Werner — hm, was mag das bleiche Kind zu solcher Stunde auf dem einsamen Quai wollen?

Die Phantasie Werners war kurz zuvor erst, nachdem er die elende Wohnung eines dem Hunger Erlegenen verlassen, mit düstern Bildern beschäftigt gewesen. Rasch kehrten sie jetzt beim Anblick des Mädchens zurück. Ein entsetzlicher Gedanke durchzuckte den jungen Mann. Mechanisch warf er seine Cigarre hin, wendete dem Quai St. Michel den Rücken und folgte, fast instinktartig vorwärts getrieben, langsamen Schrittes dem Mädchen über den Quai de Montebello.

Die Quais entlang der Seine lagen öde und unheimlich da, ihre Bäume streckten düster und gespenstisch die nackten Aeste in den Nebel hinein; die Steinbrüstung an der Flußseite glich einer weithin sich dehnenden trübseligen Friedhofsmauer. Hier und da erhellte eine Laterne auf wenige Schritte

den einsamen Weg. Ein Blick über die Brüstung auf den Strom zeigte ein undeutliches Gewimmel schwarzgrauer Wellen, die unaufhaltsam vorübertosten oder an der Felsenmauer der Quais sich geräuschvoll und schäumend brachen.

Das Mädchen war gesenkten Hauptes über den Quai de Montebello gegangen, sie hatte weder zur Seite oder hinter sich geblickt, noch sich der Brüstung des Quais genähert. Werner sah sie wie einen Schatten vor sich her gleiten. Oefter schien es ihm, als zerfließe dieser Schatten in den Nebel, dann verdoppelte er unruhiger seine Schritte, bis er die luftigeErscheinung wieder deutlicher vor sich sah.

Das Mädchen ging an der kleinen Brücke de l'Archevêché vorüber und schritt über den Quai de la Tournelle. An der Brücke gleichen Namens blieb sie stehen; es schien, als stütze sie sich kraftlos auf die Steinbrüstung. Auch Werner hemmte seinen Schritt; er überlegte.

Ich werde mit ihr reden! murmelte er vor sich hin. — Vielleicht habe ich mich da jetzt ganz einfach mit unzeitiger Empfindsamkeit genarrt, — doch gleichviel, ich ertrage dieses peinliche Gefühl der Spannung nicht länger!

Der junge Deutsche setzte sich in Bewegung, aber auch das Mädchen schritt im gleichen Augenblick wieder vorwärts. Hastig betrat sie die Brücke

und eilte bis zur Mitte derselben. Dort hemmte sie plötzlich ihre Schritte und klomm an der Steinbalustrade empor, eine nahe Brückenlaterne beleuchtete sekundenlang mit falbem Schimmer die luftige Gestalt, welche hoch auf dem Simse zu schweben schien, — ein leiser Schrei, ein Sprung — und die Wellen des schwärzlichen, von dampfenden Nebelschichten umkreisten Stromes schlugen über dem Haupte einer Selbstmörderin zusammen.

Als das Entsetzliche geschah, hatte Werner kaum erst den Fuß auf die Brücke gesetzt. Vom ersten Schrecken überwältigt griff er bebend und athemlos nach der steinernen Brüstung, es war ihm, als beginne das alte Gemäuer neben, das Pflaster unter ihm zu wanken. Doch im nächsten Augenblick ermannte er sich, riß den Oberrock herunter, warf ihn und den Hut auf das Steinpflaster, sprang behend auf die Balustrade und stürzte sich ohne Bedenken in die Seine.

Unweit der Stelle, wo er in der Flut verschwand und der Gischt der zerschmetterten Wogen emporstiebte, tauchte ein Frauengewand auf, eine weiße Hand ward sichtbar, ein Nacken, ein bleiches Antlitz — das arme Mädchen kämpfte mit den rastlos eilenden Wellen, der Instinkt der Selbsterhaltung hatte den energischen Willen besiegt, sie rang in namenloser Todesangst, halb besin-

nungslos. Die Strömung erfaßte sie ohne Erbarmen und schaukelte sie einen Moment auf der Oberfläche des Wassers dahin. Im gleichen Augenblick erschien das blondlockige Haupt des jungen Deutschen über den Wellen. Das Auge des Schwimmers stierte spähend voraus, ein ungewisser Schimmer dämmert vor ihm auf den Wogen, er gewahrt die Hand, das Kleid der Unseligen, kraftvoll zertheilt er die Wellen, die Strömung erfaßt auch ihn, noch wenige Zoll und er kann das Gewand erreichen. Da versinkt das Mädchen vor ihm, die Flut brodelt und quirlt in flüchtigen Kreisen und wirft ihm eisigen Schaum auf Stirn und Wangen. Doch auch er taucht hinab, mit Blitzeseile, tiefer und tiefer, er fühlt unter seiner tastenden Hand weiche, elastische Streifen, die um seine Finger sich schlingen, es sind die aufgelösten Haare des Mädchens, er packt diese Haare, er empfindet den Druck eines Körpers, der sich krampfhaft an ihn klammert, und nun strebt er empor mit aller Kraft und Energie. Doch vergebens! Die Unglückliche hat in wildem Krampf seine Knie umschlungen, sie hindert seine Bewegungen, sie zuckt und zerrt und er fühlt, daß er trotz seiner fast übermenschlichen Anstrengungen bald den Schlamm der Seine erreichen muß. Er glaubt sich und das Mädchen verloren, seine Brust droht zu zerspringen, es braust ihm vor den Ohren, als ob tausend dumpfe

Glocken läuteten, das Wasser strömt in seinen angstvoll und willenlos halbgeöffneten Mund, er hat das entsetzliche Vorgefühl, daß ihm in nächster Sekunde die Sinne schwinden werden. Da rafft er noch einmal die ganze Energie seiner Seele zusammen, taucht tiefer — ein verzweifelter Ruck, eine furchtbare Anstrengung, und er hat die Arme des Mädchens von sich abgelöst, er ist unter ihr, fühlt ihren Körper auf seiner Schulter, er steigt — höher — höher — jetzt hebt sich sein Antlitz über die Wellen empor, er athmet convulsivisch, er fühlt sich neubelebt. Vor sich erblickt er in geringer Entfernung den schaukelnden Perron des Holzlandungsplatzes vom Quai St. Bernard, er schwimmt wie ein Neufundländer Wasserhund, er packt einen Balken des Perrons und zieht sich und das bewußtlose Mädchen empor — sie sind gerettet!

Im gleichen Augenblick schritten zwei Holzknechte über die Brücke. Sie kamen aus einer am Flusse gelegenen Schenke und wollten nach ihren Kähnen sehen.

Einer der Knechte stieß mit dem Fuß an Werner's Hut, der mitten im Wege lag.

„Sapristi," rief der Bursche, „was ist denn das? Sieh nur, Jean, da liegt ein Hut!"

„Und dort ein Rock!" entgegnete der Angeredete, indem er die genannten Gegenstände auf-

hob. — „Es hat sich also jedenfalls hier Jemand von der Brücke in's Wasser gestürzt!"

„Was der Teufel, und das Wasser ist jetzt verdammt kalt!" sagte gelassen der Erste und blickte über die Brüstung hinab in den Fluß.

Kaum aber hatte er hinuntergeschaut, als er ausrief: „Sapristi, da unten ist's lebendig! Ich unterscheide da Zwei! Komm, Jean, wir werden da nöthig sein!"

Die beiden Schiffer setzten sich in einen Trab und stolperten hastig zum Perron hinunter. Die Leute, welche an den Holzplätzen der Seine ihre Beschäftigung haben, sind roh, aber sie haben ein Herz, und nur selten pocht das Unglück vergeblich bei ihnen an.

Die Knechte sprangen dem vor Frost halbererstarrten, zähneklappernden Künstler zu Hülfe. Das Mädchen lag noch ohnmächtig auf dem Perron.

„Die Mutter Pinasse hat drüben ihre Schenke offen!" sagte Jean. „Hier sind Ihre Sachen, mein Herr, ziehen Sie Ihren Rock an, Sie klappern da eine keineswegs lustige Melodie zusammen. Wir tragen die Kleine da hinüber, die Mutter Pinasse wird alles zum Beistand Nöthige hergeben, sie ist ein braves Weib! Also vorwärts!"

Die Holzknechte trugen das leblose Mädchen an's Ufer und zur Schenke der Mutter Pinasse,

einer kleinen, kugelrunden und kupfernasigen Zwerggestalt, die keineswegs durch den unerwarteten Besuch angenehm überrascht schien, aber dennoch sogleich dienstfertig bei der Hand war, zur-selben Zeit fluchend wie ein Grenadier. Unter dem Beistand der dicken Alten erholte sich das junge Mädchen schauernd von ihrer Ohnmacht. Sie schlug die Augen auf, ihr erster Blick schien zu sagen: „Was führt Ihr mich so eifrig in eine Welt des Elends zurück?“

Ihr Retter, durch ein Glas Rum erwärmt, war der Mutter Pinasse in banger Hast hülfreich zur Hand gewesen und blickte nun voll reger Theilnahme in das, trotz der Erschlaffung aller Züge so reizende Angesicht des Mädchens. Der dunkle Teint, das bläulichschwarze Haar des schönen Kindes verriethen ihm, daß er keine Pariserin vor sich habe.

Das Mädchen dankte mit bebenden Lippen und verstörter Miene für die Theilnahme, welche man ihr erzeigte, aus ihrem ganzen Wesen sprach der düstere Gedanke: „Wäre ich doch nicht gerettet worden!“

„Armes Ding,“ murmelte die Pinasse, „sie spricht den Dialekt der Provençe, — und her nach Paris zu kommen, um in der Seine enden zu wollen!“

Der junge Deutsche ergriff die kalte, schmale Hand des zitternden Mädchens.

„Sie sind hier fremd?“ flüsterte er.

„Ich bin aus der Gegend von Marseille!“ stammelte das Mädchen.

„Haben Sie Verwandte in Paris oder Freunde?“

„Nein!“

„Wie lange sind Sie hier?“

„Sechs Wochen.“

„So haben Sie eine Wohnung —“

„Seit heute nicht!“ murmelte das Mädchen, die Augen niederschlagend, während Thränen über ihre Wangen perlten.

Der junge Mann besann sich einen Augenblick.

„Meine Hauswirthin ist eine wackere Frau,“ sagte er alsdann, „sie wird Ihnen jedenfalls für diese Nacht ein Obdach geben. Und morgen — für das Weitere will ich schon Sorge tragen, vertrauen Sie mir! Binnen vierundzwanzig Stunden,“ fügte er gutherzig hinzu, „finden Sie hoffentlich diese Welt, der Sie zu entrinnen trachteten, nicht so abscheulich mehr, vorausgesetzt, es war nur die Noth, welche Sie zu solchem Schritte trieb!“

Die junge Provençalin warf auf ihren Retter einen Blick, aus dem zugleich tiefer Schmerz und Dankbarkeit sprachen.

Jean hatte inzwischen einen Fiaker geholt, Werner zog seine Börse, doch die wackeren Knechte,

wie auch die vom Branntwein aufgedunsene Pinasse, verweigerten standhaft, eine Bezahlung ihrer Dienste anzunehmen.

„Das wäre nicht übel, sich Christenpflicht bezahlen lassen!“ brummten sie fast ärgerlich.

„Nun denn, so habt Dank!“ rief der junge Künstler den Leuten zu, ihnen die Hand herzlich schüttelnd. — „Es giebt doch noch Menschen,“ murmelte er vor sich hin, „man trifft sie, wie gute Bücher, nur häufiger in unsauberem als in elegantem Einband.“

Werner geleitete das schwankende Mädchen zum Wagen. Der Fiaker führte das Paar in die Straße St. Honoré, zur Wohnung des Künstlers. Dieser wußte noch immer nicht, was die Unglückliche zu dem verzweifelten Schritte getrieben, er hatte aus Zartgefühl nicht darum gefragt, und das Mädchen nichts enthüllt. Ihre ganze Erscheinung aber, der Seelenadel, den unverkennbar ihre jetzt so verstörten Züge trugen, sagten ihm, daß er nicht der Beschützer einer Ehrlosen, einer Verbrecherin geworden sei.

II.

Der Leser folge uns in die zauberischen Gefilde der Provençe, an die malerischen Gestade des Mittelmeeres, nach Marseille.

Seht, dort breitet sich die Stadt aus in einer anmuthigen Flur, rings von hohen Bergen umgürtet, von denen tausend weißgetünchte, zierliche Landhäuser, hier Bastides genannt, herniederschimmern. Amphitheatralisch klettern diese kleinen Sommerresidenzen von den schattenlosen Höhen nieder, zahlreicher und dichter je näher der Stadt. Hier, nach Westen, gegen das Meer hin, senken sich die Berge in reizender Wellenform und bilden jenen prächtigen Golf, der einst, fünfhundert Jahre vor der christlichen Zeitrechnung, die Phokäer bestimmte, die griechische Kolonie Massilia zu gründen.

Von der Nordseite des Hafens her wandern wir durch die Altstadt. Durch schlecht gebaute, enge, steile und winklige Gassen steigen wir nieder, an den unansehnlichen, düstern Behausungen der kleinen Gewerbsleute, an Fabriken und Magazinen vorüber. Wir enteilen diesem dumpfen Labyrinth, und betreten staunend den Cours, jene reizende Straße, welche Alt- und Neustadt mit einander verbindet, schreiten dann zwischen schattenreichen Bäumen dahin, an plätschernden Spring-

brunnen und blendenden Palästen vorbei, deren zierliche Veranden und Altane ein Flor prächtiger Blumen und eleganter, schwarzäugiger Frauen schmückt. Wir drängen uns durch das Treiben einer lebensprühenden Menge, eilen an dem Quai St. Jean vorüber, wo Gewölbe sich an Gewölbe reiht, in denen die Wunder und Schätze ferner Welten feilgeboten werden, werfen einen flüchtigen Blick auf den Hafen, in dem auf tausend Masten die bunten Wimpel und Flaggen aller Länder lustig im frischen Seewinde flattern, auf die Felsenketten, die zur Rechten und Linken des Hafens in's Meer hineinlaufen, die malerischen Festungswerke St. Nikolaus, St. Jean und die Citadelle Notre Dame de la Garde; unser wie zauberhaft gebanntes Auge vermag sich nur zögernd von den fernher dunkelnden, glanzumsäumten Inseln If und Ratoneau und dem feenhaften Anblick abzuwenden, den das unermeßliche, weithin blitzende Meer uns bietet. Aber wir müssen weiter und weiter, durch das südliche Thor von Marseille, an die Küste, unser Ziel ist eines der zierlichen Gartenhäuser unweit der Stadt, auf einem Hügel gelegen, von dem herab der fernschweifende Blick Ocean und Stadt beherrscht, hart am Wege nach Toulon.

Diese kleine Villa ist im italienischen Styl erbaut. Hohe Taxuswände drängen sich zwischen die Gassenseite des Gebäudes und den Touloner

Weg. Gartenfronte und Veranda sind verschwenderisch mit wildem Wein überwuchert. Auf Terrassen erheben in langer Reihe Orangenbäume ihre dichten Kronen, daneben blühen Feuerlilien und Rosen, deren Wohlgeruch mit dem frischen Meeresduft sich mischt. Und rings beschatten Lorbeergebüsche, Mandel- und Feigenbäume die malerisch vertheilten Anlagen.

Es ist Oktober, derselbe Tag sogar, an welchem der junge Deutsche das Mädchen aus den Fluten der Seine rettete. In Paris fanden wir niederrieselnden Nebel, entlaubte Boulevards, fröstelnde Menschen, hier lacht das weiße Sonnengold auf Laub und Aesten, glitzert über den grünlichblau schillernden Ocean, hier ist die saftige Vegetation kaum von dem ersten Hauch des Herbstes berührt, hier lassen Glut und Pracht der südlichen Zone alles Leben voller pulsiren.

Vom Garten der Villa zum Strand hinab, neben zerklüftetem Gestein, von dem Schlingpflanzen dicht niederhängen, senkt sich eine aus zerbröckelnden Steinen lose zusammengefügte Treppe. Ihr Fuß berührt den feinen Sand, den der rastlose Wellenschlag des Meeres abgelagert hat.

Von der Veranda der Villa stiegen etwa um die erste Nachmittagsstunde zwei junge Männer in den Garten nieder. Der Eine war von gedrungenem Wuchs, hatte eine joviale Miene und

bläulichschwarzes, leicht gekräuseltes Haar. Der Andere war schmächtig und hoch aufgeschossen Die geregelten Züge seines Angesichts waren schön doch schwermüthig. Der breitrandige Panamahut, den er trug, vermochte kaum seinen dürftigen Haarwuchs zu verbergen. Dieses dünne, blonde Haupthaar, die abgespannten Züge, der unsichere Gang lassen errathen, daß der junge Vicomte Armand von Cerigny kaum erst vom Nervenfieber erstanden sei.

Sein Freund hieß Charles de Randon und war der Sohn eines Edelmannes, welcher eine der südlichen Provinzen Frankreichs in der Deputirtenkammer vertrat.

Die Herren schritten langsam vorwärts. Am Fuße der Veranda bot der muntere junge Kavalier dem siechen Freunde den Arm.

„Komm, Armand," sagte er mit gewinnender Herzlichkeit, „stütze Dich auf mich, Du bist angegriffener als Du glaubst! Gottlob, die Krankheit ist überstanden, und Deine jetzige Schwäche wird die Meeresluft bald beseitigen. Setzen wir uns auf jene Terrasse, von der man den Ocean überschaut, lassen wir die Vergangenheit hinter uns, plaudern wir von einer fröhlichen Zukunft. Was hindert uns in dieser herrlichen Umgebung, die reizendsten Luftschlösser aufzubauen?!"

Armand's Lippen überflog ein bitteres Lächeln.

Schweigend legte er seinen Arm in den seines Gefährten. Langsam gingen sie zur Terrasse, Armand ließ sich dort auf eine Bank nieder, Charles blieb bekümmert an seiner Seite stehen. Endlich legte er seine Hand auf die Schulter Armand's und sagte:

„Armer Freund, ich gedachte nicht, Dich so wiederzufinden! Voll übermüthiger Laune verließen wir miteinander Paris, als echte Studenten die Sommerferien zu verleben! Ich ging an die Ufer der Rhone und suchte alle nur denkbaren Abenteuer auf, Du wandertest zu der väterlichen Villa, mit dem festen Vorsatz, es mir im Uebrigen gleich zu thun. Und nun bin ich am Schlusse der Ferien hierhergekommen, mit Dir nach Paris zurückzukehren, nun finde ich statt eines lustigen Casanova einen abgezehrten, hohläugigen jungen Mann, den Krankheit zu Boden geworfen, und den obendrein — leugne es nicht, Armand — ein geheimes Seelenleiden drückt!"

Armand blickte zu seinem Freunde empor und lächelte gezwungen.

„Du irrst, mein Freund," sagte er, „ich bin durch die Krankheit geschwächt, aber mein Gemüth ist so wenig zerrissen wie das Deine!"

„Nein, nein," entgegnete Charles fast unmuthig, „es ist da Etwas, was Du mir verbergen willst, ein Ereigniß lastet auf Dir, ein Geheimniß, ich lese es sogar in den scheuen Blicken Deiner

Eltern! Gestehe mir's, ein Unglück hat Dich jäh überfallen, entsetzliche Dinge sind vor sich gegangen, die Dich bis in den Grund der Seele erschütterten, und jene furchtbare Krankheit heraufbeschworen, — Dinge, deren Erinnerung Dein Gemüth noch jetzt vergeblich abzuschütteln trachtet!"

Armand senkte die Augen vor dem forschenden Blick des Freundes, seine Lippen bebten, im erkünstelten Tone des Scherzes sagte er: „Charles, wie kannst Du denken —?"

„Gut," unterbrach ihn dieser mit scharfer Betonung, „ich bescheide mich. Es scheint, ich hatte wohl nur in Paris ein Recht auf Dein Vertrauen. Plaudern wir von etwas Anderem," fuhr er leichter fort, „doch verbinden wir das Angenehme mit dem Nützlichen. Wir haben hier oben wohl eine reizende Aussicht, aber das ist nicht genug für einen Reconvalescenten. Du weißt, daß der nervenstärkende Seedunst nur vier bis sechs Fuß über dem Meeresspiegel schwebt, steigen wir daher die Treppe dort hinunter zum Strand. Sieh, dort wo die kleine Bucht sich bildet, liegt ein allerliebstes Fischerhäuschen, wie ein Mövennest in den Felsen eingezwängt, am Strande davor schaukelt sich in der Brandung ein Boot. Das Meer ist spiegelklar, der Fischer wird uns gerne das Boot überlassen. Nun denn, segeln wir in das flüssige Blau hinaus! Willst Du?"

Randon sah den Freund auffordernd an und gewahrte, wie die schmalen Wangen desselben sich plötzlich mit Todesblässe überzogen, als sein Blick zu der Fischerhütte hinüberschweifte.

„Was ist Dir?“ rief der junge Mann betroffen.

„Nichts!“ stammelte Armand.

„Dein Aussehen straft Dich Lügen!“

„Laß' uns fort von hier — ich bin jetzt nicht in der Stimmung, den Anblick des Meeres zu ertragen!“

„Unbegreiflich!“ entgegnete Charles kopfschüttelnd. „Die Erhabenheit der Natur erfrischt und beruhigt doch sonst das erregte Gemüth! Und wenn wir zu jener Hütte —“

„Rede nicht vom Meere, von jener Hütte, ich beschwöre Dich!“ rief Armand mit dem vollen Ausdruck des Entsetzens. — „Wenn Du wüßtest —!“

„Also doch ein Geheimniß!“ sagte Charles ernst. Dann fügte er herzlich doch mit Festigkeit hinzu: „Sei ein Mann, Armand, und vor Allem ein offener Freund! Sieh, ein Leid trägt sich leichter, wenn Zwei daran tragen!“

Armand gewann seine Fassung wieder. Er drückte des Freundes Hand.

„Du hast recht, Charles,“ antwortete er, „vergib, daß ich zögerte, Dir meinen Kummer

anzuvertrauen. Die trostlose Sitte unserer Gesellschaft, alle tieferen Empfindungen zu bespötteln, macht uns selbst gegen unsere Freunde mißtrauisch!"

„Du thatest mir Unrecht!" erwiederte Randon. — „Ist auch ein großer Theil pariser Blasirtheit an meinen Schultern hängen geblieben, so weiß doch mein Herz nichts davon! Erzähle mir also unverhohlen, was sich ereignet hat."

Randon setzte sich zu seinem Freunde auf die Bank.

„Ich brauche Dich nicht daran zu erinnern, Charles," so erzählte der junge Vicomte, seine Mittheilungen von Zeit zu Zeit durch kleine Pausen unterbrechend, je nach der Anstrengung, welche ihm das Reden verursachte, — „mit welchem Jubel wir dem dunstigen, von der eleganten Welt entvölkerten Paris den Rücken wandten! Ich kam hierher, freudestrahlend, ich sah zum Erstenmal das vielbewegte Treiben der Seestadt, zu der meine Eltern seit dem Frühjahre übersiedelt waren, zum Erstenmal hatte ich den entzückenden Anblick eines gigantischen Meeres vor mir. Du kannst Dir denken, daß ich in dem Gedanken schwelgte, Tag für Tag im leichten Kahn den blitzenden Ocean befahren zu können. Gelegenheit war gleich zur Hand, ein alter Schiffer, der jenes an den Felsen gebaute Hüttchen bewohnte, hatte ein zierliches

Segelboot. Er ward von mir einige Tage nach meiner Ankunft für meine Fahrten gedungen, und von da ab war ich oft vom Tagesgrauen bis in die Nacht hinein auf dem Meere. Bald hatte ich die Handgriffe der Seemanskunst inne, da fuhr ich denn öfter allein, entweder durch den Golf oder die Küste entlang, zu verschiedenen Felsengrotten, die ich vom Boot aus skizzirte. Eines Tages unternahm ich allein eine Fahrt die Küste entlang, nach Martigues. Der alte Fischer Jean Godron hatte bei meiner Abfahrt auf ein weißes Wölkchen gedeutet, das am reinen Horizont aufgetaucht war, und mich davor gewarnt, meine Fahrt weit auszudehnen. Hatte mich der tiefblaue Aether über mir, die Ruhe des Meeres, die Windstille oder das Skizziren einiger interessanter Klippen, in das ich mich vertiefte, die Warnung des Alten vergessen lassen, ich weiß es nicht. Ich fand mich auf offener See, als plötzlich die Wogen sich kräuselten, mehr und mehr ein scharfer Wind sich erhob, der zuletzt die Flut sich bäumen machte. Ich that mein Möglichstes, das Ufer vor dem völligen Ausbruch des Wetters zu gewinnen, vergebens! Bald umtobte mich der Orkan mit allen seinen Schrecken und zerriß mein Segel, zerschmetterte den Mast meines Bootes. Ich gewahrte in meiner Noth kein anderes Schiff, alle waren sie vor dem Sturme eingelaufen. Schon verzweifelte

ich, da sah ich ein Boot näher und näher schweben. Mein alter Schiffer befand sich darin und ein Mädchen, das ich nicht kannte. Ihren unsäglichen Anstrengungen gelang es, mir fast auf die Seite zu kommen, der Alte schrie mir zu, doch der Sturmwind übertönte seine Stimme, er gab mir Zeichen, die ich in meiner Todesangst nicht begriff. Schon war das Boot dem meinigen so nahe, daß mir der Alte das Ende eines Seiles zuwerfen konnte, ich sah ihn hoch zum Wurf sich aufrichten, da brauste eine Sturzwelle heran, überschlug mein Fahrzeug, der tosende Ocean riß mich in seine Tiefe hinab — meine Sinne schwanden. — Als meine Besinnung zurückkehrte, fand ich mich in der Hütte des ehrlichen Jean Godron, die ich zufällig nie zuvor betreten hatte. An dem armseligen Lager, auf dem ich ruhte, saß ein junges schönes Mädchen, deren Blick in ängstlicher Spannung auf mir haftete. Als ich die Augen öffnete, erschien sie mir wie ein Feenbild. Es war dasselbe Mädchen, welche ich im Boote Jean Godron's erblickt hatte, es war mit einem Wort die Tochter des Fischers. Meine erste Bewegung entlockte ihr einen Freudenschrei, sie stürzte in die Arme ihres Vaters, der zu Füßen des Bettes stand. Stumm schlichen Beide, wie verstohlen, zu einem Gnadenbild, das in der Kammer hing, und beteten, — ich werde diesen Augenblick nie vergessen!

— Nachdem ich mich erholt, kehrte ich in unsere Wohnung zurück, aber ich suchte von nun an täglich die Hütte Godron's auf. Meine Eltern beeilten sich, den wackern Fischersleuten reiche Geschenke anzubieten, welche sie ausschlugen, meine Mutter ließ das heldenmüthige Mädchen wiederholt zu sich kommen, und fand sie allerliebst. Mich bezauberte Annettens natürliche Anmuth, ihr klarer Verstand zog mich an, ich unterrichtete sie, der alte Godron, den sein Gewerbe stundenlang fern hielt, gab uns unwissentlich Gelegenheit zu ungestörtem Beisammensein, kurz, eines Tages fand ich, daß ich, der nicht unerfahrene Dandy, der angehende Diplomat, der Sohn eines Pairs von Frankreich, das arme Fischermädchen liebe. Du magst den Kopf schütteln, Charles, aber es war so, ich liebte wahrhaft, zum Erstenmal! Und Annette erwiederte meine Leidenschaft. Meine Eltern ließen sich nichts von diesem Liebeshandel träumen, sie wähnten mich auf dem Ocean, indeß ich bei der schönen Fischerstochter saß. — Da geschah es, daß der alte Godron eine längere Fahrt unternehmen mußte. Am zweiten Tage dieser Fahrt erhob sich ein Sturm — den folgenden Morgen trieb das halbzertrümmerte Boot Godron's an den Strand, den alten Schiffer hatte das Meer verschlungen. Annettens Lage war eine trostlose, meine Mutter entschloß sich, ihr ein Asyl zu bieten. Die Hütte

kam in andere Hände, Annette zu uns in's Haus, und das ward entscheidend für unsere Zukunft. Meine Mutter errieth bald unser Verhältniß, aber der Zorn der strengen und stolzen Frau traf nicht das arme Mädchen, welche sie lieb gewonnen hatte, sondern mich, den sie als den alleinig Schuldigen erkannte. Eines Tages ward ich in den Salon meiner Eltern beschieden. Du weißt es, Charles, daß ich mich längst in Paris, trotz meiner altadeligen Abkunft, in meinen politischen Studien mit Vorliebe den sozialistischen Ideen unserer Zeit zugewendet habe. Mit den Waffen dieser Ansichten kämpfte ich an jenem Tage energisch für meine Liebe, — als ich das Zimmer meiner Eltern verließ, dehnte sich eine weite Kluft zwischen uns. Acht Tage vergingen. Ich hatte Annette nicht sprechen können, meine Mutter bewachte jede meiner Bewegungen; sie überhäufte das Mädchen mit Freundlichkeit, Annette ahnte nichts. Da sah ich die Geliebte eines Abends ungewöhnlich spät in das Kabinet der Marquise verschwinden. Ich ahnte Ungewöhnliches und blieb lauschend hinter der nur angelehnten Thür meines Zimmers stehen. Nach einer Stunde verließ Annette das Kabinet, von der Mutter gefolgt. Ich vernahm, wie die Marquise meine Geliebte zur Treppe begleitete, sie küßte und ihr zuflüsterte: „Du armes, vortreffliches Kind!“ — Dann ward Alles still. Ich

durfte es nicht wagen, mein Zimmer zu verlassen, und suchte sorgenvoll mein Lager. Am folgenden Morgen war Annette spurlos aus der Gegend verschwunden; wenige Tage darauf meldete man mir, daß Schiffer der Nachbarschaft die Leiche eines Frauenzimmers hätten in's Meer treiben gesehen. Ich verfiel in jenes heftige Nervenfieber, von dem ich jetzt erst langsam mich erhole. Seitdem habe ich erfahren, daß meine Eltern während meiner Krankheit, von Besorgniß um mich gefoltert, nach Annette, wiewohl vergeblich, hatten forschen lassen. Mir ward aus Allem klar, daß ich im Grunde jenen entsetzlichen Schritt Annettens nicht meinen Eltern vorzuwerfen hatte. Du weißt nun Alles, Charles," — so schloß Armand seine oft mühevoll und in tiefer Erregung vorgebrachten Mittheilungen — „und siehst, daß mir die Welt nichts mehr zu bieten hat!"

„Was Du mir vertraut," entgegnete Charles ernst doch milde, „ist wahrlich für Dich ein tief beklagenswerthes Ereigniß! Ich bedauere herzlich das arme Kind! Aber dieses Unglück berechtigt Dich nicht, allen Ansprüchen auf eine Welt zu entsagen, welche von Dir ein Leben voller Thätigkeit, Ringen und Aufopferung für höhere Zwecke fordern darf. Wäre ich ein kalter Egoist, ich würde Dir antworten: Mein Freund, Du hast einen kleinen sentimentalen Roman durchgemacht,

was weiter? Unsere Zeit ist nicht für die Sentimentalität, gehe auf die Börse und spekulire, die Aufregung des Spiels wird Deiner Hypochondrie ein Ende machen! — Armand, weit entfernt Deines Schmerzes zu spotten, erhebe ich nur meine Stimme, ihm vernünftige Grenzen zu setzen! Entreiße Dich dieser Unthätigkeit!"

„Was soll ich beginnen?" stöhnte Armand.

„Wer nicht den Muth hat," fuhr Charles mit Festigkeit fort, „einen großen Schmerz zu ertragen, der hat auch kein großes Glück verdient! Ein Weib verblutet am Kummer, ein Mann lernt an ihm seine Kraft erkennen. Sei ein Mann!"

Armand erhob sich aufgeregt und erfaßte heftig beide Hände seines Freundes, der ebenfalls aufstand.

„Charles," rief der junge Vicomte mit jener Leidenschaftlichkeit, welche Nervenreizbaren so eigen ist, „rette mich vor meinen Erinnerungen!"

„Du schleichst hier brütend," entgegnete Charles, „um alle jene Gegenstände herum, deren Anblick Dich an Entsetzliches mahnt, wie der Schmetterling um die Flamme schwebt, die seine Flügel versengen wird, — so vergißt man nicht! Nur ein Mittel gibt es! Auf nach Paris! Girardin hat vor unserer Abreise einige in der That geistvolle Artikel von Dir in der „Presse" veröffentlicht und Dich damals zu ferneren Arbeiten aufgemuntert,

— wohlan, der Fingerzeig ist gegeben! Du huldigst in Deinen politischen Ansichten der Opposition, nun denn, so weihe ihr Deine Talente! Wir stehen trotz der gleißnerischen Ruhe und Sicherheit, in die man uns einzuwiegen trachtet, auf einem vulkanischen Boden, so heiß, so verderbenschwanger wie der von 1789. Im Kampfe für die heilige Sache des Vaterlandes wirst Du Deinen Kummer vergessen lernen. Hat Dir alsdann die Welt nichts zu bieten, so biete Du Deinem Vaterlande, Deinen Mitbürgern ein Herz, das sich für Wahrheit, Gerechtigkeit und vernünftige Freiheit zu opfern weiß. Auf, nach Paris, eine erkaufte Majorität in den Kammern, eine schimpfliche Friedenspolitik sind zu bekämpfen, die Nation begehrt Wahlreformen — fürwahr, mein Freund, Frankreich wird Dich genesen machen!"

Armand's schmale Wangen überflog eine helle Röthe, sein Auge blitzte. Leidenschaftlich drückte er Charles an seine Brust.

„Ja," rief er begeistert, „Du hast recht, mein Freund! Laß unsere Koffer packen, sogleich, sogleich! Auf nach Paris!"

III.

Die Schutzbefohlene des jungen deutschen Malers verbrachte den Rest jener Nacht, in der sie dem Wellentode entrissen worden, bei der Zimmervermietherin ihres Retters, einer gutherzigen alten Frau, die dem armen Mädchen alle Sorgfalt angedeihen ließ, ohne sie weiter mit Fragen zu quälen. Was der Armen am nöthigsten that, Nahrung, war ihr von der guten Alten verabreicht worden, bevor noch die Unglückliche gebettet ward. Obwohl diese mit verstörtem Sinne, doch schweigsam, auf das Lager gesunken war, und es anfänglich den Anschein hatte, als werde sie die Nacht weinend und schlaflos verbringen, entschlummerte sie doch bald — die Schwäche hatte sie übermannt, die Natur ihr Recht gefordert. Am folgenden Morgen schlummerte die Arme noch tief und ruhig, als im Nebenzimmer bereits Werner und seine Zimmerfrau lebhaft darüber debattirten, was mit dem Mädchen anzufangen sei?

„Es ist nicht genug, daß ich sie aus dem Wasser zog," sagte der junge Künstler, „ich muß es auch möglich machen, daß sie auf dem Lande existiren könne, sonst wäre meine Hülfe eine Grausamkeit gewesen!"

„Ganz gut," versetzte Madame Mouffelat, eine kleine dürre Frau mit auffallend großer Brille

und noch auffallenderer Flügelhaube, „aber bevor Sie Etwas für sie thun, müssen Sie doch überzeugt sein, daß Sie einen weiteren Beistand nicht an eine Unwürdige verschwenden!“

„Sehr wohl, Madame Mouffelat. Doch hat das Mädchen nicht ein Engelsangesicht? Ist nicht ein Etwas in ihrem ganzen Wesen, das da sagt, sie wisse kaum dem Namen nach, was Laster sei?“

„Herr Werner,“ entgegnete Madame Mouffelat, einen ihrer halbverdorrten Siebenmeilenfinger an die fast durchsichtige spitze Nase legend, „bester Herr Werner, Sie sind doch kein Kind mehr, und sollten recht gut wissen, daß es in Paris auch Schlangen mit Taubengesichtern gibt! Man muß doch wissen wie und was, damit man nicht hinterher in Ungelegenheiten komme, mit allerlei Leuten, wohl gar der Polizei —! Ich möchte um Vorsicht gebeten haben!“

„Ja, ja, aber auch ich um Schonung, liebe Madame Mouffelat, denn wir haben auf alle Fälle eine Unglückliche vor uns. Und ich setze vorweg Vertrauen in diese Arme, ich möchte ihr helfen, und ich werde es! Sie hat Ihnen gestern Nacht also noch nichts anvertraut?“

„Nichts, ich bin ihr aber auch nicht mit Fragen zur Last gefallen, ich bin eine diskrete Frau! Das Einzige, was ich von ihr zu wissen wünschte, war, wie ich sie nennen solle? Da nannte sie mir

ihren Namen, sie heißt Annette — warten Sie, — ja, Annette Godron. Das ist Alles, was ich weiß!"

„Gut, wir werden heute sicher mehr erfahren. Indessen, Madame Mouffelat, berathen wir, was wir mit Annette Godron anfangen können?"

„Bei uns bleiben darf sie keinesfalls!" entgegnete die Dame Mouffelat mit Würde — „Sie werden einsehen, daß —"

„Ich verstehe, Madame, Sie wollen die dehors beobachtet wissen, Sie haben recht! Ich werde mich auch diesen Morgen noch nach einer Wohnung für das Mädchen umschauen."

Die gewissenhafte und ehrbare Madame Mouffelat, welche sich dem jungen Maler in dieser Angelegenheit nur deshalb so dienstfertig erwiesen hatte, weil sie den ehrenwerthen Charakter und die Solidität ihres Zimmerherrn seit langer Zeit kannte, schickte sich gerade zu einer wohlmeinenden Erwiederung an, als sie im Nebenzimmer, wo das Mädchen sich befand, ein Geräusch vernahm. Die gute Alte verließ eilig den improvisirten Familienrath und schlich in die Kammer.

Annette war erwacht. Der Schlaf hatte das arme Mädchen sichtlich gestärkt, die Schrecken der vergangenen Nacht erschienen ihr wie ein furchtbares Traumbild, an das sie nur schaudernd zu denken vermochte. Der Gedanke an die nächste

Zukunft erfüllte sie mit Angst. Unter der Wucht solcher Empfindungen trat sie nach wenigen Minuten an der Seite der Dame Mouffelat verwirrt und zagend vor ihren Retter, unter Thränen ihren Dank stammelnd. Werner und die brave Mouffelat erfuhren ihre traurige Geschichte, erfuhren noch mehr, als der Leser bereits aus dem vorigen Kapitel weiß, nur daß die arme Annette den theilnehmend Horchenden die Namen Derjenigen verschwieg, welche eine so wichtige Rolle in dem Drama spielten, das sie enthüllte. Ihre Erzählung war so schlicht und rührend, und trug so sehr den Stempel der Wahrheit, daß die Dame Mouffelat in Thränen zerfloß, und der junge Deutsche schwur, das Mädchen sei eine Heilige. Annette hatte sich für die Ruhe der Eltern des Vicomte zum Opfer gebracht, freiwillig war sie gegangen, sich eine neue Heimat zu suchen, nachdem die Marquise ihr enthüllt, daß sie um die Liebe ihres Sohnes wisse. Annette hatte nichts mit sich genommen als das Geld, welches aus dem Erlös des Hüttchens stammte, und einen Ring, den die dankbare Marquise ihr beim Scheiden zum Andenken übergab. Das Geld war dem armen Mädchen wenige Meilen von Paris entwendet worden, den Ring hatte sie mit blutendem Herzen in der Seinestadt veräußern müssen, ihr Leben zu fristen. Durch sechs Wochen war sie täglich von Magazin zu Magazin,

von einer Fabrik zur anderen geeilt, eine Anstellung oder Arbeit zu finden, und als sie das Fruchtlose ihrer Anstrengungen sah, als sie endlich, von Geld entblößt und obdachlos, nicht wußte wohin sich wenden, da wollte sie verzweifelnd lieber den Tod in den Wellen suchen, als der Schande sich preisgeben.

Nachdem sie ihre Erzählung geendigt hatte, umarmte die Dame Mouffelat das Mädchen und schwur hoch und theuer, Herr Werner begehe ein christlich Werk, solchem armen Wesen beizustehen, und sie würde selber ihr Schärflein dazu beitragen, wenn sie nur über ein solches verfügen könnte, was leider nicht der Fall sei. Der junge Künstler aber drückte Annetten die Hand und war mit einem Sprunge auf und davon. Nach einigen Stunden kehrte er zurück und verkündete fröhlich, daß er für Annette eine hübsche kleine Mansarde in der Straße des Faubourg du Temple gemiethet habe; er legte in die Hand des betroffenen Mädchens eine Summe Geldes, betheuerte, daß er ihr durch seine Familienverbindungen binnen wenigen Tagen Arbeit genug verschaffen werde, und führte im Verein mit der Dame Mouffelat die unter Thränen Dankende in ihre kleine Behausung. Dort hatte Alles bereits durch die rasche Fürsorge des jungen Deutschen einen wohnlichen Anstrich erhalten, es fehlte nichts zu einem freund-

lich bescheidenen Stillleben, sogar die Blumen an den Fenstern waren da und im Käfig der muntere Zeisig, dieser Sänger der Pariser Nähterinnen und ihr unvermeidlicher Stolz.

Von nun an blieb die Noth Annetten fern. Sie erhielt Arbeit und schaffte still und fleißig. Werner kam täglich zu ihr, und von Zeit zu Zeit die alte Dame Mouffelat, sonst Niemand. Annette erholte sich augenscheinlich, die Frische und Farbe der Jugend kehrten auf ihr Antlitz zurück, doch blieb sie ernst und still, und war zu Zeiten träumerisch.

Werner hatte früher schon selten mit jungen Leuten verkehrt, jetzt mied er sie völlig, und sogar auch jene eleganten Kreise, die er ehemals bisweilen genöthigt war, seiner Stellung halber aufzusuchen. Er brachte seine Mußestunden bei Annetten zu, und unvermerkt stahl die Liebe zu dem schönen Mädchen sich in sein Herz. Er hatte ihr anfänglich nicht mehr sein wollen als ein Freund und Beschützer, und fühlte schließlich, daß seine Theilnahme sich in Leidenschaft verwandelt habe. Aber er wagte nicht, Annetten sein Herz anzutragen, sie jedoch errieth, was in dem jungen Manne vorgegangen. Sie blickte ihn traurig an, sie konnte ihrem Retter nur Dankbarkeit bieten, nicht Gegenliebe. Wer einmal geliebt, vermag vielleicht wieder zu lieben, wenn er den Gegenstand der ersten

Leidenschaft todt weiß oder seiner unwürdig. Annette konnte sich keines von Beidem sagen. Sie sah Werner's Liebe wachsen und litt, und auch Werner litt, denn er durchschaute ihr Gemüth. Das Zartgefühl ließ Beide schweigen.

So war ein Jahr vergangen. Werner fühlte, daß er Annettens Ruhe zerstöre, daß er als Mensch sich aufreibe, als Künstler Rückschritte mache. Und er faßte endlich einen raschen Entschluß. Er hatte um jene Zeit den Auftrag erhalten, für die Herzogin von Orleans ein Prachtwerk auszuführen, er entschloß sich, die Studien dazu in Italien zu vollenden; fern von Annetten, in Arbeiten vertieft, hoffte er die unerwiederte Leidenschaft in seiner Brust zu ersticken. Er deponirte eine Summe für Annette, damit ihre Existenz für alle Fälle inzwischen gesichert sei, und ging. In dem Brief an das Mädchen, den er zurückließ, offenbarte er nicht das innerste Motiv seiner Abreise, sie aber errieth es wohl. Sie war erschüttert und vermochte doch nichts in ihren Gefühlen zu ändern. Trauriger und stiller als zuvor arbeitete sie in ihrem Stübchen.

Und was war inzwischen mit Jenem geschehen, dessen Bild noch ihr Herz erfüllte?

Der Vicomte Armand war in Gesellschaft seines Freundes nach Paris gelangt. Dort hatte er, wie Charles es vorausgesagt, Beschäftigung genug

gefunden, welche ihn anregte, die Erinnerung an seine ausgestandenen Leiden zurückdrängte, ihn genesen ließ. Er hatte die Universität verlassen, da ohnehin seine Studien fast absolvirt waren, und ward in verschiedenen Journalen der Opposition ein Kämpfer für die Rechte des Volkes. Auch seine Eltern waren nach Paris zurückgekehrt, und der Marquis hatte seinen Sitz in der Pairskammer wieder eingenommen. Die einander entgegenstehenden politischen Ansichten von Vater und Sohn zerrissen die ohnehin gelockerten Bande, welche den Letzteren bisher nothdürftig an die Eltern geknüpft hatten; nach einer heftigen Scene verließ Armand das väterliche Hotel des Faubourg St. Germain, um nicht wieder dahin zurückzukehren. Er ward Journalist vom Fach, wies jegliche Unterstützung von Seiten seiner Eltern entschieden zurück, denn sie gehörten ja einer Partei an, der er als Feind gegenüberstand, und sein Stolz bestand darin, für die Zukunft Alles der eigenen Kraft verdanken zu wollen, der sich gerade jetzt in der Hauptstadt des Reiches ein weiter Tummelplatz darbot.

Wir müssen einen flüchtigen Blick auf die politischen Zustände Frankreichs werfen, so frisch sie auch im Andenken unserer Leser sein mögen, denn diese Zustände bilden gewissermaßen den Hintergrund unserer kleinen Erzählung.

Louis Philipp, 1830 durch die liberale und constitutionelle Partei, die Majorität der Nation auf den Thron gerufen, hatte im Verlaufe seiner Regierung alles Mögliche gethan, dieselbe unpopulär zu machen. Was ihm an Größe zum Monarchen abging, hatte er durch Gewandtheit in der Politik zu ersetzen gesucht, und diese Politik hatte es nicht verschmäht, selbst die innigsten Anhänger an den Thron von 1830 zu verletzen. Er unterdrückte mit Schlauheit die Partei der Republikaner, welche nicht aufhörten sich gegen ihn zu verschwören, ferner die Partei der Legitimisten, die während all' der Jahre durch passiven Widerstand, feindselige Neutralität Opposition machten, aber er manövrirte auch ebenso gegen die verschiedenen Nuancen der constitutionellen Partei, der er den Thron verdankte, und endigte damit, sich mit einer Oligarchie zu umgeben. Er hatte nicht die wahrhafte Demokratie des constitutionellen Systems begriffen, seine beredtsamen und geschickten Minister waren mehr Männer des Parlaments als des Staates. Und wie war es mit diesem Parlament unter Louis Philipp beschaffen? Da war eine Pairskammer ohne eigene Machtvollkommenheit, ohne Erblichkeit, der Schatten eines Senates, dessen Majorität der König jeden Augenblick nach seinem Willen durch neue Senatswahlen in seinem Sinne beherrschen konnte; ferner

eine Deputirtenkammer, angefüllt mit Beamten und Kreaturen des Königs, jeder Korruption Raum gebend. So Meister der Parteien im Inneren Frankreichs, dem Auslande gegenüber jegliche Opfer bringend auf Kosten der Nation, die Tolerirung seiner Dynastie zu erwerben, erschien ihm und seiner Nachkommenschaft die Zukunft gesichert.

Das war der Zustand der Dinge bis zu Anfang des Jahres 1848. Das Land fing aber bereits an, sich Rechenschaft von der Hartnäckigkeit des falschen Systems zu geben, die Nation war auf der Oberfläche ruhig, doch im Innern tief aufgeregt, sie fühlte, daß man ihr nach und nach alle Wahrheiten von 1789 geraubt hatte, sie fühlte sich dem Geiste nach verrathen durch die selbstische Politik des Königs. So war dieser bei den Republikanern unpopulär durch den Thron, bei den Legitimisten durch die Usurpirung, bei der gemäßigten Partei durch die spanische Heirat des Herzogs von Monpensier, die rein dynastischer Zwecke halber einen Krieg hervorzurufen drohte, bei allen Parteien durch die Befestigung von Paris.

Der Volkswille sollte sich durch das Losungswort „Wahlreformen“ und die politischen Bankette, die eine allgemeine Agitation von Paris bezweckten, Bahn brechen. Das Volk ging weiter als

die Wahlcomités es gewollt hatten, das bekannte Ereigniß und die Demonstration auf dem Boulevard des Capucins gaben den Ausschlag, und Louis Philipp, der sich durch die zahllosen Interessen der Besitzenden und Industriellen, die vor einem Umsturz bebten, sicher geglaubt, und der besonders der Nationalgarde vertraut hatte, sah sich plötzlich von Allen verlassen, durch die öffentliche Meinung gerichtet. Er floh, die Republik ward proklamirt. Dupont de l'Eure, Lamartine, Cremieux, Garnier-Pagés, Marie, Ledru-Rollin traten als provisorische Regierung an die Spitze derselben..

Armand von Cerigny hatte an allen diesen Debatten und Demonstrationen lebhaft Theil genommen, er hatte Girardin zu den Tuilerien begleitet, als dieser in den König drang abzudanken, hatte in jenen Scenen eine nicht unbedeutende Rolle gespielt, welche nach der Flucht des Königs im Hotel de Ville auf dem Greveplatz vor sich gingen. Während sein Vater, der Marquis und Expair, sich in sein Palais im Faubourg St. Germain einschloß, hielt er donnernde Reden in den Klubbs. Die Excentricität der Jugend, welche so leicht das Maß überschreitet, führte den heißblütigen jungen Mann, der mit der aristokratischen Gesellschaft völlig gebrochen hatte, zum Extrem, er schlug sich zu Denen, welche bereits anfingen, der gemäßigten republikanischen Partei

gefährlich zu werden. Die junge Republik gerieth in Verlegenheiten, Blanqui, Barbés, Raspail, Cabet, Pierre Leroux und andere Kommunisten und Ikarier beuteten die Furcht vor dem Staatsbankerott, die Gerüchte vom Zwiespalt des Gouvernements, die Arbeiterfrage, welche durch Louis Blanc und seine Nationalwerkstätten ihren Höhenpunkt erreichte, und mehrere Fehler der provisorischen Regierung zum Vortheil ihrer verschiedenen Parteien aus, überall wurde gegen die bestehende Ordnung conspirirt. Demonstrationen tauchten auf, die alle möglichen Dinge zum Vorwand nahmen und mit Mühe unterdrückt wurden. In den Nationalwerkstätten bildeten sich antirepublikanische Factionen, besonders bonapartistische. Unter solchen Auspizien ward am 4. Mai die Nationalversammlung eröffnet. Am 15. fand bereits eine Manifestation gegen dieselbe scheinbar zu Gunsten der Polen statt. Sodann verschanzten sich fünftausend Menschen im Hotel de Ville, welche die Dictatur Barbé's, Blanqui's, Raspail's und anderer Gesinnungsgenossen begehrten. Einer ihrer Führer war Armand von Cerigny, der wie ein Rasender darauf drang, das Stadthaus mit Waffengewalt zu vertheidigen. Doch es ward ohne Widerstand genommen, man verhaftete fast alle Chefs, sie wurden in der Nacht nach Vincennes geführt.

Armand war entkommen, doch nur, um im Clubb Raspail des Boulevard Bonne Nouvelle wieder aufzutauchen und dort unerschrocken den Aufruhr zu predigen. Es war, als ob der junge Mann sein Leben vorsätzlich in die Schanze schlüge. Wünschte er seit Annettens Verschwinden sich den Tod? Hoffte er ihn auf der Barrikade zu finden?

Eines Tages hatte er im Clubb des Impasse Mazagran mit hinreißender Beredtsamkeit gesprochen und seine Zuhörer, meist Arbeiter, enthusiasmirt. Im Taumel der Begeisterung hoben sie den jungen Mann auf ihre Schultern und trugen ihn aus dem Saal bis zum Boulevard Bonne Nouvelle. Armand lächelte düster, sein flammender Blick überflog die jubelnd ihn umwogende Menge.

Da ertönte ein Schrei neben ihm. Auf dem Trottoir drängte man sich im nächsten Augenblick um ein Mädchen, welche dort ohnmächtig zu Boden gesunken war.

Armand blickte hin. Er entriß sich den Armen der Begeisterten, er hatte das Gesicht der Arbeiterin erkannt. Außer sich durchbrach er die Gruppe Derjenigen, welche sie umstanden, hob die Leblose empor, umschlang sie und rief, indem er ihre Stirne und Lippen mit Küssen bedeckte: „Annette, meine Annette!“

Er trug, von der staunenden Menge umringt,

die hülfreich zur Hand war, die Geliebte zum nahen Kaffeehaus. Dort erholte sich das Mädchen. Als sie die Augen aufschlug, überfiel sie ein heftiges Zittern.

„Armand," rief sie jammernd, „unsere Wege sind geschieden! Um Gottes Barmherzigkeit willen, laß mich in meine Verborgenheit zurückkehren!"

„Wie?" stammelte der junge Mann betroffen — „Du hättest —? Annette, Du lebst und — liebst mich nicht mehr?"

Annette richtete einen schmerzlichen und zugleich vorwurfsvollen Blick auf den Geliebten.

„Gott weiß es, daß mein Herz Dir ewig angehören wird!" sagte sie tonlos.

„So werden wir uns niemals wieder trennen!" jubelte Armand.

„Und Deine Eltern —?" murmelte die bleiche Annette bebend.

„Ich habe keine Eltern mehr" entgegnete Armand mit flammendem Blick. „Du warst ein Mädchen aus dem Volke und bist es geblieben, ich aber bin nicht mehr der Vicomte von ehemals, der Dandy der parfümirten Salons, der Stolz eines gräflichen Geschlechtes, ich bin arm wie Du, bin ein Mann der Arbeit, wie Jene da, die uns umringen, bin ein Kämpfer für Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, ein Mann des Volkes! Seht her," rief er den Umstehenden zu, indem er die

zitternde, staunende Geliebte umschlang, „dieses ehrliche Mädchen aus dem Volke ist meine Braut vor Gott und der Welt! Am Tage, wo unsere heilige Sache siegreich ausgefochten, wird sie mein Weib!“

Die Blousenmänner warfen ihre Mützen in die Höhe.

IV.

Vier Wochen waren fast vergangen, da kündigten alle Symptome an, daß demnächst ein Aufstand ausbrechen werde. Zahllose Banden hatten bereits an mehreren Abenden den Palast du Louxenbourg angegriffen, in dem die Regierung vereinigt war, über die Maßregeln zu berathen, welche zur Fortschaffung eines großen Theiles der Arbeiter aus den gefährlichsten Nationalwerkstätten in die Departements erforderlich waren. An diesen Zusammenrottungen, die hauptsächlich Lamartine und Marie galten, betheiligten sich weder die Chefs der socialistischen noch der ultrarepublikanischen Partei, es war weniger das eigentliche Volk, sondern der Mehrzahl nach das Gesindel, welches einen Aufruhr herbeiführte. Nach und nach aber, durch die widersprechendsten Gerüchte aufgestachelt, ward auch der ruhigere Arbeiter mit in die tumultuarischen Auftritte hin-

eingerissen. In aller Frühe des 23. Juni endlich nahm die Bewegung einen gefahrdrohenden Charakter an. Acht- bis zehntausend Menschen errichteten auf dem Pantheonplatze und in den angrenzenden Straßen Barrikaden und drohten das Louxembourg anzugreifen. Oberst Quinot ward mit einigen Bataillonen der 11. Legion und einer Abtheilung Linientruppen den Aufrührern entgegengestellt. Diese zerstreuten sich, aufgeregte Volksmassen des 12. Arondissements gesellten sich zu ihnen, der Ruf „Zu den Waffen!“ verbreitete sich durch die am Ufer der Seine liegenden Stadtviertel bis zur Faubourg St. Antoine und auf die Boulevards, die Straßen füllten sich, die Vorstädte standen auf, die Arbeiter der Nationalwerkstätten, ihre Brigadiers an der Spitze, rückten von den Barrieren herbei, unter Toben, Geschrei, blinden Schüssen, im Taumel der bis zur wilden Raserei wachsenden Volkswuth wurden von den Barrieren von Charenton, Ménilmontant, Fontainebleau, Bercy bis zum Herzen von Paris Barrikaden errichtet. Trommelwirbel ertönten, die Nationalgarde herbeizurufen, unentschlossen und langsam fanden sich nur wenige ihrer Mitglieder ein, die meisten der volkreichsten Straßen waren der Empörung preisgegeben.

Um dieselbe Zeit, in der die Regierung zugleich mit dem General Cavaignac das Louxem-

bourg verließ, und sich zum Palast der Nationalversamlung begab, die Vertreter des Landes schützen zu können, rollte eine bestaubte Miethkalesche auf der Landstraße von St. Denis der Hauptstadt zu. In der Kalesche saß Werner, der junge deutsche Künstler.

Sein Antlitz war gebräunt aber bleich, seine Züge hatten einen düstern und zugleich sorgenvollen Ausdruck. Von Zeit zu Zeit trieb er den Kutscher an, den Lauf der Pferde zu beschleunigen.

Werner kam von Deutschland. Er hatte in Italien, meist in Rom, bis zum Februar des Jahres 1848 gelebt, sich vielfachen Zerstreuungen hingegeben, dann wieder fast im Uebermaß gearbeitet, die Stimme seines Herzens zum Schweigen zu bringen. Es war ihm nicht gelungen, der Gedanke an Annette hatte ihn nicht verlassen. Doch ihr geschrieben hatte er niemals, noch ihr sonst ein Lebenszeichen von sich gegeben, seinem Vorsatze getreu. Das Prachtwerk, an welchem er für die Herzogin von Orleans arbeitete, näherte sich seiner Vollendung, als Louis Philipp und mit ihm die edle Herzogin vertrieben ward. Die Nachricht von dem Falle einer Dynastie, deren Haupt sich unserem Künstler so wohlwollend gezeigt, ergriff ihn tief, die Gerüchte von ferneren Unruhen in Paris ließen ihn für die Sicherheit Annettens fürchten. Er konnte nun vor der Hand nicht daran

denken, an dem Werke fortzuarbeiten, da die Verhältnisse seiner hohen Gönnerin sich geändert hatten, und er würde schon damals sogleich nach Paris geeilt sein, Annetten, die möglicherweise in Noth gerathen war, Beistand zu bringen, wäre nicht gerade um jene Zeit die Nachricht von der schweren Erkrankung seines greisen Vaters bei ihm eingetroffen. Er eilte an den Rhein in seine Heimat, wo ihm nach drei Monaten das traurige Loos ward, dem Sarge des Greises folgen zu müssen. Nachdem er seine Angelegenheiten geordnet, eilte er, Kummer um den Verlust, Sorge um die Geliebte im Herzen, nach Paris. Er war mit der Nordbahn bis zu einer der Stationen gelangt, welche der Hauptstadt zunächst liegen, als ihm die Kunde ward, daß man vor Paris die Schienen aufgerissen habe, und in der Stadt die rothe Republik proklamirt sei. Angsterfüllt hatte er einen Wagen gemiethet, seine Effekten zurückgelassen, und sogleich die Fahrt nach Paris unternommen. Doch bereits weit von der Barriere der Hauptstadt hielt der Kutscher an, und war durch nichts zu bewegen, die Fahrt fortzusetzen, er fürchtete für Pferd und Wagen. Der junge Deutsche sah sich gezwungen, zu Fuß vorwärts zu eilen, er kam zu der Barriere St. Denis, fand Barrikaden und Aufruhr, und gelangte nur auf Umwegen in die Straße Faubourg St. Denis.

Noch hatte der Kampf in Paris nicht begonnen, aber Cavaignac bereits mit Energie alle Anstalten getroffen, ihn trotz des Truppenmangels mit Erfolg aufzunehmen. Die Boulevards von der Madeleinekirche bis zum Chateau d'eau und die angrenzenden Straßen occupirte Lamoriciere. Vom Chateau d'eau an erst erhoben sich die furchtbarsten Barrikaden der Empörer. In vielen Straßen der Stadttheile, die Lamoriciere beherrschte, standen Detachements und waren Waffendepots errichtet. Werner sah sich bald hier bald dort zurückgewiesen, nur durch List gelang es ihm, und indem er durch ein Gewirre abgelegener, schmaler Verbindungsgassen schlüpfte, bis in die Straße du Temple vorzudringen, in der er vor zwanzig Monaten Annette eingemiethet hatte.

Vielleicht wohnt sie nicht mehr dort, sagte er sich, aber man wird mir dann wohl dort angeben können, wohin sie gezogen! In dieser allgemeinen Verwirrung kann ich ohnehin ihren Aufenthalt nicht anders auskundschaften!

Und Werner eilt die Straße du Temple entlang. Endlich erblickt er das Haus. In der Nähe desselben versperrt eine Barrikade die Straße. Diese Barrikade macht nach dem Boulevard, dem Chateau d'eau hin Front, der junge Deutsche befindet sich also hinter derselben. Eine Schaar düsterer, entschlossener Männer ist beschäftigt, sie noch mehr

zu befestigen. An Werner streifen unheimliche Gestalten mit wilden, drohenden Mienen vorüber. Er sieht nichts als Blousen ringsumher.

Er ist im Begriff, hart hinter der Barrikade quer über die Gasse zu gehen, um in das Haus zu eilen, das er vordem täglich betreten, Annette zu sehen, als eine kleine zerlumpte Gestalt, ein widerlich häßlicher Rothkopf, ihm in den Weg tritt.

„Wohin?“ ruft der Rothe mit heiserer Stimme, indem er die Spitze eines Bajonnetes, das er in der Rechten hält, dem jungen Deutschen auf die Brust setzt.

Werner starrt den Rothkopf betroffen an, er erkennt in ihm einen Farbenreiber, der ihn einst bestohlen, und den er deswegen davongejagt hatte.

„Ich habe hier zu thun!“ entgegnet er kurz und will seinen Weg fortsetzen.

„Halt!“ schreit der Rothkopf mit höhnischem Grinsen. — „Jetzt erkenne ich Euch erst an der Aussprache, mein schöner Herr! Keinen Schritt weiter! Hab' ich Euch endlich? Ich hatt' es Euch längst zugedacht! — Heda, Bürger, Brüder!“ brüllt der Elende, — „hier her! Der da ist ein Spion, ein deutscher Hund! Herbei!“

Werner sieht ein Dutzend wilder Kerle vom Barrikadenbollwerk niederklettern. „Ein Spion!“ Das Wort genügt, wenn auch von einem Schurken ausgesprochen, Denjenigen dem Tode zu

weihen, der damit bezeichnet wird. Werner sieht sich schon verloren, ungehört zum Tode geschleppt. Er wird leichenblaß, doch die Gefahr leiht ihm die Entschlossenheit der Verzweiflung. Außer sich wirft er sich auf den Rothkopf, entreißt ihm das Bajonnet, rennt ihn nieder, daß er kopfüber in die Gasse stürzt, und fliegt dem Eingange des Hauses zu, das sein Ziel ist.

Dort aber vertritt ihm plötzlich ein junger blonder, in eine einfache Blouse gekleideter Mann den Weg und ruft ihm, den Degen ziehend, gebieterisch zu: „Ergebt Euch!"

Werner sieht sein letztes Stündlein gekommen. Sterben soll er, ohne Annette noch einmal gesprochen zu haben! Da sieht er die wilden Kerle auf das Straßenpflaster springen, in wenigen Sekunden müssen sie ihn erreichen. Eine wahnsinnige Wuth erfaßt ihn, er dringt auf den jungen Blousenmann ein, der ihm den Eingang versperrt — ein kurzer Kampf, ein Ringen, ein Bajonnetstich und ein gellender Schrei — der junge Mann sinkt entseelt auf die Schwelle des Hauses nieder, Werner fliegt in toller Hast die Treppe hinauf bis unter's Dach.

Dort sieht eine Thüre ihm entgegen, er wirft sich darauf, sie gibt seinem Drucke nach, er springt in eine Mansarde, ein Mädchen steht vor ihm und stößt einen Schrei aus. Es ist Annette.

„Herr Ernst!“ stammelt das Mädchen.

„Retten Sie mich, Annette!“ keucht Werner. — „Ich kam hierher, Sie wiederzusehen, — ich habe — verbergen Sie mich, man verfolgt mich!“

Ein Gepolter wird auf der Treppe hörbar, ein wildes Geschrei tönt von unten herauf.

„Dort in jenes Kabinet!“ ruft Annette entsetzt und drängt den jungen Deutschen in ihre Schlafkammer.

Rasch schließt sie die Thür hinter ihm ab und steckt den Schlüssel ein. Dann tritt sie auf die Schwelle der Mansarde. Ihr Antlitz ist bleich, doch ihre Haltung ruhig.

Im nächsten Augenblick erscheint auf dem Treppenabsatze vor ihr ein halbes Dutzend Blousenmänner, mit Aexten, Flinten, Säbeln bewaffnet.

„Mademoiselle Annette!“ schreit einer der Männer. — „Sahen Sie, wohin der Mensch sich flüchtete?“

„Welcher Mensch?“

„Das Fenster, das hier vom Boden auf's Dach führt,“ ruft ein Anderer, „ist weder geöffnet noch zerbrochen! Er muß einen anderen Weg genommen haben!“

„Vielleicht über den Hof und die Mauer!“ brüllt ein Dritter — „Hölle und Teufel, wenn er uns entkäme!“

„Von wem redet Ihr?“ sagt Annette anscheinend ruhig zu den Leuten, welche sich anschickten,

die Treppe hinunter zu eilen. „Was hat der Mann begangen?"

„Er ist ein Mörder!" ruft der Letzte fluchend. — „Er hat — er hat —"

Der rohe Arbeiter stockt und blickt das Mädchen mitleidig an. Dann murmelt er zwischen den Zähnen: „Arme Mademoiselle Annette! — Dort kommen Etienne und einige von unseren Leuten noch die Treppe herauf," — brummt er dumpf, mit dem Finger nach unten deutend, „die mögen's Euch sagen! — Arme Mademoiselle Annette!"

Und mit verdüsterter Miene folgt der Blousenmann den Andern.

Annette wird noch bleicher als sie vorhin schon war. Ein Schreck fährt jäh durch ihre Glieder. Was hatte der Mann sagen wollen? Was bedeutete sein Stocken, sein mitleidiger Blick?

Die Leute, welche die Treppe heraufkommen, gehen jedenfalls langsam, denn ihre Tritte tönen schwerfällig. Annette lauscht athemlos, ihr Herz pocht, sie kann sich einer unbestimmten Angst nicht erwehren.

Jetzt kommen die Leute an der Biegung der Treppe zum Vorschein. Sie tragen einen Todten. Annette schreit auf, als sei sie in's Herz getroffen, und stürzt konvulsivisch zitternd, mit stierem Blick den Leuten entgegen, — der Todte ist der junge Mann in der Blouse, ist Armand.

Sie legen ihn auf den Fußboden der Mansarde

und entfernen sich düster und schweigend. Annette wirft sich über die Leiche und schluchzt krampfhaft.

In der verschlossenen Kammer steht Werner, die brennende Stirne an die Thür gepreßt, verstört und zitternd. Er hat jedes Wort vernommen, das draußen gesprochen ward, sie nennt den Geliebten tausendmal beim Namen, während sie seine für ewig verstummten Lippen küßt und heiße Thränen auf ihn niederweint — der Name Armand zerfleischt tausendmal das Herz Werner's, er erkennt den ganzen Umfang des Ungeheuerlichen, das er ahnungslos begangen hat, er ist dem Wahnsinn nahe.

Und während Annette betet und weint und Alles um sich her vergessen hat, Werner in dumpfer Verzweiflung brütet, ist in den Straßen und am Chateau d'eau der Kampf entbrannt, tönt Flintenknallen, wildes Hurrah, Kartätschendonner, Heulen der Verwundeten bis hinauf in die Kammer.

Da plötzlich richtet Annette sich hastig auf. Ein Gedanke durchfährt wie ein Blitz ihr Gehirn, ihr Blick schweift wild und fieberhaft zu der Thür ihres Kabinetes, sie schaudert. Dann zieht sie den Schlüssel hervor und öffnet die Thür.

Sie schreitet zur Leiche, Werner folgt ihr. Sie deutet auf den Todten.

„Armand von Cerigny!" — das ist Alles, was sie zu sagen vermag.

Werner wirft sich vor ihr nieder.

„Annette," stammelt er vernichtet, „tödten Sie mich, überliefern Sie mich jenen Männern, die mich verfolgten!"

Annette starrt ihn mit düster glühendem Blick an.

„Sie retteten mir einst das Leben," sagt sie, „ich habe jetzt das Ihre erhalten. In der Straße kämpft man, Sie können ungehindert durch den Hof entfliehen" —

„Annette!" ruft Werner überwältigt, indem er aufspringt.

„Wenn Sie dieses Haus verlassen," antwortet sie dumpf, „sind wir quitt! Schwören Sie mir, daß Sie nach Verlauf einer Stunde in der vordersten Reihe der Soldaten erscheinen werden, welche die große Barrikade am Chateau d'eau bestürmen?"

„Ich schwöre es!" stammelt Werner.

„Wir werden uns dort finden!" sagt Annette mit fester Stimme und ehernem Blick.

Dann sinkt sie neben dem Todten auf die Kniee und betet. Werner aber wankt aus der Mansarde fort. Er kommt in den Hof, übersteigt die Mauer, springt in eine Seitenstraße hinab, taucht von dort in ein Gewinde schmaler Gäßchen; verstört und düster stürmt er weiter, Verzweiflung im Herzen.

Er sieht sich von Mobilgarden, Linientruppen und Nationalgarden umgeben, und weiß kaum, wie er zu ihnen gelangt ist. In einiger Entfernung

von ihm ragt die große Barrikade auf dem Platze des Chateau d'eau empor. Mechanisch rafft er das Gewehr eines getödteten Nationalgardisten auf. Er erblickt einen, ihm von ehemals her befreundeten Offizier, der ihn auf seinen Wunsch in die vordersten Reihen der Soldaten bringt. Trommelwirbel rasseln, brüllend vor blinder Wuth stürzen die Garden sich auf die Barrikade. Werner klettert daran empor, jetzt ist er oben.

Da taucht, ihm gegenüber, unmittelbar vor ihm, eine weibliche Gestalt auf. Diese Gestalt trägt in der Linken eine dreifarbige Fahne, in der Rechten einen Degen, — es ist der Degen Armands.

Eine Sekunde lang starren der Deutsche und die Provençalin einander in die glühenden Augen. Dann senkt Werner das Bajonnet und bietet die Brust dar, der Degen des Mädchens durchbohrt sie, Werner stürzt hintenüber und rollt von der Barrikade herab.

Im nächsten Augenblick Blitze und Knallen von verschiedenen Seiten — Annette sinkt, von einem Dutzend Kugeln getroffen, mit der flatternden, durchlöcherten Fahne zu Boden.

Ende des ersten Bandes.

Druck von E. E. Elbert in Leipzig.

Aus aller Herren Ländern.

Gesammelte Erzählungen und Skizzen

von

Adolph Schirmer,

Verfasser von „Lütt Hannes", „Wilford", „Familiendämon" &c.

Zweiter Band.

Leipzig.

Fr. Wilh. Grunow.

1866.

Inhalt.

Zwischen Vera-Cruz und Puebla.

I.

Mexico*), das augenblicklich durch die Invasion der Franzosen die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen hat, ist ein wundersames Land.

Terrassenförmig zieht es sich in Osten von dem riesigen Meerbusen, der seinen Namen führt, wie in Westen vom stillen Ocean bis zu einer erstaunlichen Höhe über der Meeresfläche hinauf, und bildet so durch diese eigenthümliche Beschaffenheit seines Bodens drei Regionen, in deren einer, die sich nur wenige Meilen über den Strand hinaus in's Land hinein erstreckt, das Auge anfänglich nichts als traurige, öde, oft stundenlang fast völlig baum- und strauchlose Sandflächen erblickt, und dann, schon nahe 3000 Fuß über dem Meere, durch die Pracht tropischer Vegetation entzückt wird, während in der anderen der Blick des Rei-

*) Der Eingeborne des Landes schreibt, wie der Spanier, Mejico, spricht Mechiko.

senken, welcher auf der mühsam sich bald durch Schluchten und Thäler windenden, bald sich steil bergan ziehenden Straße die ersten Höhen des Cordillerengebirges erreicht hat, über wunderbar endlose Hochebenen hinschweift, auf denen die Saaten und Früchte Europa's neben manchen Gewächsen der Tropenwelt gedeihen, und in der dritten endlich, die dort beginnt, wo die sich über jene Hochebenen gigantisch erhebenden Berge, deren unersteigliche Gipfel ewiges Eis bedeckt, wild zerklüftet, anfänglich mit steinfarbigen Cacteen und düsteren Fichten bedeckt, dann mit Moosen und endlich nackt sich aufthürmen, der Wanderer die ganze Erhabenheit einer vulcanischen Gebirgswelt in ihrer schauerlichen Schönheit sieht, und von eisigen Stürmen umbraust wird.

Die erste Region nennt der Mexicaner die tierra caliente, die heiße Erde. Hier entfaltet sich, wie gesagt, da wo die meilenlange Sandwüste des Strandes ihre Grenze gefunden hat, im Osten des Landes Alles, was die Tropenwelt Erstaunliches und zauberhaft Farbenschillerndes geschaffen.

Ist man, von Vera-Cruz kommend, nach fünfstündigem Ritt westlich über die Sandflächen des Strandes hinaus und zu dem ersten Dörfchen gelangt, das wie die meisten mexicanischen Dörfer, aus Rohr- und Lehmhütten besteht, so findet man

wohl üppige Vegetation, aber noch nicht die ganze Pracht tropischer Zone. Man reitet zuvor noch durch eine steppenartige, immer bergansteigende Gegend, die mit Mimosen, säulenförmigen Cactusarten, Opuntien, Agaven bewachsen ist, und in der sich Baum- und Sträuchergruppen befinden, und hier und dort große, schwarze Basaltfelsblöcke liegen. Nach fünfzehn Leguas*) erst werden die Bäume größer und sind mit der barba española bedeckt, jener Schlingpflanze, die gleich einem Silberbarte in großen Büscheln von den Aesten herabhängt. Einzelne Palmen zeigen sich im Gewirre rankender Schlinggewächse, und sie sowohl, wie die Pflanzen mit riesigem Blattwerk, auf die man jetzt trifft, Musen, Helikonien, große Aroideen und an stehenden Sümpfen, zwischen denen hier und dort das Maulthier hindurchschreitet, Nymfäen und Pontedarien, sowie die Bambusen oder Riesengräser, deren oft vierzig Fuß hoher Stamm feine Zweige und Blätter trägt und deren gebogene Spitzen wie Straußfedern nicken, verkünden, daß nun das Reich der Tropenwelt mit seiner ganzen Ueberschwenglichkeit naht. Bald gewahrt man denn auch Tamarinden mit gefiedertem Blattwerk, mit Lilablüten bedeckte Elysinenbäume, schlanke Cäsalpinien, Ingas mit

*) Die Legua hat 5/4 Stunden.

büschelförmigen Blumen, Bombaxbäume, die ganz mit Stacheln besetzt sind, und vielfach auf den Aesten der riesigen Waldbäume reizendblühende, großknollige Orchideen, Bignonien, Convolvulaceen, Epidendriden und andere Schlingpflanzen, an den dünneren Zweigen aber Tillandsien, die wie ein grauer Schleier im Winde flattern.

Der Reisende durchreitet bereits hinter den Savannen die immergrünen Wälder Mexico's. Eichen, in der Landessprache encinos geheißen, breiten ihr dunkles Laub aus, unzählige Yuccabäume blühen prächtig ringsum, Dracentien mit ungeheueren Blättern, weißen Blüten und hochrothen Früchten bedecken Felsen und Stämme, zahllose Lianen schlängeln sich bis zu den Wipfeln der Bäume hinauf, schaukeln sich herab von den Zweigen und hängen gleich Blumengewinden von Baum zu Baum.

Die erstaunlichste Pracht tropischer Formen entwickelt die Natur aber erst in den barrancas, jenen Schluchten, die alle von West nach Ost das Land durchschneiden, oft 1200 Fuß tief und vulcanischen Ursprunges sind. Diese barrancas ziehen sich vom Cordillerasgebirge herab, alle in gleicher Richtung nach Ost, und viele von ihnen bereiten dem Reisenden, der direct durch das Land von Süden nach Norden ziehen möchte, unüberwindbare Hindernisse. Steile Klippen, an denen

oft nur ein fußbreiter Pfad in die Tiefe führt, machen nicht selten das Auf- und Abklimmen zu einem gefährlichen Wagniß, die oft undurchdringliche Vegetation, in die hinein man sich den Weg mit der Holzaxt bahnen muß, und das mehr oder weniger große und stürmische Gebirgswasser, das jede dieser barrancas durchbraust, verursachen dem Wanderer Aufenthalt und zahllose Anstrengungen. Aber wie herrlich wird er für Mühen und ausgestandene Gefahr entschädigt, wenn er in die Tiefe einer solchen barranca hinabgestiegen ist!

Ein fast betäubender, lieblicher Duft strömt aus tausend und aber tausend reizenden Blütenkelchen ringsumher, wundervoll farbenreiche Blumen schießen überall aus dem Laub hervor, ungeheure Bäume von Leguminosen, Laurineen, Croton, Bombaceen, seltenen Ficusarten stehen hier dicht verzweigt und gestatten kaum dem Sonnenlichte einen Strahl bis hinab auf den Boden zu senden, der mit fabelhaften Gräsern bedeckt ist, und über den langblätterige Bromelien hinkriechen. Wilde Feigenbäume, die Wurzelstämme umrankt von blühenden Schlingpflanzen, lassen das dunkle Gezweige bis zum Boden herabhängen und dort Wurzel schlagen, so daß es Laubgänge bildet, so herrlich gewölbt, als hätte diese die schaffende Hand des Gärtners geformt, Wolfsmilch, Salbei, in Europa nur niedrige Stauden, sind hier Bäume;

Farrenkräuter ragen bis zu 20 und 30 Fuß mit ihren riesigen Blattwedeln in die Höhe, und nicht weit davon wächst die Ananas und lacht aus dem verworrenen Buschwerk die Orange goldig hervor. An den wildzackigen Felsen ranken sich gewaltige Cereen und Euphorbien malerisch hinan, und bekränzen das schroffe düstere Gestein, das sich majestätisch und oftmals unheimlich über den Wald von Yuccas, Palmen, Eichen, Magnolien und Myrthen erhebt.

In diesen Schluchten, die bisweilen großen Thälern gleichen, hausen Jaguar und Tapir, ja zu Zeiten auch Löwen. Affen klettern von Ast zu Ast, buntfarbige Papageien wiegen sich auf den Lianenketten, das Armadill hüpft am Ufer des Bergstromes entlang und der rothe Löffelreiher streift daran hin; die Palanca, eine der giftigsten Schlangen Mexico's, ringelt sich durchs Farrenkraut; quer über sumpfigen Stellen, einem verdorrten Baumstamme gleich, lagert der Alligator, und über den Wipfeln der Bäume, in denen hier und dort der schimmernd blühende Lovanthus wurzelt, schwebt der weißköpfige Adler.

Aber das Wild ist scheu, es stutzt beim Erscheinen des Menschen, der sich hieher verirrt hat, und entflieht beim ersten Schuß. Nur die Palanca windet sich heimtückisch heran und ist gefährlich.

Nicht immer bewohnt die Thierwelt allein diese märchenhaft zauberischen Schlupfwinkel, in mancher barranca hausen auch Indianer. Sie leben in Höhlen, die vor ihnen vielleicht der Jaguar inne hatte, haben da und dort die Waldung gelichtet und den Boden bebaut. Nur der braune Indianer vermag dort neben den Sümpfen auszuhalten, deren Ausdünstungen jenes schreckliche Fieber erzeugen, das den Europäer, den Weißen überhaupt, dort so gut in wenig Stunden hinwegrafft, wie in Vera-Cruz und den sandigen Ebenen der tierra caliente. Dem Abkömmling der Azteken aber schadet weder der giftige Hauch der Fiebergegend, noch kümmern ihn die mosquitos oder die noch lästigeren garapatas, jene kaum sichtbaren Mücken, deren Stich gefährliche Anschwellungen verursacht, er baut in der lachenden, zauberhaften Region des Todes seinen maguey*), trinkt sorglos aus der Kürbisschale zu seinem atolli**) seinen pulque***), den er aus dem Saft der Agave bereitet, und liebt es, wenn die Mädchen seines Stammes das glänzendschwarze Haar mit den weißen Blüten der cacalosutschill schmücken, während er mit den Burschen seiner Race zur Musik der Trommel und

*) maguey, Mais.
**) atolli, Maisbrei.
***) pulque, ein berauschendes Getränk.

Rohrpfeife den baile de Motezuma *) tanzt. Trägt er seine Früchte zum Verkauf zu den haziendas **) und Ortschaften der Umgegend, dann klettert er mit seinen Körben, in denen Ananas, Orangen, Sapotes, Bananen, Granatäpfel durcheinander liegen, den schwindelnden Felsensteig seiner barranca hinauf, oft ohne weiteren Anhalt als die Wurzeln der Seiba (ficus mexicana), die sich wie Riesenschlangen an den Felsen hinanziehen. Sein braunes Weib, das Kind am Halse, folgt ihm, wie er mit Körben beladen. Sie wissen nicht, was Gefahr ist.

Die Ortschaften, welche hier im Bereiche der Waldregion 4000 Fuß über dem Meere liegen, ja selbst die Städte Huatusco, Cordova, Orizaba, Jalapa haben nicht das verderbenschwangere Clima von Vera-Cruz oder die tückische Fieberatmosphäre der üppigen barranca-Gründe, wenngleich auch hier die Tropengegend, fast wie in den Schluchten, doch in anderer Art, ihren Reichthum entfaltet. Die rothen Ziegeldächer der Häuser und Häuschen schauen freundlich aus einem Labyrinth von Obstgärten hervor, rings um die Städte und Dörfer erheben sich Zuckerrohr-, Tabak-, Kaffee- und Cacaopflanzungen, Reis-, Indigo- und Vanillean-

*) baile de Motezuma, Tanz des Montezuma.
**) hacienda, bedeutendes Landgnt.

bau, stehen Granaten-, Orangen- und Magnolienbäume.

Höher hinauf sich wendend, gelangt man zu Gebirgspässen, die zu den Hochebenen Mexico's, auf das Plateau von Puebla führen, und die zweite Region, die gemäßigte Zone, die tierra templada beginnt. Mag man nun von Orizaba aus über die Combresberge, oder von Jalapa über las Vegas und am Vulcan Perote vorüber dahin gelangen, — denn nur zwei Hauptstraßen gibt es von Vera-Cruz nach Puebla und der Hauptstadt des Landes — überall zeigt sich in dieser Höhe so ziemlich der gleiche Charakter der Gegend, das sogenannte mal pais ausgenommen, eine Kette ungeheuerer Lavamassen, durch die der steile und beschwerliche Weg sich mühsam hinaufwinden muß, um das Städtchen Perote am Ausgange des Plateaus zu erreichen. Während der furchtbaren Regenzeit, die im Juni, oft schon im Mai beginnt, sind beide Fahrstraßen, vor allem die letztere, grundlos und unwegsam — die Franzosen haben bereits zu ihrem Nachtheil diese Erfahrung gemacht, obwohl sie für ihre Expedition in das Innere Mexico's die bessere und weniger steile Bergstraße über Orizaba wählten.

Die Hochebenen von Puebla sind in der Trockenzeit nichts als ungeheuere Sandwüsten, während der Regenzeit aber mit üppigem Grün bedecktes

Flachland. Von dem kleinen Orte Canada de Istapan bis zu dem ansehnlichen Orte San Martin, dem Ausgangspuncte dieser Hochebenen, zieht sich eine Reihe größerer und kleinerer Ortschaften hin. In dieser Reihe, nur sieben Leguas von San Martin entfernt, liegt Puebla de los Angeles, nach Mexico die größte Stadt des Landes. An der Hauptstraße, welche sich durch die Hochebenen von Ort zu Ort zieht, stehen Cassien- und Solanenbäume, und hier und dort, aber nicht häufig, zieht sich Gestrüpp den Weg entlang, das Räubern einen sicheren Versteck gewährt, sonst ist fast Alles auf dieser, dem Auge unendlich scheinenden Fläche zur Regenzeit wohlbebautes Feld. Kurz bevor dieselbe eintritt, die durch Monate andauert, vertraut der Bewohner der Hochebenen seine Saaten der Erde an, ja selbst während der Zeit, in der diese von furchtbaren Gewittern begleiteten Regengüsse sich täglich wiederholen, säet und pflanzt er noch. Daher sieht man in diesen Monaten zur Rechten und Linken der Fahrstraße bis nahe zum Horizont Feld an Feld mit Mais, Weizen und Bohnen bedeckt, auch Agavenpflanzungen in großer Zahl, und nichts anderes, was der Vegetation angehört, begegnet hier dem Blick, als die Einzäunungen des Feldes von cereus hexagonus, dessen hohe, steife und stachelige Stämme wie Orgelpfeifen an einander gereiht stehen, und hier und

dort, wo sich etwas Wiesengrund findet, einige Yuccas, Cactus und Opuntien. Selten steigt oder fällt die Fahrstraße ein wenig, und nur zwischen den Dörfern Chula und San Simon kreuzt sie eine kleine, waldbewachsene Schlucht, die barranca honda, welche auf der Hochebene als ein ziemlich berüchtigter Räuberpunkt bekannt ist.

Verläßt aber der Reisende die Hauptstraße, durchkreuzt er an den Feldern entlang die colossale Ebene in der Richtung nach Ost bis zum Fuße des riesigen Orizaba, oder nach West hin, wo der fast 18,000 Fuß hohe Vulcan Popocateptl in weiter Ferne sein schneebedecktes Haupt erhebt, dann gelangt er endlich, nahe der Gebirgswelt, da wo der Boden sich bereits zu erhöhen beginnt, zu jenen potreros oder Weideplätzen, auf denen der vaquero, der Hirt, das ganze Jahr hindurch mit seiner zahlreichen Herde lebt. Diese potreros sind oftmals meilenweit mit sogenannten trockenen Mauern, übereinander gerolltes Felsgestein, eingezäunt, und außer dem Graswuchs sieht man dort wenig mehr als seltsam geformte Cactusarten in großer Zahl, hier und dort Gruppen von Yuccas und dann und wann verworrene Gebüschstreifen. Die vaqueros sind beritten und bewaffnet und sie wissen die Fangschnur, den lazo, meisterhaft zu handhaben. Sie locken das Vieh mit dem Salz, das im Beutel am Sattelknopfe hängt, und jagen den

coyote, den Halbwolf der Steppen, oder den Jaguar mit ihrem Lazo und dem Revolver. Verwilderte, braune Gesellen sind's, diese vaqueros und Pferdehüter, und sie gleichen, mit ihrer Flinte in der Hand und dem machete, dem ellenlangen Messer, im Gürtel, den Räubern der Heerstraße, obwohl sie meist trotzige aber dennoch gutherzige und ehrliche Burschen sind.

Die dritte Region, die tierra fria oder kalte Erde, fängt in der Gebirgsgegend der Cordilleren an, da wo sie sich 7000 Fuß über dem Meere erhebt. Hier beginnt das Reich der Nadelhölzer, und kein Gewächs der Tropenwelt ist ferner zu erblicken. Man würde sich in den Schwarzwald Schwabens mit seinen düsteren Fichten versetzt wähnen, wären nicht die Bäume so riesengroß, einzelne darunter bis zu 150 Fuß Höhe und zehn Fuß Umfang, und starrte der Blick nicht betroffen zu Tannen empor, die bis zu 200 Fuß Höhe emporragen, und von sechs Männern kaum zu umspannen sind. Bis zu 10,000 Fuß findet man kleine Ortschaften und einzeln gelegene ranchos oder Waldhütten, in denen Mestizen oder Indianer hausen. Dann folgt unbewohnte felsige Oede, der Pfad steigt durch Klippen im Zickzack höher und höher, die Luftströmung wird eisig, bald gähnt hier ein furchtbarer Abgrund, bald reckt sich dort eine Felswand schroff empor, bald naht

man einem Passe mit überhängenden, verwitterten Steinmassen, die mit Einsturz drohen. Das Nadelholz wird verkrüppelter und schwindet zuletzt gänzlich, die Alpenrose zeigt sich, wie auf den hohen Bergen der Schweiz. Endlich hört jegliche Vegetation auf, die Eisfelder sind in der Nähe. Und diese zu übersteigen bis hinauf zur Felsenkuppe der höchsten Krater, aus denen von jener Höhe aus, wohl 15,000 Fuß über dem Meere, man eine leichte Rauchsäule gen Himmel dampfen sieht, ist bis zur Stunde noch Keinem gelungen.

Dies ist ein Gesammtbild jenes kleinen Theiles der großen mexicanischen Republik, der mehr noch als die eigentlichen Bergwerkdistricte und die öden Prairien und Gebirge von Sierra madre, Cohahuila, Sonora und Alt-Californien das Charakteristische des Landes ausprägt, denn hier ist es, wo im Umkreise von nicht mehr als sechzig und einigen Meilen alle Climate und Producte der Erde beisammen sind, die Wüste Africa's an ein tropisches Paradies grenzt, Europa's gemäßigte Zone neben der starren Gletscherwelt Sibiriens ihr Recht behauptet. Der Tod grinst da neben dem Vollgenusse des Lebens.

Und wie die Natnr sich dort in Gegensätzen zeigt, bei denen man indessen überall die Uebergänge verfolgen kann, so auch die Bevölkerung dieses seltsamen Landtheiles. In den großen

Städten herrscht französischer Luxus, die Hauptstadt Mexico entfaltet eine Pracht, wie sie Paris kaum aufzuweisen hat. In den breiten Straßen der Hauptstadt und von Puebla de los Angeles reiht sich ein Kaufladen an den andern, und alle suchen sie einander an Größe der kostbaren Spiegelscheiben und raffinirter Eleganz zu übertreffen. Das Innere der Paläste, welche den vornehmen Creolen angehören, ist mit Frescomalereien, Marmor und Gold geschmückt, in den Höfen, die diese Paläste umschließen, plätschern Springbrunnen, von der reizenden Pflanzenwelt aus den nahen barrancas umduftet, und offene Galerien ziehen sich rings an den Mauern dieser Höfe herum, geschmückt mit herrlichen Vasen, aus denen schillernde Blumenwunder der tierra caliente hervorleuchten. Das teatro nacional Mexico's ist das schönste der Welt, die innere Einrichtung der Kaffeehäuser, der Eis- und Zuckerwerklocale gibt den europäischen nichts an verschwenderischer Ausstattung nach. Die jetzige Generation der reichen Creolen hat die spanische Tracht und Grandezza abgelegt, und kleidet und bewegt sich in allen größeren Städten des Landes mit französischer Eleganz. Daneben bewegt sich der Indianer im primitivsten Zustande. Fern vom Gewühle der Städte, an oder in einsamen Waldschluchten der höheren Region, ist sein Eins und Alles die Agave

(Aloe), sie liefert ihm Speise und Trank, aus ihren Stämmen baut er seine Hütte, die er mit ihren Blättern deckt. Halbnackt und armselig lebt er selbst in seinen, den Städten nächstgelegenen Dörfern, und der Verkauf der Früchte und Gemüse, die er dort zieht und der Stadt zuführt, dient nicht dazu, seine Lage zu verbessern, sondern ihn mehr und mehr zu demoralisiren, die tiendas aufzusuchen, die Kramläden, in denen man den mistela, den süßen Branntwein schenkt, und den berauschenden pulque, den er über Alles liebt. Ohne geradezu geistig verkommen zu sein, ist er der Paria des Landes, wie der Creole der Herr desselben, jener wie dieser durch seine Hautfarbe. Er ist verachtet, dieser arme Abkömmling der einstigen Herrscher des Landes, fast so verachtet wie der Neger, dessen Race, seit ihn die Republik 1824 freigesprochen, nach und nach abgenommen hat und verkommt. Der Mestize, der Mischling vom Creolen und Indianer, steht zwischen ihnen, wie der Bürger in Europa zwischen dem Aristokraten und dem Proletarier, aber er hat nichts von den Tugenden des europäischen Bürgerstandes, erwirbt er, so vergeudet er mit spanischer Verschwendungslust, und kommt er herab, so sinkt er tiefer als der Indianer sinken kann, denn die Neigung des braunen Azteken zum Entwenden und Trunke, steigert

sich in ihm zum Triebe nach sinnloser Völlerei, zur Raub- und Mordlust. So sind denn jene Horden, welche seit nahezu vierzig Jahren unter dem Deckmantel politischen Parteiinteresses das weite Gebiet Mexico's verwüsten, zum größten Theile aus Mestizen zusammengesetzt, die jedem Ehrgeizigen folgen, der ihnen Sold giebt und Plünderung verspricht.

Wie das Land seine Erdbebenlinie hat, von der oft die grauenhaftesten Verwüstungen ausgehen, so hat die Bevölkerung Mexico's ihre Kette Habgieriger und Ehrsüchtiger, die Jahr ein Jahr aus politische Erschütterungen hervorrufen. Die vornehmen Creolen sind es, welche überall und immer von Neuem den Bürgerkrieg im Lande anfachen, und keine Regierung des Landes, von Iturbide bis zu Santa Anna und dem Präsidenten Juarez, war kräftig und populär genug, dem Treiben der Geistlichkeit, ihrer reactionären Helfershelfer und erkauften Söldlingsbanden, wie dem Unwesen der sogenannten republikanischen Generale, die alle nach dem Präsidentenstuhle trachteten, und im Grunde nichts weiter waren, als die Anführer einer Schaar Banditen, energisch Einhalt zu thun.

Der größte Theil derjenigen Bevölkerung Mexico's, die nicht beständig auf Umsturz des gerade Bestehenden sinnt, lebt in politischer Beziehung

in den Tag hinein, erkennt, gleich den heutigen Regierungen Europa's, die faits accomplis als unvermeidliche Uebel an und dankt dem Himmel, wenn er nicht allzusehr in's Beileid gezogen wird. Dieser Theil der Einwohner des Landes, wohl die Mehrzahl im Reiche, verwünscht sowohl die intriguirende Geistlichkeit und ihre wenigen, aber hier und dort einflußreichen, reactionären Anhänger, welche die Monarchie wollen, als auch die republikanischen Wettkämpfer um den Präsidentenstuhl und ihre Horden. Obgleich somit die überwiegende Zahl der Mexicaner beinahe willenlos dem Strome der Begebenheiten folgt, ermannt sie sich in Einem zur entschiedensten Haltung, im Hasse gegen Spanien, dessen tyrannische Herrschaft das Land dreihundert Jahre hat erdulden müssen, bis es dasselbe hat abschütteln können, im Haß gegen das Ausland überhaupt, da wo dieses ein Gelüste zeigt, sich in mexicanische Angelegenheiten zu mischen. Die Franzosen, diese seit Louis Napoleon's Regierung, wie es scheint, privilegirten Nationalbefreier und zweideutigen Volksbeglücker, haben das in jüngster Zeit zur Genüge kennen gelernt, wo das Kaiserreich, das sie installirt, jeden Augenblick gefährdet ist.

Und nun der Leser Land und Leute jenes Theiles von Mexico kennt, der berufen ward, in der politischen Geschichte des Tages eine Rolle

zu spielen, und der den Rahmen zu dieser Erzählung bildet, mag dieselbe beginnen. —

Es war im April des Jahres 1861, als das englische Dampfschiff Triton, einer jener 2000 Tonnen haltenden, mit Maschinen von 4 bis 500 Pferdekraft versehenen Dampfer, welche von London direct nach den mexicanischen Häfen gehen, zwischen den Sandbänken hindurchfuhr, von denen die Bucht von Vera-Cruz eingesäumt ist, und die hier mehrere Inseln bilden.

Um die Mittagszeit mochte es sein, die Sonne brannte senkrecht herab, es herrschte eine drückende, fast unerträgliche Schwüle. Ueber der Stadt, welcher der Dampfer sich näherte, lag ein gelblicher Dunst, der Berg Orizaba und die Kuppen der Cordillerenkette, die man bei reiner Luft als Hintergrund des Festlandpanorama's erblickt, waren völlig verhüllt, ein Zeichen, daß die Hitze der Küstenatmosphäre so ziemlich den höchsten Grad erreicht habe.

Ein leises, glühendes Lüftchen nur wehte landwärts, die Maschine des Dampfers arbeitete daher nicht mit voller Kraft, sondern alle Segel waren beigesetzt, die Maschine zu schonen.

Der Rauch, welcher dem Schlotte rabenschwarz entquirlte, ward durch die Sonnenglut niedergedrückt, und von der schwachen Brise*) so tief

*) Brise, leichter Wind.

über's Verdeck getrieben, daß er die Passagiere letzter Classe, die dort am Bugspriet *) standen, und die Seeleute, die daselbst der Befehle des Steuermanns harrten, fast verschwinden ließ.

Matrosen standen an den Geitauen und Gordings **) der Segel, auf den Wevelingen ***) und Raaen, bereit zum Aufgeien und Festmachen der Mars- und Bram-, zum Herablassen der Gaffel- und Stagsegel.

Ueber das erhöhte Hinterdeck war ein sogenanntes Sonnenzelt ausgespannt. Die Passagiere der ersten Cajüte standen oder saßen darunter — einige Damen und eine größere Anzahl Herren.

Jetzt schoß der Dampfer an der zur Linken liegenden Insel Sacrificios hin, deren Castell San Juan d'Ulloa auf seinen verwitterten Mauern noch die Spuren der Beschießung durch die Franzosen im Jahre 1838 trägt. In gleichem Augenblicke, als sich das Fort der Seite des Dampfers gegenüber befand, blitzte ein Feuerschein am Bugspriet des Schiffes auf, löste sich eine weißgraue Rauchwolke von dort ab und erschütterte ein Knall einen Moment lang Seitenwände und Verdeck, einen

---

*) Bugspriet, schräger Mast am Schiff.

**) Geitaue und Gordings, Benennungen von Tauen, mit denen die Segel aufgezogen werden

***) Weveling, Strickleiter.

Theil der Passagiere erschreckend — der Triton hatte das Fort salutirt.

Die Besatzung der nächsten Schanze ließ die Artigkeit nicht unerwiedert, sie antwortete sofort durch einen Kanonenschuß. Der Dampfer brauste dem Landungsplatze zu, während der Steuermann an der Seite des Capitäns vom Radkasten herab den Matrosen den Befehl zum Reefen der Segel gab und dem Manne am Helm die Ordre zurief, das Schiff zum Beilegen zu wenden. Schrillpfeifender Dampf entströmte dem Ventil nächst dem Tender, langsam näherte sich das Schiff dem kleinen Damme der garita — Thor und Zollamt — wo Hafenarbeiter, cargadores, wie die Lastträger heißen, Lohndiener und allerlei Volk einander drängten, vor Allem jene zerlumpten Bursche mit Galgengesichtern, jene Lazzaroni Mexico's, die sich schon in jedem Städtchen des Landes finden, die vagabundirenden leperos. Auch arrieros, die braunen Maulthiertreiber in ihrer eigenthümlichen nationalen Tracht — die mit Knöpfen übersäete Jacke, die bis zum Knie geschlitzten und ebenfalls vielknöpfigen ledernen calzoneras, der rothe Gürtel, das lange Messer, der breitrandige gold- oder silberbordirte Hut — standen hier und dort, auf den Fang der Reisenden bedacht, die etwa ohne Aufenthalt weiter in's Land hinein zu pilgern beabsichtigten.

Als so der Dampfer langsam dem Landungsperron zuschaukelte, stand eine Dame unter dem Zelt des Hinterdeckes, halb an die Regelinge*) des Schiffes, halb an einen jungen Mann gelehnt.

Die Dame mochte etwa achtzehn Jahre alt sein. Das bläulich schwarze Haar und der dunkle Teint des regelmäßig schönen Antlitzes verriethen die Creolin. Die Züge dieses Angesichtes waren kühn und stolz und hatten den charakteristischen spanischen Schnitt, das dunkle Auge blitzte in jener Glut, die nur den Blicken der Eingebornen Mexico's eigen ist.

Der junge Mann an ihrer Seite dagegen hatte nichts Castilianisches in seinem Wesen, obwohl sich auch seine Wangen gebräunt zeigten, denn die großen Augen waren blau, das leichtgekräuselte Haar und der feine Schnurrbart blond. Er war ein schöner Mann von etwa siebenundzwanzig Jahren und sowohl schlank wie hochgewachsen, während der Wuchs seiner Gefährtin kaum die Mittelgröße erreichte.

Das anmuthige Paar trug elegante Reisekleider, man sah es der Haltung der jungen Leute an, daß sie der wohlhabenden, bevorzugten Classe angehörten. Aber man brauchte auch eben kein

---

*) Regeling, obere Schanzverkleidung oder Einfassung des Bordes.

besonderer Menschenkenner zu sein, um zugleich zu errathen, daß der blonde Herr und die reizende Mexicanerin erst seit Kurzem einander angetraut seien, die Hingebung und Zärtlichkeit, welche sie in Blick und Miene für einander hatten, verkündete dies deutlich.

An der linken Seite des jungen Mannes stand ein behäbig aussehender, corpulenter Herr, augenscheinlich ein Creole. Er hatte völlig weißes Haar, aber Schnurrbart und Augenbrauen waren noch schwarz. Er trug sich so elegant wie das Paar, welches neben ihm stand, auch seine Haltung war vornehm, trotz des beträchtlichen Umfanges, den sein Körper zeigte, und die Vertraulichkeit, mit der er auf die schöne Mexicanerin blickte, sowie die ersten Worte, welche er jetzt zu ihr sprach, nachdem der Schuß verhallt war, den das Castell gesendet hatte, bewiesen, daß er zu dem Paare gehöre.

„Du glaubst also nicht, Manuela," sagte er — „daß wir dieses Fiebernest Vera-Cruz wieder vor morgen mit Tagesanbruch werden verlassen können? Du weißt, was man uns erzählt hat, als wir in Jamaica anlangten, — das gelbe Fieber soll seit Kurzem so furchtbar überall an der Küste hier wüthen, daß die Mehrzahl der Vera-Cruzer sich nach Jalapa hinauf hat flüchten müssen!"

Die junge Mexicanerin lächelte.

„Um uns vor dem gelben Fieber zu schützen, Vater," antwortete sie, „wollen Sie also, daß wir bei dieser entsetzlichen Hitze in der Sandwüste ersticken? Da wir alle Drei das Fieber nicht fürchten, so wird es uns auch nichts anhaben. Brechen wir morgen in der Frühe schon um zwei oder drei Uhr auf, wenn Sie wollen!"

„Aber Dein Mann ist ein Deutscher, und Du weißt, daß für den Ausländer dieses Clima gefährlicher ist, als für uns Eingeborne!" bemerkte der Vater.

„Carlos hat die Hitze längs der Küste mehr zu fürchten, als einige Stunden Aufenthalts in dieser allerdings trostlosen Stadt," versetzte die junge Frau.

Und während sie also sprach, blickte sie mit einem Gemisch von Zärtlichkeit und Besorgniß auf ihren blonden Gefährten.

„Wie? Komme ich das Erstemal nach Mejico?" rief dieser lachend — „hat meine gute Natur nicht in Brasilien, auf Panama und gerade hier in Vera-Cruz schon längst die Feuerprobe bestanden? Daß zwischen meinem damaligen Aufenthalt in der heißen Zone und meinem jetzigen Erscheinen hier zwei Jahre liegen, was will das sagen? Manuelita hat recht, wir werden besser thun, in Vera-Cruz zu bleiben!"

„So sei es denn!“ brummte der alte Herr vor sich hin, augenscheinlich mehr seinethalben als der Andern wegen beunruhigt.

Die kurze Unterhaltung war in spanischer Sprache geführt worden, in der Sprache des Landes, die der junge Deutsche geläufig, wenn auch mit einem etwas fremdartigen Accent sprach.

Jetzt schwiegen die Drei und schauten mit jener Erwartung zu dem Landungsperron hinüber, die Denjenigen erfüllt, der nach längerer Seereise Land erblickt, mag dieses Land auch, wie die öde Gegend um Vera-Cruz, den grauenvollen Beinamen „Küste des Todes“ führen.

Und nun war der Dampfer am Ziel. Capitän und Steuermann verließen den Radkasten, die Matrosen, deren Arbeit bei den Segeln in der Taakelasche bereits vollendet war, glitten an den Wevelingen herab, während die vom Bord zum Perron geschleuderten Trossen*) dort von Hafenarbeitern angeholt und um die Pfosten geschlagen wurden, das Schiff an die Seite zu ziehen. Auf dem Verdeck herrschte ein Durcheinander, denn Alles drängte sich jetzt, mit Reisetaschen und allerlei Dingen beladen, zu den Passagiergütern, die bereits in der Frühe auf Deck waren geschafft worden und dort hinter dem riesigen Tender unter

*) Trossen, dicke Taue.

einer darüber gebreiteten Persenning*) lagen. Und dieses Gewühl ward im nächsten Augenblick durch alle Diejenigen vermehrt, welche über das vom Perron zum Schiff geschobene Brett eilten, ihre Dienste den Ankömmlingen anzubieten. Trotz der unerträglichen Hitze zeigte sich Alles rührig, denn Jeder trachtete danach, sobald wie möglich der versengenden Glut dieser senkrecht niederfallenden Sonnenstrahlen entrinnen zu können.

Der junge Deutsche hatte seine Gattin der Obhut ihres Vaters überlassen, und während diese Beiden sich unter dem Sonnenzelte des Hinterdeckes zurückhielten, besorgte er, hinlänglich mit dem Brauche in überseeischen Häfen vertraut, das Nöthige zur raschen Uebersiedlung vom Dampfer in's meson, wie die Gasthöfe in Mexico heißen. Mit Hülfe von Manuela's Zofe, einer braunen Mestize, die jetzt neben dem Gatten ihrer Herrin auftauchte, ward die Bagage gefunden und einigen Cargadores überliefert. Dann ging es fort, die junge Frau am Arm des Vaters, ihr Gatte und das Mestizenmädchen die Cargadores mit dem Gepäck überwachend, denn ehrlich ist von den Dienste Leistenden nur der, welcher überwacht wird. Bald waren am Zollhause die officiellen Nachforschungen abgethan, an der Garita die Pässe vorgewie-

*) Persenning, getheertes Segeltuch.

sen, und nun ging es in's Innere der Stadt hinein, bei athemraubender Sonnenglut über den großen unreinlichen Platz hinweg, der sich baum- und schattenlos unmittelbar hinter der Garita bis zu den Straßen ausdehnt.

Diese Straßen waren wie ausgestorben, die Oede derselben bildete einen seltsamen Gegensatz zu dem Gewühle am Dampfer.

Die breiten, menschenleeren, durch Unrath verpesteten Gassen, in denen hie und dort nur ein Hund dahinschlich oder eine Schaar von Zopilotes, die Aasgeier Mexico's, ihr Wesen trieb, bot einen trübseligen Anblick dar. Von den flachen Dächern der schmutzgrauen Häuser mit der alterthümlich spanischen Bauart tönte dann und wann der heisere Schrei solcher Geier herab, und ward von der Straße aus durch Hundegeheul erwiedert, sonst herrschte dumpfe Stille. Menschliches Leben und Treiben war in dieser Tageszeit in das Innerste der Häuser geflohen, deren Jalousien und Thüren sich fest verschlossen zeigten.

Der kleine Trupp Menschen — der alte Creole, seine Tochter, ihr Gatte, die Dienerin und die Cargadores — erreichte die plaza mayor, den Hauptplatz der Stadt, an dem der Gasthof lag. Dort herum nur zeigte sich nothdürftig einiges Leben. Am Meson standen Arrieros, Maulthiere und einige Pferde, da und dort schlichen verkom-

mene, verdächtige Gestalten, Leperos lungerten am Hausthor, und aus dem alten Gebäude, das in Europa kein Hôtel, sondern höchstens ein Einkehrhaus für Fuhrleute gewesen wäre, ließ sich das gewöhnliche Geräusch solcher Orte vernehmen.

„Eine herrliche Aussicht für den, der von Paris und London kommt!" seufzte der dicke Herr, als er mit den Anderen in den Thorweg trat.

„Aber wir sind wenigstens auf dem Wege nach Mejico, Vater, und das ist schöner als Paris und London zusammengenommen!" rief die junge Frau laut und mit blitzenden Augen.

„Das heiße ich patriotisch gesprochen, Señora! Unsere liebe Frau von Guadelupe segne Sie dafür!" rief jetzt ein breitschulteriger Herr mit sonorer Baßstimme, der weiter im Hausgange neben einem Arriero stand, und zwar so, daß er den eintretenden Reisenden den Rücken zugewendet hielt.

Und nun er die Aeußerung der jungen Frau so lebhaft und herzlich erwiedert hatte, drehte er sich rasch gegen die Nähertretenden herum.

Beim Anblick dieses Mannes, der ein kräftiger Sechziger mit freimüthigen, energischen Zügen und großem Schnurrbart war, und der sich, trotz der fast unerträglichen Hitze, nach der Sitte aller Mexicaner von den Füßen bis unter das Kinn

in eine capa*) vom feinsten Tuche eingehüllt hatte, wechselte die junge Frau des Deutschen plötzlich die Farbe.

Der alte Herr, ihr Vater, aber stieß einen Freudenruf aus, als er die wohlwollenden, scharf markirten Züge des Mannes erblickte, die jetzt Ueberraschung ausdrückten.

„Bustamente!“ rief er — „Du hier? Das trifft sich herrlich!“

Und er schloß den breitschulterigen Herrn in seine Arme, bevor dieser noch Zeit gehabt hatte, sich aus seiner Capa herauszuwickeln.

Während so der Vater der jungen Frau sich freudig überrascht zeigte, war diese augenscheinlich beklommen, ja gewissermaßen für einen Moment bestürzt.

Ihr Gatte sah sie erblassen.

„Was ist Dir, Manuelita?“ fragte er besorgt.

„Nichts!“ entgegnete Manuela und begrüßte den Herrn in der Capa lächelnd.

Sie beherrschte sich wieder vollkommen.

Der Herr aber, welcher Bustamente genannt worden war, fand nun endlich Gelegenheit, seinen mit Sammet ausgelegten spanischen Mantel auseinander zu schlagen, Manuela und ihrem Vater die Hand zu drücken.

---

*) capa, spanischer Mantel.

„Ich erwartete wahrlich nicht, dem Don Pérez de Guijar und seiner liebenswürdigen Tochter hier zu begegnen," rief er — „obwohl man mir kurz vor meiner Abreise von Mejico sagte, daß Briefe von Euch aus Europa angelangt seien, die Eure baldige Rückkunft in Aussicht stellten."

„Freilich, und ich schrieb obendrein der Tante Josefita und Ihrer Concepcion mit ziemlicher Bestimmtheit den Tag, an welchem wir mit dem Triton von London abreisen würden, wie es denn auch so gekommen ist!" versetzte die junge Frau, jetzt anscheinend ohne Verlegenheit und in fröhlichem Ton. — „Wie geht es meiner lieben Freundin, der muntern Concepcion," — fragte sie alsdann — „und wie sieht es in Ihrem und unserem Hause, und bei Verwandten und Freunden aus, Don Lôpez?"

„Als ich Mejico vor acht Tagen verließ, um in Puebla, Jalapa und hier einige Angelegenheiten abzuthun," antwortete der Befragte, „befand sich Alles wohl und war Alles in bester Ordnung, auch in der Straße San Francisco, wo die Tante Josefita statt Eurer nun schon so lange hat residiren müssen. Aber ich vergaß — leider bin ich bisweilen jetzt so vergeßlich —" fuhr er fort, indem ein düsterer Ausdruck flüchtig über seine Züge glitt, und dann wieder einem wohlwollenden Lächeln Platz machte — „ja, ja, wie konnte ich nur

vergessen, was mir mein Kind, meine Concepcion, mitgetheilt hat! Deine Manuelita, Freund Pérez, hat ja nicht allein fremde Länder und Sitten gesehen, sondern sich auch sogar — trotz ihres patriotischen Gefühles, von dem ich vorhin eine Probe erhalten, — dort in eine Ausländerin umgewandelt!"

Die junge Frau ward sichtlich einen Moment verwirrt; sie erröthete tief. Aber sie faßte sich sogleich.

„Sie fehlen im Ausdruck, Don Lôpez," sagte sie lächelnd — „ich bin Mejicanerin mit Leib und Seele geblieben, aber ich stehe im Begriff, einen Ausländer in einen Mejicaner zu verwandeln! Hier steht mein Gatte!"

Mit einem gewissen Stolz und einer mehr erkünstelten als wahrhaften Entschiedenheit ergriff Manuela die Hand des schönen jungen Blondins, der während des Gespräches, das soeben stattgefunden hatte, rücksichtsvoll im Hintergrunde an der Wand des Thorweges stehen geblieben war.

Jetzt trat er einen Schritt näher und grüßte mit artiger Zuversicht.

„Mein Schwiegersohn, Don Carlos de Wagner, aus Hamburg, den wir vor vier Monaten in Paris kennen zu lernen das Glück hatten, ein junger Mann von vielen ausgezeichneten Eigen-

schaften, gran negociante*) und gesonnen, sich in unserem Mejico zu etabliren!“ erläuterte Don Pérez mit jener echt spanischen Grandezza, welche der Creole bei gewissen Gelegenheiten noch gern zur Schau trägt.

Don Pérez hatte das deutsche „Herr Carl Wagner“ in das dem alten Freunde verständlichere und für den Mexicaner hochtönendere „Don Carlos de Wagner“ umgeformt.

Bustamente starrte den ihm also vorgestellten jungen Deutschen einige Augenblicke auf eine fast befremdliche Art an, während das Antlitz der Tochter des Don Pérez, die verstohlen den Gesichtsausdruck des Don López auszuforschen schien, eine lebhaftere, innere Erregung verrieth, und selbst die Züge des Schwiegervaters unseres Deutschen offenbarten, daß der alte Herr sich bei dieser Vorstellung ein wenig genirt fühle.

Wen mag diese eigenthümliche, gewaltsam zurückgehaltene Erregung der beiden alten Herren und der jungen Frau wundern, wenn er den Grund derselben erfahren? Und dieser war folgender.

Bustamente's einziger Sohn Rodriguez war noch vor einem Jahre der Verlobte Manuela's. Der junge Bustamente besaß alle jene, den Creo-

*) gran negociante, großer Geschäftsmann.

len charakterisirenden Eigenschaften, wodurch sich so viele junge vornehme Mexicaner zu Grunde richten, im höchsten Grade. Kaum der Knabenzeit entwachsen, hatte er sich schon allen Ausschweifungen der jungen Leute seines Standes hingegeben, war ein Verschwender geworden, ein leidenschaftlicher Spieler, ein Mädchenjäger. Gewandt und schön, sowie kühn in Allem, was er unternahm, hatte er den Blick Manuela's auf sich gelenkt, und zwar nicht absichtslos, denn war er, der charakterlose Mensch, der fast übersättigte jugendliche Roué, auch nicht mehr fähig, eine tiefe, aufrichtige Leidenschaft für irgend ein weibliches Wesen zu empfinden, so hatten die Reize Manuela's seine Sinne doch derart entflammt, daß sie für ihn der Gegenstand seiner heißesten Wünsche geworden war. Die Tochter de Guijar's, von Rodriguez umflattert, verliebte sich in diesen, wie eben ein junges Mädchen sich ohne sonderliche Ueberlegung in den Ersten zu verlieben pflegt, der ihr interessant erscheint und ihr zugleich Huldigungen darbringt. Rodriguez, dem es nur darum zu thun war, das Mädchen zu verführen, stieß auf Widerstand bei ihr, und da er sich zugeschworen hatte, daß das reizende Kind sein werden müsse, so blieb ihm, auch schon der Freundschaft ihrer beiderseitigen Väter halber, nichts anderes übrig, als um die Hand Manuela's anzu-

halten. Diesem war wohl etwas von dem Leichtsinne des jungen Bustamente zu Ohren gekommen, auch de Guijar kannte einen Theil des schlechten Rufes, den Rodriguez in der Hauptstadt hatte, und der alte Bustamente verhehlte ihnen nicht, daß er seinen thörichten, flatterhaften Sohn nicht für die liebe Tochter seines treuen Freundes geeignet halte, dennoch gingen sie Alle auf den Heiratsplan ein, welchen Rodriguez leidenschaftlich verfolgte, — Manuela sagte sich, sie werde schon wissen, den Flüchtigen dauernd an sich zu fesseln, und die alten Herren raunten einander dasselbe zu. Die Liebe und eine glückliche Ehe werden ihn bessern! hieß es. Die jungen Leute wurden verlobt. Aber es war eben nicht die Liebe, was Manuela und Rodriguez für einander fühlten. Sein Verhältniß zu der Tochter de Guijar's hinderte den Leichtsinnigen nicht daran, wilde Zechgelage aufzusuchen, sich durch das monte, das Lieblingshazardspiel der Mexicaner, in eine Schuldenlast zu stürzen und galanten Abenteuern nachzugehen, die zu Raufhändeln auf Degen und Revolver führten. Bald hatte der junge Thor sich und seine Braut compromittirt, ihr Herz sich völlig entfremdet, so daß es zu einem Bruche kam und die Verlobung aufgehoben ward. Wenige Wochen nach dieser Catastrophe erstach der Unverbesserliche den Sohn des Staatssecretärs in einem Duelle,

das einer Buhlerin halber angezettelt worden, und entfloh aus der Hauptstadt, die Rache des Mannes fürchtend, der um diese Zeit die rechte Hand des Präsidenten Juarez war. Rodriguez kehrte heimlich in das Vaterhaus zurück, aber Bustamente wies seinem Sohne empört die Thür; der Tollkühne kletterte nächtlicher Weile im, eine Stunde von der Hauptstadt entfernten Tacubaya, wo Guijar eine schöne villegiatura, ein prächtiges Landhaus besaß, zu dem Fenster Manuela's empor, doch diese rief voll Abscheu die Diener zu ihrer Hülfe herbei. Rodriguez floh, aber nicht ohne zuvor in rasender Leidenschaftlichkeit, die das sonst energische Mädchen mit Entsetzen erfüllte, der ehemaligen Braut zuzurufen: „Du wirst doch mein, sei's früher oder später!“ — Von da ab schien Rodriguez spurlos verschwunden zu sein, aber es hieß, er weile in der Hauptstadt und deren Umgebung, und verkehre mit verdächtigem Gesindel. Aus diesem Grunde hatte der Vater Manuela's mit seiner Tochter eine Reise nach Europa angetreten, um das Mädchen zu zerstreuen und aus der Nähe des jungen Bustamente fortzuführen, hoffend, dieser werde inzwischen ein klägliches Ende finden, oder wenigstens den Gedanken an Manuela aufgeben.

Und nun so plötzlich und unerwartet im Hausgange eines Meson von Vera-Cruz Don López

dem Freunde und dessen Tochter gegenüber stand, diese glücklich, vermält nach ihrem Herzen, in das die wahre, leidenschaftliche Liebe eingezogen war, mußte da nicht eine beklemmende Empfindung alle Drei erfüllen, mußten sie da nicht alle Drei des unglücklichen Leichtsinnigen gedenken, den sein verdientes Schicksal vielleicht jetzt schon erreicht hatte, und des ehemaligen Verhältnisses zu einander, das so schmählich zerstört worden war? Mußte da nicht Jeder von ihnen sich sagen, daß sein Erscheinen in dem Anderen Erinnerungen wachrufe, die besser in der tiefsten Tiefe der Brust begraben blieben?

Aber dieser beklemmende Zustand dauerte nur momentan, und nicht so lange, daß der neben ihnen stehende Wagner, der arglos vom Einen zum Anderen schaute, hätte errathen können, wie hier ein Begegnen von Menschen stattfinde, deren Freude des Wiedersehens ein düsterer Gedanke abschwäche. Und wie hätte er vollends eine Ahnung davon haben können, daß seine Gegenwart gewissermaßen dazu beitragen mußte, dieses Wiedersehen im ersten Augenblick um so peinlicher zu machen?

Manuela hatte ihm also nichts von ihrem früheren Verhältnisse gesagt. Weßhalb nicht, ist unschwer zu erklären. Hatte es gegolten, eine unglückliche Liebe zu verschweigen? Nein. Diese

würde sie freimüthig und stolz, ja gewissermaßen herausfordernd bekannt haben. Aber ein Verhältniß beichten, in dem ihr Herz nicht betheiligt gewesen, wie sie hinterher sich sagen mußte, bekennen, daß sie zugleich sich getäuscht und daneben vernachlässigt und betrogen worden, daß sie nicht Macht genug besessen, einen leichtfertigen Dandy zu fesseln, das war zu viel für sie gewesen, da sie doch immer, trotz ihrer besseren Gefühle, eine Creolin war, das heißt eine heißblütige, stolze, eitle, hochherzige, sinnliche, aufopfernde, verwöhnte, oft grausam listige und zugleich offene Natur, Alles nach Umständen und Alles durch jene seltsame Erziehungsmethode der Creolen, die ihre Kinder körperlich in Einem hin verweichlichen und abhärten, und in geistiger Beziehung sorglos frühzeitig sich selber oder der Dienerschaft überlassen, die dem verschlagenen, wollustdurstigen, trägen und selbstsüchtigen Mestizencharakter Ehre zu machen pflegt. Manuela war besser als Tausende ihrer Abstammung, und dieses Bessere verdankte sie ihrem Instincte für das Edle; nichtsdestoweniger blieb sie doch ein Kind ihrer Race.

Und Eins noch, warum sie gegen Wagner von ihrem früheren Verhältnisse geschwiegen. Sie war es, die den Gatten überredet hatte, mit ihr nach Mexico zu übersiedeln. Hätte er um ihr ehemaliges Verhältniß zu Rodriguez gewußt, würde er

da nicht, so sagte sie sich, haben denken können, sie trachte nach der Heimat, um dort zu leben, wo sich ihr vormaliger Bräutigam aufhalte?

Mag eine Creolin edel und gut sein, an das blinde Vertrauen des Mannes zum Weibe glaubt sie nicht, denn ist sie nicht in einem Lande aufgewachsen, wo der Mann sein Weib mit dem Dolche bewacht, falls er sie liebt?

Wie anders denkt und fühlt da die Deutsche! Und doch wie weit traut ihr der Geliebte und Gatte von heutzutage? Nicht weiter als — sich selbst.

Don López starrte, wie gesagt, dem Schwiegersohne seines Freundes in die schönen, offenen Züge. Dann, durch die Freimüthigkeit derselben sichtlich angezogen, hielt er dem jungen Manne mit leuchtendem Blicke die Hand hin und sagte kurzweg, ohne die castilische Gravität, mit der ihm Don Pérez den Gatten Manuela's vorgestellt hatte:

„Ich schätze mich glücklich, auf der Reise nach Mejico, die wir doch nun miteinander machen werden, einen Mann kennen zu lernen, der unser Landsmann werden will, und vorläufig den Anfang damit gemacht hat, das Herz der kleinen Hexe dort zu erobern, was zuvor noch Keinem hat gelingen wollen, und ich mir so schwierig gedacht habe —" fügte er lächelnd hinzu — „als die Eroberung unseres Landes sein muß! Doch

sage mir, Freund Pérez, wann gedenkt Ihr zu reisen?"

„Morgen, mit Tagesanbruch."

„Vergeßt nicht, Freunde, daß es hier herum heißt: En tierra caliente ni caballos ni gente!" *)

„Manuela ist von der Seereise erschöpft!" brummte Don Pérez mit unerquicklicher Miene.

„Nun gut," versetzte Don López — „ich habe noch heute fort wollen, ich werde bleiben. Machen wir mit einander die Foltern der hiesigen Küche durch, Du darfst Dir nicht viel davon versprechen, Freund Pérez. Der vereinte Dampf unserer Cigarritos soll uns hier bis morgen das gelbe Fieber vom Leibe halten. Laßt Euch Euere Zimmer anweisen, — ich sage Euch, sie sind herzlich schlecht — dort steht schon der Wirth und macht seine Complimente. Doch zuvor noch sage mir, wie steht es um unsere Angelegenheiten mit dem Auslande? Hast Du in Paris Almonte gesehen, den Landesverräther, den verkappten Jesuiten?"

„Nein," antwortete Don Pérez finster, — „aber in London hat man mir gesagt, England, Spanien und Frankreich beabsichtigten, unter dem Vorwande, ihre angeblichen Forderungen einzutreiben, einen Vertrag mit einander abzuschließen, laut dessen eine vereinigte Flotte nach Vera-Cruz

*) Für die heiße Erde weder Leute noch Pferde.

absegeln solle. Eins dieser Schiffe soll uns den Almonte bringen —"

„Ich errathe!" unterbrach ihn Don López mit schneidender Schärfe, indem sein noch soeben wohlwollendes Antlitz einen strengen, ehernen Ausdruck annahm. — „Man möchte aus unserer Hauptstadt Mejico ein zweites Rom machen! Was weiter?"

Und der breitschulterige alte Herr lachte hell auf.

„Was weiter?" brummte Don Pérez. — „Wäre das nicht genug? Du lachst?!"

„Ich lache," versetzte Don López — „weil ich denke, die vereinigten Helden werden in unseren Bergen die Rolle jenes alten Weibes spielen, welche sich einmischen wollte, als Mann und Frau einander in den Haaren lagen. — Mann und Frau fielen über das alte Weib her, und schickten sie jämmerlich zersaust heim. Doch still, hier in diesem Höllen-Vera-Cruz sollen der Schurke Almonte und der Pfaffe Miranda Spionengesindel haben, und unter den Javachos*) sind so gut wie bei uns Kerle, die sich ohne Weiteres dazu hergeben, einige Leute unserer Gesinnungsart aus dem Wege zu räumen. Sieh' nur, dort schnuppert schon verdächtiges Gesindel um uns herum. Ist es doch so weit mit uns gekommen, daß der Bruder

*) Die Bewohner der Ostküste Mexico's werden von den Creolen so genannt.

dem Bruder, der Vater dem Sohne nicht mehr trauen darf!"

Die letzten Worte sprach Don López mit verbissenem Schmerz. Seine Stimme hatte einen seltsamen, eigenthümlich zitternden Klang.

Einige der Leperos, welche am Portale des Hauses gelungert und sich allmälig herangeschlichen hatten, streckten ihm jetzt bittend ihre schmutzigen Fäuste entgegen.

Don López wendete sich finster ab. Wagner warf den Vagabunden einige tlacos*) zu.

Die Leperos murmelten ihr: Dios se lo pague!**)

Don López aber sagte, jetzt wieder lächelnd, zu dem Vater Manuela's und dem jungen Paare.

„Gehen wir, die Cargadores sind schon mit Eueren Sachen voran. Ueber unser armes Vaterland läßt sich nur bei verschlossenen Thüren reden. Ich sende Euch später meinen Arriero, das Nöthige für morgen mit Euch zu verabreden, und dann komme ich selber. So gedulden wir uns denn bis morgen vor Tagesanbruch in dieser — ciudad de la muerte!"***)

---

*) Ein tlaco ist etwa $1\frac{1}{4}$ Silbergroschen.
**) Gott lohn's!
***) Stadt des Todes!

Die kleine Reisegesellschaft schritt dem Inneren des Hauses zu.

An dem Thorwege desselben aber trat einer der Leperos zu einem anderen.

„Hast Du's gehört?“ flüsterte er. — „Vor Tagesanbruch. Es sind schon die, welche uns Don Rodriguez bezeichnet hat.“

„Suchen wir ihn auf,“ entgegnete der Andere, ebenfalls flüsternd — „er wartet auf uns in der fonda del murciégalo!“ *)

Die beiden Leperos entfernten sich eilig.

II.

Noch war am Morgen nach den vorstehenden Ereignissen die Sonne nicht am fernen Horizont des Meeres aufgetaucht, als ein Chinchorro, wie man in Mexico einen Zug Maulthiere nennt, die Stadt Vera-Cruz verließ.

Es war das ein atajo de mulos, fünfundzwanzig Lastthiere, von einem Oberknechte und fünf Arrieros geleitet. Voran ritt, wie das bei

*) Gasthaus zur Fledermaus.

solchen Atajo's üblich, ein Knabe auf einer scheckigen Stute, die eine Glocke am Halse trug. Der voranklingelnden Stute folgen die mit Waaren beladenen Maulthiere willig überall hin. Diese Thiere tragen eine Last von ungefähr 400 Pfunden oder sechzehn mexicanischen Arrobas, sollen sie aber im Verein mit Pferden ihre Tagereise machen, also rascher vorwärts, dann packt man ihnen nur 200 Pfund auf. Solche Tagereisen sind nicht sehr lang, man legt nie mehr als fünf bis sechs Leguas zurück, aber nirgend wird während des Marsches angehalten.

Dem Atajo, der an diesem Morgen die Küstenstadt verließ, um sich auf der Hauptstraße über Orizaba und Puebla nach Mexico zu begeben, hatte sich ein kleiner Zug angeschlossen.

Zwei Maulthiere gingen eins hinter dem anderen, und trugen zwischen sich eine Sänfte, die an Stangen hing, welche am Geschirr der Thiere befestigt waren.

In der Sänfte saß eine junge Dame.

Neben dieser Sänfte ritt ein junger Mann in leichten Nankingkleidern, den breiten sombrero*) auf die blonden Locken gedrückt, ein kleines, munteres mexicanisches Pferd.

Der junge Mann war gut bewaffnet. Er

*) Strohhut.

trug einen Dragonersäbel an der Seite und hatte eine mehrläufige Flinte am Rücken herabhängen; aus den Halftern des altmodischen, spanischen Sattels, auf dem er saß, schauten zur Rechten und Linken des Pferdehalses Pistolenkolben hervor.

Die junge Dame unterhielt sich am offenen Fenster der Sänfte mit dem Reiter, der stets ein Lächeln und einen zärtlichen Blick für die schöne Plauderin hatte.

Hinter den Maulthieren, welche die Sänfte trugen, ritten zwei ältliche Herren, der dicke und weißhaarige in bequemer französischer Sommertracht auf einem Maulthier, der andere dagegen, der breitschulterige und augenscheinlich rüstigere von den Beiden, auf einem Pferde und in der Reisekleidung vornehmer hacendados*) — breitrandiger Hut mit bunter Schnur, weit umgeschlagener Hemdkragen, vom seidenen bunten Halstuche leicht gehalten, über die Schultern die Serape geworfen, die buntgewirkte Decke, am Schlitz, durch welchen beim Regenwetter der Kopf gesteckt wird, mit Gold- und Silberfransen eingefaßt, ferner kurze Jacke von feinem, braunen Tuch mit Stickerei und vielen silbernen Knöpfen, bis zum Knie geschlitztes Beinkleid von gleichem Stoff, ebenfalls gestickt

*) Gutsbesitzer.

und mit Silberknöpfen besetzt, darunter hervorschauend und bis zu den riesig bespornten Halbstiefeln hinabreichend das feine weiße und faltige Unterbeinkleid.

Diese beiden ältlichen, ebenfalls mit einander plaudernden Herren waren, wie der junge Mann, wohlbewaffnet.

Hinter ihnen folgten drei mit Reisegepäck beladene Maulthiere.

Den Schluß dieses kleinen Zuges, neben dem zwei Arrieros einhertrabten, bildeten eine Dienerin auf einem Maulthier und zwei kräftige und gut bewaffnete Mestizen zu Pferde, unstreitig die mozos oder Burschen der Reisenden.

Diese wird der Leser bereits erkannt haben — Señora Manuela mit ihrem deutschen Gatten, Don Pérez de Guijar, Don López Bustamente, Crispina, die Zofe der jungen Frau.

Von den Mozos war der rechts reitende der Diener José, des Don López, der andere ein junger Mensch, der erst am Abend zuvor von Wagner war in den Dienst genommen worden. Der Wirth hatte diesen Burschen, der sich Francisco oder, nach mexicanischem Brauch abgekürzt, Pacho nannte, mit großer Wärme und vielen Betheuerungen seiner Rechtlichkeit und Zuverlässigkeit empfohlen.

Das Antlitz dieses Burschen rechtfertigte die

Empfehlung nicht sonderlich, es hatte einen verwegenen Ausdruck. Auch der unstäte Blick der kleinen schwarzen Augen Pacho's war keineswegs Vertrauen erweckend, denn er schien Tücke und Verschlagenheit zu verrathen. Wagner hatte den Mestizen aber dennoch als Mozo engagirt, weil ihm während der kurzen Dauer seines Aufenthaltes in Vera-Cruz keine Zeit blieb, einen Burschen zu suchen, dem er besser als dem Pacho, nach seinem Aussehen zu urtheilen, glaubte vertrauen zu dürfen. Und ohne einen eigenen Mozo reist es sich noch schlechter als gewöhnlich in Mexico. Uebrigens zeigte sich Pacho anstellig, gewandt und zuvorkommend mit fast kriechender Höflichkeit.

Wagner hatte sein Pferd und das Pacho's in Vera-Cruz gekauft, und auch die Waffen für den Burschen. Die kleine Reisegesellschaft hätte ohne weitere Umstände mit der Post nach Mexico reisen können, da aber die diligencia nur dreimal wöchentlich geht, so hätte man in der ciudad de la muerte, in der zur Zeit das gelbe Fieber furchtbar grassirte, noch einen Tag bleiben müssen. So hatten sie es denn vorgezogen, sich auszurüsten und dem Atajo bis auf Weiteres anzuschließen. Fröhlich traten sie Alle die beschwerliche Reise an, waren sie doch von den Folgen der Pestausdünstungen dieser traurigen Stadt, der sie jetzt den Rücken wandten, verschont geblieben.

Der Zug ging am Meeresstrande entlang. Die Maulthiere versanken bei jedem Tritte einen Fuß tief in den Sand, der fast glühend heiß war, trotzdem das Morgenroth erst den fernen Horizont röthete.

Landeinwärts in dieser Einöde ohne Gras und Strauch zeigte sich nichts was Leben hatte, und an der sandigen Küste, welche der gleichmäßige Wellenschlag des Meeres bespülte, erblickte man nur hier und dort über Seetang, langsam rückwärts wandernden großen Krabben, an's Ufer geworfenen Muscheln und allerlei faulenden Meergewächsen hinweghüpfend, den nach Mollusken haschenden Strandläufer, oder den grauen Pelikan, der beim Herannahen des Zuges schwerfällig die Flügel ausbreitete, eine Strecke weiter in die Flut zu tauchen.

Nach einer Stunde bog die scheckige Stute links in die Hauptstraße Mexico's ein, der Atajo und und sein Anhängsel folgten, von den Rufen der die Maulthiere anfmunternden Arrieros begleitet. Fünf Stunden später erst, nach trostlosem Marsche durch die unwirthbare, strauchlose Gegend, erreichte der Zug die Tienda des Dörfchens Santa Fe, hinter dem die Vegetation ziemlich reich, freundlich und einladend beginnt.

Der Atajo hielt nicht an, da der Tagesmarsch in dem nächsten Dorfe, Passo de Ovejas, erst be-

endet sein sollte, und die Arrieros, wie früher bereits erwähnt, nur an ihren Parajes oder Stationsplätzen rasten.

Auch Don López und Don Pérez waren entschlossen weiterzugehen.

„Diese Schenke hier sieht elend genug aus," sagte der Letztere, der Hauptfeinschmecker der Gesellschaft, — „was wird man uns hier für eine Mittagstafel bieten können? Die Javachos wissen nicht einmal in ihren Stadthotels ein Mahl herzustellen! Holla, Mariquita oder Felipa, oder wie Ihr sonst heißen möget," — rief er von seinem derben Maulthiere herab einem Weibsbilde zu, das in der Thür der Tienda stand, und einigen der Arrieros in aller Eile ein Glas Tepache reichte, ein schmutziggelbes, undurchsichtiges, aus mit Wasser vermischtem gegohrenen Zuckersaft bestehendes Getränk, in dem Ananasstückchen schwimmen, und das die Stelle des schlechten Wassers in den Ortschaften der tierra caliente vertreten muß, — „sagt mir doch, was kann uns Eure Küche liefern?"

„Reis und Rindfleisch, ilustrissimo caballero!*) antwortete das Weib.

„Kuhfleisch, oder allenfalls tasajo,**) wir ken-

---

*) Durchlauchtigster Herr!

**) tasajo, in Riemen geschnittenes, gesalzenes und getrocknetes Rindfleisch.

nen das ja," murmelte Don Pérez mit einem Seufzer. — „Reiten wir weiter," fügte er hinzu, sich an seine kleine Gesellschaft wendend.

„Nein, nein, Vater," versetzte Manuela, — „laß uns hier Rast halten. Wahrlich, das Antlitz meines armen Carlos glüht, wie die Spitze Deiner Cigarretta, und ich bin ermüdet von dem ewigen Schaukeln meiner Sänfte!"

„Aber der Atajo geht weiter," brummte Don Pérez.

„Was ist daran gelegen," erwiederte die schöne, eigenwillige Creolin. „Wir haben hinter dieser Schneckencaravane Zeit genug verloren, und holen den Atajo ohnehin vor Passo de Ovejas ein. Ich will nicht hoffen," — setzte sie sarkastisch lächelnd hinzu, — „daß die Herren sich fürchten, die kleine Strecke bis Ovejas allein zurücklegen zu müssen, sie sind ja bis an die Zähne bewaffnet!"

Don López und Wagner lachten hell auf, Don Pérez aber legte sein Antlitz in ernste Falten, und warf seiner Tochter wegen des, nach seiner Ansicht unpassenden Scherzes einen mißbilligenden Blick zu.

Pacho, der vom Pferde gesprungen und in die Tienda geeilt war, während die Herrschaft berieth, ob sie bleiben solle oder nicht, kam zurück und versicherte unter allerlei Schwüren, daß die Küche der Wirthin im Stande sei, einen muy poderoso

Señor*) zufrieden zu stellen. Er griff zugleich dienstfertig nach den Zügeln des Maulthieres, auf dem der dicke, keuchende Don Pérez saß, und denen des Gaules, welchen Wagner ritt.

Da die Betheuerungen des Mozo in der Erklärung Manuela's eine mächtige Stütze erhielten, — denn in Mexico ist man fast so galant gegen die Damen wie in den Vereinigten Staaten Nordamerica's, — so blieb man, um so schlecht zu speisen, als man nur in den Tiendas oder Fondas speisen kann, die an der Hauptstraße nach Mexico liegen. Einige Flaschen von dem Weine, welchen Don Pérez aus Vorsicht von Vera-Cruz mitgenommen hatte, und der Tortilla der Schenke, der dünne Maiskuchen, machten das Beste der Mahlzeit aus.

Während die Herrschaft tafelte so gut es gehen wollte, und dann eine kleine Siesta hielt, blieben die Mozos und die beiden Arrieros, welche die kleine Gesellschaft begleiteten, bei den Pferden und Saumthieren. Die schlechte Kost, die ihnen die Wirthin dorthinbrachte, stimmte ihre Laune nicht besonders herab; die niedere Classe in Mexico ist nicht sonderlich verwöhnt, und hat sie nur das eine oder andere berauschende Getränk, so ist sie zufrieden. Crispina, die Zofe, blieb bei den

*) Großmächtiger Herr.

Burschen. Pacho warf sich zu ihrem Galan auf. Der gewandte Bursche entwickelte überhaupt große Lebendigkeit, er plauderte, scherzte, lachte unaufhörlich, und schenkte den Arrieros und seinem Gefährten José mehr als nöthig gewesen wäre vom süßen, starken Mistela ein, den er hatte kommen lassen. Crispina schien dem geschmeidigen, redseligen Burschen mit dem lauernden Blicke so wenig zu trauen, wie José, der Diener des Don López, wenigstens beobachteten sie eine gewisse Zurückhaltung gegen ihn.

Unter dem verandaartigen, durch Balken gestützten Dachvorsprunge der Schenke saßen, ebenfalls bei einem Imbiß und Branntwein, drei verwildert blickende, schlecht gekleidete Kerle, die Pistolen und Machete im Gürtel trugen. Sie schauten weder zu der zehn Schritte von ihnen entfernten Dienerschaft oder den Arrieros hinüber, noch schienen sie überhaupt von etwas außer ihrem Mittagsmahle Notiz zu nehmen. Als aber endlich Wagner in der Thüre der Schenke erschien und mit lauter Stimme rief, daß die Reise nun weiter gehen solle, da machten sich die Drei einer nach dem anderen davon.

Pacho war sogleich bei den Thieren beschäftigt, die seiner Obhut anvertraut waren, und während er ihre Zäume von den Eisenringen an der Mauer des Wirthshauses losmachte, schritten die Arrieros,

die vom süßen Mistela des Pacho reichlich genossen hatten, schwerfällig zu den Maulthieren und der Sänfte.

Crispina aber trat rasch an den Mozo des Don López heran.

„Sie haben vorin die Drei," flüsterte sie kaum hörbar — „welche dort drüben an der Mauer gesessen und nun verschwunden sind, scharf beobachtet. José, mir ist das nicht entgangen. Was halten Sie von diesen Leuten?"

„Hm, schlechtes Gesindel!" murmelte José und schickte sich an, zu seines Herrn Pferd und dem seinen zu gehen, die ebenfalls an der Mauer standen.

„Noch auf ein Wort!" flüsterte Crispina weiter. — „Aber blicken Sie nicht zu jenem Pacho hinüber, während wir reden."

„Weshalb nicht?"

„Mir scheint, er schaut angelegentlich unter dem Halse seines Pferdes weg auf uns."

„Und was soll das alles?"

„Trauen Sie diesem Pacho?"

„Nicht allzu sehr."

„Nun denn, ich habe vorhin deutlich gesehen, daß einer der drei Männer zu Pacho hinüberschielte, und dieser ihm ein Zeichen gab. Gleich darnach sind die Verdächtigen aufgebrochen."

„Sie haben das gesehen?"

„Ich will es beschwören.“

„Gut. Jene Leute können ehrliche, zu einer Hacienda ziehende Rancheros sein, denn die tragen oft genug Machete und Pistolen, wenn sie durch unsichere Gegenden müssen. Aber schriftlich haben wir doch nicht, daß es kein Raubgesindel ist, oder versprengtes Volk von irgend einer Streifpartei, auch nicht viel besser als Banditen. Seien wir daher auf der Hut! Ja, ja, ich traue dem Pacho nicht, wenn ihn auch der Wirth empfohlen hat.“

„Reden Sie nicht so laut, José! Und verlieren wir nicht viel Worte hier, der Mensch beobachtet uns. Was können wir thun?“

„Sagen Sie Ihrer Herrin, was Sie gesehen haben. Ich werde meinem Don López, der ein alter Haudegen ist, ein paar Worte zuflüstern und den Pacho von nun an scharf und unvermerkt in's Auge fassen. Auf dem ganzen Wege, wie ich nur kann, bleibe ich ihm zur Seite, und sollten wir überfallen werden —“

„Gerechter Gott!“

„Still! Sollten wir überfallen werden und der Bursche nur eine verdächtige Bewegung machen, so jage ich ihm eine Kugel durch den Kopf. Ich bin Soldat gewesen, und verstehe mich auf das Handwerk. Jetzt, Mamsell Crispina, gehe jeder von uns seine Wege und habe während des Rittes die Augen offen. Wir sind unser sechs Män-

ner, aber freilich auf den alten Herrn, den Vater Ihrer Herrin, gebe ich nicht viel, der wird bei der Tafel besser einhauen, als in Räuberschlupfwinkeln, und auf die beiden Arrieros ist auch wohl nicht sonderlich zu rechnen, die hat der Pacho — mit Absicht, davon bin ich jetzt überzeugt — halb betrunken gemacht. Aber sie sollen nur kommen, die Halunken, mein alter Eisenfresser, der junge Herr und ich, wir wollen ihnen gleich zu schaffen machen, carajo!" *)

José, ein langer magerer Geselle von etwa dreißig Jahren, dessen Körper aber muskulös und durch ehemals ausgestandene Strapazen gestählt war, trat nun auch zu den Pferden. Sein lederfarbenes, hageres Antlitz zeigte jenen gleichgültigen Ernst, der den Spanier vom Hidalgo bis zum Bauer im gewöhnlichen Verkehr, da wo seine Leidenschaft nicht aufgestachelt wird, charakterisirt. José befand sich in äußerst ruhiger Gemüthsstimmung, obwohl er so reichlich wie die Arrieros vom süßen Mistela genossen hatte, seine Natur war eben im Kriegsdienste der Republik bei Zeiten an derlei Dinge gewöhnt worden. Und in diesem Augenblicke war er um so wachsamer auf sich, als er seinen Herrn liebte, der ehemals, bevor er ein reicher Hacendado ward, sein Oberst gewesen.

*) carajo ist ein häufig gebrauchter spanischer Fluch.

Während die hübsche china, unter welchem Namen man in Mexico ein junges Mestizenmädchen bezeichnet, die Schwelle der Tienda überschritt, um sich zu ihrer Herrin zu begeben, wendete sich Pacho lächelnd zu seinem trockenen Kameraden.

„Die Crispina hat ja noch allerlei mit Euch zu plaudern gehabt, José!“ sagte er. — „Mir scheint, sie hat etwas zu tief vom Mistela genippt und noch tiefer Euch in die Augen geschaut.“

„Das glaube ich kaum,“ versetzte der Angeredete mit äußerster Seelenruhe — „denn soeben noch hat sie mir, mit etwas mehr Umschweif als gerade nöthig gewesen wäre, verblümt zu verstehen gegeben, daß sie Euch für sehr liebenswürdig, aber auch für einen großen Verführer halte.“

„Hat sie das gethan?“ rief Pacho selbstgefällig schmunzelnd — „Nun, nun, ich bin gerade kein Kostverächter, aber das sind,“ fügte er mit einer Art geringschätziger Leichtfertigkeit hinzu — „cosas que van y vienen!“*)

Fünf Minuten etwa vergingen. Saumthiere, Sänfte und Pferde standen bereit. Dann kam die Herrschaft und der Marsch ging weiter.

Crispina hatte ihre Pflicht erfüllt und der Herrin ihre Beobachtung mitgetheilt, war aber von

---

*) Wörtlich: Sachen, welche gehen und kommen! (eitle Dinge.)

der jungen Frau lachend eine Furchtsame geheißen worden, die in ihrer Zaghaftigkeit Dinge sehe, welche nicht existirten. Manuela war in der That muthig, wie die meisten Creolinnen, und sie glaubte hier an keine Gefahr, dennoch flüsterte sie, während der Zug vorwärts ging, lächelnd ihrem Gatten zu, was ihr die Zofe gemeldet hatte.

Die kleine Cavalcade bewegte sich in der früheren Ordnung. Die alten Herren ritten in geringer Entfernung hinter der Sänfte. Sie vernahmen nicht das Zwiegespräch des jungen Ehepaares.

Wagner's Züge wurden ernst, nachdem Manuela ihm die Mittheilung gemacht hatte.

„Du nimmst die Sache zu leicht," versetzte er, sich vom Pferde herab zum Fenster der Sänfte beugend — „auch ich hege gegen diesen Pacho Mißtrauen, sein Gesicht gefällt mir so wenig, wie sein überfreundliches Wesen. Ich habe die Kerle, welche vor der Schenke saßen, einen Moment in's Auge gefaßt, bevor ich in das Haus trat, sie kamen auch mir einigermaßen verdächtig vor. Almonte hat hier herum, wie ich erfahren, einige Anhänger, die immer mit Raubgesindel in Verbindung stehen. Sie lassen von diesem bisweilen jene Ranchos und kleinen Haciendas überfallen, deren Besitzer als echte Republikaner bekannt sind. Warum sollten solche Wegelagerer nicht auf eigene

Faust arbeiten? Der Wirth, der uns diesen Pacho empfohlen hat, kann zu der Partei der Schwarzen *) gehören, und wird sicher gestern herausbekommen haben, daß weder Dein Vater noch Don López mit den Landesverräthern gemeinschaftliche Sache machen. Hier zu Lande steht es ja längst so, wie Don López sagte, daß der Bruder dem Bruder nicht mehr trauen darf!"

„Aber wenn Euer Verdacht gerechtfertigt wäre, was dann beginnen?" murmelte Manuela ernst, doch ohne Aengstlichkeit ihrem Gatten zu — „Schicken wir den Pacho zurück?"

„Warum nicht gar!" entgegnete Wagner — „Das würde die Sache höchstens verschlimmern. Der Bursche ist uns von dem Augenblicke an nicht gefährlich, wo wir uns von seiner Seite einer Arglist versehen. Aber er darf nicht ahnen, daß wir einen Verdacht hegen."

„Dann darfst Du ebensowenig dem Vater ein Wort davon sagen," bemerkte Manuela — „denn der würde durch seine Unruhe Alles verrathen!"

„Ich werde mich mit Don López allein besprechen!" antwortete Wagner — „Du sagst, sein Mozo sei zuverlässig?"

„Crispina versichert es!"

Wagner brach das Gespräch ab, setzte sich im

---

*) Geistliche, Reactionäre.

Sattel zurecht und blickte anscheinend arglos hinter sich. Er sah, daß Pacho und Crispina den kleinen Zug beschlossen, und daß der Bursche in ein lebhaftes Gespräch mit der zierlichen und schlauen China verwickelt sei.

Die Reisenden hatten Santa Fe verlassen. Sie befanden sich jetzt in allmälig aufsteigender, bald steppenartiger mit Buschwerk und Mimosen bewachsener, bald mit reicher Vegetation bedeckter Gegend. Hier war noch kein Ueberfall zu befürchten, wenn überhaupt einer beabsichtigt ward, sondern weit eher in den Wäldern, die noch in ziemlicher Entfernung lagen und nach denen der kleine Zug sich hinbewegte. Wagner säumte indessen nicht, die erste Gelegenheit, welche sich zur heimlichen Mittheilung seines Argwohns an Don López darbot, zu benützen, auch José wußte sich unter irgend einem Vorwande seinem Herrn zu nähern, während die gewandte Crispina instinctartig das Rechte traf, und den eitlen Mozo durch ihre Koketterie beschäftigte. So verständigten Don López, Wagner und José sich mit einander, ohne daß Pacho und der behäbige Don Pérez eine Ahnung davon hatten.

Die Landstraße schlängelte sich jetzt mehr als zuvor bergan, an einigen ihrer Krümmungen lagen kleine Gehölze mit verworrenem Gestrüpp. Noch bevor sie das erste derselben erreichten,

war José dicht an der Seite des verdächtigen Mozo's.

Pacho plauderte lustig wie vorher. Aber bei dem dritten Gehölze, in das die Fahrstraße jetzt einlenkte, und das sich zur Rechten und Linken wohl eine Viertel-Legua weit hinzog, ward der Bursche plötzlich still. Entweder war er sorglos, oder er gab sich den Anschein es zu sein, denn seine Miene blieb unbefangen. Aber dem ehrlichen José entging nicht eine gewisse Unruhe Pacho's, die sich fast nur im Blick desselben offenbarte.

Und jetzt schielte der Bursche bald hier, bald dorthin nach dem Gestrüpp. José verfolgte seine Blicke; er gewahrte nichts.

„Was schaut Ihr denn immer so angelegentlich zur Seite, als gäb' es da etwas Besonderes?" fragte er gelassen.

„Nun," versetzte Pacho ruhig lächelnd — „ich überlege mir gerade, daß dieses Gehölz hier prächtige Lagerstätten für uns liefern könnte, die wir verdammt sind, in brennender Sonnenhitze daran vorüber zu reiten."

„So, so!" murmelte José. — „Wie mir scheint, regt Euch dieser Gedanke eigenthümlich auf, Freund Pacho!"

„Weßhalb meint Ihr das, Freund José?"

„Ihr schneidet ein so unruhiges Gesicht!"

„Ihr irrt, Freund José!“ versetzte Pacho lächelnd — „Ich habe da nur bisweilen so ein nervöses Muskelzucken, das ist ein altes Uebel!“

„So, so!“

Die Unterhaltung stockte.

Etwa zehn Minuten weiter vorwärts verschwand der Fahrweg in einer Krümmung.

Pacho starrte jetzt zu dem dort entgegenstehenden Dickicht fast eine halbe Minute lang unausgesetzt hinüber. Dann änderte er rasch die Richtung seines Blickes und begann mit gleichgültiger Miene laut einen bekannten Bolero zu pfeifen.

Das scharfe Auge des ehrlichen José war heimlich der ersten Richtung von Pacho's Falkenblick gefolgt.

Was war das? Hatte dort nicht im Gestrüpp, gerade wo der Weg in zehn Minuten Entfernung die Krümmung beschrieb, secundenlang der Lauf eines Revolvers geblitzt?

Der durch jahrelangen Guerillakrieg geübte Blick des ehemaligen Soldaten bohrte sich gewissermaßen in das ferne Dickicht hinein.

Jetzt war es ihm, als sähe er dort hinter den Baumstämmen Gestalten schleichen.

„Es ist klar,“ sagte er sich — „man bereitet uns da an der Ecke einen Hinterhalt!“

Und er begann noch lauter zu husten als Pacho pfiff.

Auf dieses Husten wendete Don López das Antlitz flüchtig zu seinem Diener herum.

Hatte José ein verabredetes Signal gegeben? Es mußte so sein, denn Wagner und der alte Herr sprengten jetzt plötzlich vor die Sänfte.

José aber, der, ohne seine Haltung oder seinen Gesichtsausdruck zu verändern, heimlich in dem Halfter, welches rechts am Halse des Pferdes hing, seine Pistole gerichtet hatte, wendete sich jetzt zu Pacho.

„Das Pfeifen verschafft Euch wohl Linderung, wenn Ihr Euer nervöses Muskelzucken habt, Freund Pacho?“ fragte er kaltblütig.

Dieser unterbrach die Melodie und schaute den Frager listig und durchdringend an.

„Ihr habt es errathen!“ sagte er dann mit einem Anflug von Hohn. „Mein Pfeifen wird aber doch wohl nicht gar Euren Husten verursacht haben, Freund José?“

„Wie meint Ihr das, Freund Pacho?“

„Nun,“ versetzte der Mozo in gleichem Ton — „ich habe einen Menschen gekannt, der niesen mußte, wenn er einen Geigenstrich hörte, und einen andern, der —“

Pacho brachte seinen Satz nicht zu Ende.

„Was ist das?“ unterbrach er sich plötzlich, indem er leicht die Farbe wechselte und hinter sich horchte.

Auch José horchte auf und die beiden Reiter vor dem Zuge, die nun ihre Rosse anhielten.

Man vernahm deutlich ein heftiges Pferdegetrappel.

Aber das Stampfen ertönte nicht von jener Krümmung des Weges her, bis zu welcher der Zug noch nicht gelangt war, sondern von dem Theil der Fahrstraße, den die Reisenden zurückgelegt hatten, und den diese ebenfalls nicht übersehen konnten, da in einiger Entfernung hinter dem Zuge der Weg eine Schlangenwindung machte.

Die Zahl der Reiter, welche sich so im Rücken der kleinen Gesellschaft näherten, mußte ziemlich groß sein, das gab der herüberschallende Hufschlag deutlich zu erkennen.

Hatte sich José nur getäuscht, als er da vorn im Gestrüpp den Lauf eines Revolvers und Gestalten zu erblicken glaubte? Sollte ein Angriff von der anderen Seite kommen? Oder hatte eine ganze Schaar Wegelagerer ihnen den Weg vorn und rückwärts verlegt? Aber weßhalb war der Pacho so plötzlich blaß geworden, wenn diejenigen seine Kameraden waren, welche sich von hinten näherten?

Der muthige José riß die Flinte von der Schulter herunter, spannte blitzesschnell den Hahn derselben und warf sein Pferd herum. Zu gleicher Zeit nahm er aber eine solche Hal-

tung an, daß er gegen Pacho kampfbereit sein konnte.

Dieser aber machte keine Miene zu den Waffen zu greifen.

Vorn hatten indessen, wie gesagt, Wagner und Don López ihre Pferde zum Stillstand gebracht, und, sowohl das Dickicht wie den Weg hinter ihnen im Auge behaltend, ebenfalls ihre Flinten ergriffen.

Der Hufschlag ward lauter, Waffengeklirre ließ sich dazwischen hören.

Crispina stieß einen Schrei aus und galoppirte mit ihrem Maulthier von der Seite Pacho's weg zur Sänfte, hinter der Don Pérez bleich und bestürzt hielt, und unfähig, eines der Mordwerkzeuge zu ergreifen, mit denen er sich doch so reichlich versehen hatte.

Plötzlich brausten die ersten der Reiter, welche man bisher nur gehört hatte, um die Ecke der Straße — es waren mexicanische Lanciers, jene Milizgattung, welche von vornehmen Reisenden und Kaufleuten, die durch Atajos werthvolle Waaren von einem Orte zum anderen führen lassen, dazu benutzt wird, als Escorte durch die berüchtigsten Gegenden zwischen Mexico und Vera-Cruz zu dienen.

José athmete auf, Pacho ward bleicher als zuvor, der dicke Don Pérez stieß unmittelbar hinter

einander einen Schrei der Freude und des Schreckens aus, denn sein Herz füllte sich mit Jubel über den Anblick der Miliz, aber sein kernfestes Maulthier verursachte ihm zugleich ein Grausen, denn es bäumte sich und schlug dann hintenaus, als es das helle Wiehern der herangaloppirenden Pferde vernahm. Der arme Caballero, keineswegs ein so kühner Reiter, wie seine Landsleute es zu sein pflegen, umklammerte den Hals seines Langohrs, während er ein „Benedito y alabado sea Dios!"*) stammelte.

Im jetzt nur noch etwa acht Minuten von dem haltenden Zuge entfernten Dickicht schien sich nichts zu rühren.

Der muthige José hatte aber kaum bemerkt, daß es sich rückwärts nicht um Wegelagerer handle, als er, die Ankunft der Miliz nicht erwartend, blitzgeschwind von Neuem sein Roß herumwarf, ihm die riesigen Sporen in die Flanken setzte, und, die Flinte in der Rechten, geradenwegs jenem Dickicht entgegensprengte, das vorhin Pacho's Blick in so verdächtiger Weise angezogen hatte.

Der ehemalige Guerillasoldat, an den Saum des Gestrüppes gelangt, bedachte sich nicht lange. Rasch ließ er den sich bäumenden Gaul die natür-

*) Gesegnet und gepriesen sei Gott!

liche Hecke durchbrechen, daß die Dornen Roß und Reiter ritzten.

Und er kam noch zeitig genug, etwa ein Dutzend bewaffneter Männer, zwischen den Stämmen der riesigen Bäume hindurchspringend, entweichen zu sehen. Noch bevor der ehrliche Mozo seine Flinte anlegen konnte, fielen Schüsse, sausten Kugeln um ihn her. Doch keine dieser Kugeln, welche die Fliehenden entsendeten, traf den Wackeren. Er aber schoß und sah einen der Männer stürzen.

Im nächsten Augenblicke hatte José acht bis zehn Milizsoldaten neben sich, die zu seinem Beistand herangaloppirt waren.

„Dort hinaus sind die Meisten!“ schrie der brave Mozo — „Carajo, Ihr bekämet sie Alle, Freunde, könnte man ihnen zu Pferde nach! Thut Euer Möglichstes, mein Herr wird Euch reich belohnen! Ich habe jetzt eine andere Aufgabe!“

Wie ein Blitz war der Gedanke an Pacho dem ehrlichen José durch den Sinn gefahren.

Er drehte sein Pferd und setzte ihm wieder die Sporen ein. Mit wenig Sätzen war das Roß auf der Fahrstraße. José sah noch, wie ein halbes Dutzend Reiter absaß, die Banditen zu verfolgen. Er selber aber sprengte auf den Zug los, den etwa zehn andere Milizsoldaten umgaben.

Sein Blick suchte in dem Menschengewirre vergeblich den verdächtigen Mozo.

Und jetzt sah er, inmitten der Reiter, das ledige Pferd des Burschen.

„Wo ist der Pacho?“ schrie er seinem Herrn und Wagner zu, welche, die Pistolen in der Hand, an der Sänfte geblieben waren.

Der Mozo war fort. Niemand hatte ihn entweichen sehen. Er hätte, ohne eingeholt zu werden, nicht zu Pferde entfliehen können, so hatte er dieses denn im Stich gelassen und sich in den Wald geflüchtet.

„Ich sagte es ja, daß er ein Verräther sei!“ brummte José und jagte ohne ein Wort weiter zu dem Dickicht zurück.

Er drang von Neuem durch das Gestrüpp. Dort standen, zwischen dem Unterholze und dem eigentlichen Gehölze auf einer kleinen felsigen Fläche, hier und dort grasend, die solchen Dienst gewohnten Pferde der Milizsoldaten, und diese kehrten aus dem Wäldchen zurück. Sie kamen unverrichteter Sache.

Aber vier von ihnen schleppten den Kerl, welchen José niedergeschossen hatte.

Der Wegelagerer rang mit dem Tode.

Die Reiter legten ihn an dem Gestrüpp auf den Rasen.

José ritt an den Sterbenden heran und schaute auf die Züge desselben.

„Carajo!“ rief der ehrliche Mozo plötzlich —

„den Burschen dort habe ich an der Thür des Meson in Vera-Cruz gesehen!“

Einer der Milizsoldaten neigte sich über den mit dem Tode Ringenden.

„Zu welcher Bande gehörst Du?“ fragte er.

„Ich bin kein Räuber!“ stöhnte der Verscheidende — „Ich gehöre — zu den Truppen — des Generals Marquez —“

„Des Landesverräthers,“ rief ein anderer Soldat — „des Pfaffenfreundes, der unseren Präsidenten Juarez und mit ihm die Republik stürzen möchte! Und was wolltet Ihr hier anders, als rauben und plündern?!“

„Nein — nein!“ ächzte der am Boden Liegende.

„Was wolltet Ihr denn sonst? Wer hat Euch hierher geführt?“ rief José vom Pferde herab.

„Der Officier — unserer Abtheilung — Don Rodriguez Bustamente —“

Ein Röcheln unterbrach die gewaltsam hervorgestoßenen Worte. Der Mann verschied.

Das lederfarbene, hagere Antlitz des treuen José aber ward wachsgelb.

„Jesus Maria!“ murmelte er erschüttert den umstehenden Milizsoldaten zu — „Nennt um Gottes willen nicht den Namen Rodriguez Bustamente, Freunde, wenn Ihr zu unserem Zuge zurückkehrt. Mein Herr — keinen ehrlicheren Re-

publikaner hat Mexico aufzuweisen — ist der Vater jenes Abtrünnigen, der diesen Namen trägt!“

III.

Bald setzte sich der kleine Zug wieder geordnet in Bewegung, er ward aber jetzt bedeutend durch die Miliz vergrößert, die sich den Reisenden anschloß. Die Lanciers-Truppe bestand aus zweiundzwanzig Mann und einem Unterofficier, sie war einige Stunden später als der Atajo von Vera-Cruz aufgebrochen, wohin sie einen Silbertransport escortirt hatte. Sie kehrte nun nach Orizaba zurück, von wo aus sie detachirt worden war.

Don Pérez hatte sich, nachdem er sich einigermaßen von seinem panischen Schrecken erholt, sogleich mit dem Führer der Miliz in Verbindung gesetzt und ihn bestimmt, mit seiner Schaar bis Orizaba bei ihnen zu bleiben. Dem vorsichtigen und ängstlichen alten Herrn war es gelungen, die Einrede des ritterlichen Don López zu bekämpfen,

der darauf hingewiesen hatte, daß sie in Ovejas ja den Atajo finden würden und sich diesem wieder anschließen könnten, und namentlich hatte die sehr richtige Bemerkung des Vaters der schönen Manuela, daß bei einem Kampfe mit Wegelagerern die Arrieros sich fast immer passiv verhielten, also von einer Verstärkung ihrer Streitkräfte durch die Leute des Atajo kaum die Rede sein könne, den Ausschlag gegeben. So ging es denn munter vorwärts, nachdem Alles wieder in Reihe und Glied war. Wagner ritt neben der Sänfte, hinter derselben trabten die beiden alten Herren wie zuvor, an ihrer Seite der Führer der Truppe, Crispina war zu José zurückgekehrt, dieser hatte das Roß Pacho's als Handpferd neben sich, den Zug eröffneten und beschlossen die Milizen.

Die reizende Creolin hatte während des Abenteuers mehr Muth bewiesen als ihr corpulenter Vater. Sie war keinen Augenblick ohnmächtig geworden, was in solcher Situation wohl mancher deutschen Dame geschehen sein möchte, ja sie hatte sogar die Sänfte verlassen wollen, als José davonsprengte; es war augenscheinlich, daß sie, sobald sie der Miliz ansichtig geworden, die ganze Affaire fast wie eine Räubervorstellung in einem Kunstreitercircus ansah. Jetzt plauderte sie und lachte, und als die Sänfte an jenem Dickicht vorüber kam, hinter dem der Erschossene lag, den zu ver-

scharren man sich in echt amerikanischer Weise nicht die Zeit genommen hatte, da schaute sie neugierig in das Gestrüpp hinein, fast als bedauere sie, daß die Sache ohne weitere gefährliche Romantik vorübergegangen sei.

Passo de Ovejas ward erreicht, und da die Arrieros des dorthin vorangegangenen Atajo in den Ställen und Schuppen der Tienda schliefen, so fanden die Reisenden, während die Milizen im Freien bivouakirten, in der letzteren ein Unterkommen, wenn auch freilich kein behagliches, denn wo fände sich ein solches in einer der unsauberen, aller Bequemlichkeit entblößten Schenken, die am Wege von Vera-Cruz bis Mexico liegen? Und wo würde dort auch nur ein Stündchen Nachtruhe dem Reisenden zu Theil, der nicht darauf bedacht gewesen wäre, sich eine Hängematte und das fast unentbehrliche Mosquito-Netz mitzubringen?

Vor Tagesanbruch ward Ovejas verlassen, aber die Milizen schwenkten jetzt mit dem kleinen Zuge von der Hauptstraße ab, und es ging hinfort auf näheren Seitenwegen weiter, über Steppen mit schwarzem Basaltgestein, durch Urwälder hin, die ersten Stätten jener tropischen Pracht, welche Eingangs dieser Erzählung beschrieben ward, und an wild zerklüfteten, in ihrer Tiefe eine Feenwelt bergenden Barrancas vorüber.

Auf colossale Eichenforste mit der reichsten

Waldblumenvegetation folgten herrliche Zuckerrohrfelder verschiedener haciendas, wie Mirador und Zacuapan, dann, höher hinauf, wilder Urwald, das indianische Dorf Totutla, und hie und dort vereinzelte ranchos, schon 4000 Fuß über dem Meere. Und nun ging es über Huatusco zur riesigen barranca von San Juan, dort hinab und wieder auf schwindelndem Bergstege hinauf zum Bergterrain und weiter bis zum Dorfe Tomatlan, wo links ein Weg nach Cordova und rechts ein anderer nach Orizaba sich hinzieht. Der letztere ward eingeschlagen.

Man hatte von Ovejas aus immer nur die üblichen Tagereisen gemacht, und bald in einer größeren, bald einer elenden Ortschaft, oder auf einer hacienda übernachtet, wie es sich eben fügte. Jetzt ging der Weg von Tomatlan zur barranca gleichen Namens, dann über kleine Hochebenen mit herrlichen Gebirgen ringsumher, durchschnitten von der barranca von Metlaque, durch die ein Gebirgsstrom braust. Der Strom ward von den Reitern durchschwommen, während der furchtsame Don Pérez, Manuela und ihre Dienerin, das Gepäck sowie die Sänfte auf jenen Flößen — balsas — hinübergeschafft wurden, welche die Indianer überall in den frequenten Pässen der barrancas bereit halten, da man von Brücken dort nur jene kennt, welche aus Tauen bestehen, die

über den Bergstrom ausgespannt sind, und maromas genannt werden. Als nun die jenseitige Höhe der barranca erreicht war, gelangte man auf die Ebene, in der Orizaba liegt, und hielt seinen Einzug in die genannte Stadt, die fünf Vierteljahre später der decimirten französischen Occupationsarmee nach der vor Puebla verlornen Schlacht als einziger Zufluchtsort dienen sollte.

Die Escorte der Reisenden ward am Thore reichlich belohnt und freundlich entlassen.

Don Pérez athmete erst auf, als er auf seinem stattlichen Maulthiere vor dem namhaftesten meson Orizaba's hielt. Trotz der zahlreichen Miliz, die ihn umgeben, hatte er sich immer nicht recht für sicher gehalten. Bald war es ihm gewesen, als sei hinter dieser Felszacke hervor ein wildes Gesicht secundenlang erschienen, als habe in jenem Gebüsch ein Flintenlauf geblitzt, oder sei in jene Schlucht eine verdächtige Gestalt geschlüpft. In der That schien dabei nicht ganz allein die Furcht des alten Herrn im Spiel gewesen zu sein, denn auch der nüchterne José erklärte, nicht nur an einer der entfernten Felsspalten der barranca von San Juan, sondern auch sogar noch am Gebüsche auf der Höhe der barranca von Metlaque eine Gruppe bewaffneter Menschen erblickt zu haben, die nach dem Zuge hingedeutet hätten und gleich darauf verschwunden seien.

Folgte eine kleine Bande der Söldlinge des Landesverräthers Marquez den Spuren der Reisenden? Wußte Rodriguez Bustamente, nach der hervorgeröchelten Aussage des Niedergeschossenen der Officier jener Wegelagerer, daß sein Vater und Manuela bei dem Zuge seien? Das Gespräch jener beiden leperos am Eingangsthore des meson in Vera-Cruz läßt dieses voraussetzen. Aber was wollte er, wenn dem so war? Sich an Manuela rächen, sie tödten und ihren Gatten mit ihr?

Don Pérez fühlte sich, wie gesagt, an der Pforte des meson behaglich; war er, trotz seines langen, schwarzen Schnurrbarts und in Folge dessen seiner etwas martialischen Miene, in den barrancas gerade kein Held gewesen, so ward er es jetzt, als er, vom Maulthiere abgestiegen, durch den ihm kratzfüßelnd an der Schwelle entgegentretenden Wirth erfuhr, daß man in der Lage sei, mit einer Olla aufwarten zu können.

Olla, dieses nationalste aller mexicanischen Gerichte! Wen sollte nicht in deutschen Landen ein gastronomisches Schauern vor dieser Speise überlaufen, sobald er erfahren, daß sie aus einem Gemisch von Hammel-, Rind-, Schweinefleisch, Kohl, Birnen, Zwiebeln, Würstchen, Bananen, Schinken, Sellerie, Huhn, Rüben, Petersilie, Coriander und grünen Bohnen besteht?! Und doch ist diese Olla ein herrliches Essen, wie die ihr an seltsamer Com-

position verwandten köstlichen Dinge, welche man in Hamburg Schwarzsauer und Aalsuppe nennt. Einen Mexicaner von reinstem Wasser begeistern stets diese letzteren beiden in der alt-jungen Hansestadt am Strand der Elbe.

Unser Don Pérez nahm denn auch im Vorgefühle der Befriedigung Platz, als sich endlich die kleine Reisegesellschaft an der Tafel versammelte — war doch unter seiner Aegide die Zusammensetzung und Zubereitung der theueren Speise vollzogen worden! Er zeigte jetzt zum Erstenmale, was man auf Spanisch „un aire cariñoso“ nennt, eine liebliche Miene.

Aber diese sollte bald verschwinden, denn nach der Tafel faßte man bei der Cigarretta den Entschluß, sobald wie möglich von Orizaba aufzubrechen, um ohne Zeitverlust das Plateau von Anahuac zu erreichen.

„Bis dorthin werden uns die hündischen Streifpatrouillen des Marquez nicht zu folgen wagen,“ brummte Don López — „denn General Zaragoza hat Regierungstruppen in Puebla, Amozoque und San Augustin del Palmar gelegt, er beherrscht somit die Hochebenen.“

„Entsetzliches Reisen in diesem Lande!“ stammelte Don Pérez, seine Cigarretta zerbeißend — „Das ist doch anders in Europa!“

„Nicht doch, Freund,“ versetzte Don López —

„das Faustrecht, dessen sich hier die America prieta *) bedient, üben dort die Regierungen. Das kommt so ziemlich auf Eins heraus!“

Man lachte; der Vater der muntern Manuela, die so graziös am goldenen Zängelchen ihre Cigarretta hielt, wie nur irgend eine der Modebeherrscherinnen Mexico's, gab sich aber nicht eher zufrieden, als bis eine kleine Escorte bestellt ward, die Reisenden bis zum nächsten Milizenquartier zu begleiten.

Und unter dem Schutze dieser zehn Berittenen brach man denn wirklich am nächsten Morgen von Orizaba auf. Manuela hatte das Pferd ihres Gatten bestiegen, dieser ritt den Gaul des entflohenen treulosen mozo. Die Maulthiere mit der Sänfte blieben im Zuge.

Es war ein herrlicher Ritt auf der gut gepflasterten Straße, die stellenweise über moorigen Grund zum zweiten Hauptpasse der Cordilleren führt, zu den Combres-Bergen, von denen aus der Reisende auf das Plateau gelangt.

Man trabte unter natürlichen Alleen von Schinus molle und an Gruppen von Juniperus mexicana hin, zwischen denen prachtvolle Solanen und Ipomeen blühten. Die Atmosphäre war

---

*) America prieta werden die Guerillaschaaren der Mestizen oder Creolen und Spanier genannt, eigentlich spottweise.

herrlich und rein, und hatte, wie auf der Hochebene von Puebla, die Wärme derjenigen südeuropäischer Länder. Das Thal lag reizend zur Rechten und Linken des sich leise bergan schlängelnden Weges, an den zunächst der Berge gelegenen Wäldern blinkte hier und dort eine anmuthige hacienda oder ein freundliches Dörfchen mit glitzerndem Kirchthurm.

Fröhlich plaudernd erreichte man das Dorf Aculzingo am Fuß der Combres, welche die Verbindung der hohen Sierra del Orizaba und der sich in Oaxaca aufthürmenden Bergkette bilden. In Aculzingo ward Nachtlager gehalten, und dann ging es weiter auf der jetzt im Zickzack ohne Beschwerde bis zur höchsten, 6500 Fuß sich über dem Meere erhebenden Kante der Combres führenden Straße, wo sich die Grenzscheide der Staaten Vera-Cruz und Puebla befindet. Jenseits des Gebirges trabte man bergab zum Thale Puente colorado, so genannt durch die daselbst über den Fluß gebaute steinerne Brücke.

Don Pérez, den behäbigen Schritt liebend, hielt sich dennoch dicht zu der berittenen Miliz, denn hier führte der Weg wiederum durch eine berüchtigte Gegend.

Der ängstliche, dicke caballero, der so seinem Körper eine keineswegs willkommene Erschütterung bereiten mußte, sah bereits wieder allerlei Gestal-

ten hinter den Gebüschen im Thale, dennoch kam man wohlbehalten durch dieses hindurch und erreichte endlich, nachdem man die flachen, mit niederem Gestrüpp bewachsenen Thäler der Cañada de Istapan hinter sich hatte, den kleinen Ort Istapan, der bereits in der Hochebene von Puebla gelegen ist.

Hier mußte wiederum, wie in Aculzingo, die Tagereise abgebrochen werden, obwohl die elende tienda und die schlechten Häuser Istapan's nichts Einladendes hatten. Aber das inmitten unabsehbarer Ebenen liegende San Augustin del Palmar war noch zu fern.

Noch war indessen der Abend nicht da, was also bis zur Nacht in diesem traurigen Neste beginnen?

Don López rieth, man solle doch lieber gleich aufbrechen und die Nacht, die hier endlos sein werde, zu Hülfe nehmen, um San Augustin zu erreichen.

Wagner stimmte dem bei.

„Manuelita wird in der Sänfte schlafen," — sagte er — „und wir sind durchaus nicht ermüdet!"

„Und je weiter wir in die Hochebene hineingelangen, desto besser für uns!" murmelte José im Hintergrunde des Schenkzimmers, in dem die Berathung stattfand.

Manuela war mit Allem einverstanden.

„Nur dieser tödtlichen Langeweile entfliehen!“ rief sie. — „Also weiter, Señores!“

Don Pérez aber begann sich nun gegen den Vorschlag seines alten Freundes gewaltig zu sträuben.

„Wie,“ stotterte er voll Entsetzen — „während der Nachtzeit eine Gegend durchreisen, die schon am Tage nicht ohne Gefahr zu passiren ist?“

„Valgame Dios!“*) rief Don López lachend. — Haben wir nicht eine stattliche Leibwache?“

„Ganz recht,“ versetzte Don Pérez „aber die guardia wird wohl die Räuber davonjagen, doch nicht die Kugeln derselben aufhalten können, die sie uns unzweifelhaft senden, sobald sie uns überfallen. Ich habe keine Lust, wie ein durchlöchertes Sieb in unserem guten Mejico zu erscheinen. Ich bestehe darauf, daß wir bleiben!“

„So wird uns hier die Langeweile sämmtlich umbringen!“ rief Manuela, indem sie mit komisch verzweiflungsvoller Miene zu einer Cigarretta griff.

In diesem Augenblicke trat der Wirth, ein kleiner verwachsener Mensch mit falschem Blick, in das Zimmer der tienda, zu melden, daß die bestellte merienda, das Vespermahl, bereit sei, da es fünf Uhr geschlagen habe.

*) Potz tausend!

Der Mann hatte die Worte Manuela's vernommen.

„Wenn die ilustrissima Señora einer Unterhaltung bedarf," begann er mit kriechender Höflichkeit — „so ist diese leicht gefunden. Es handelt sich dabei nur um einen Ritt in's Gebirge."

„Was gibt es denn dort?" fragte die junge Frau nachlässig.

„Im rancho islote"*) war die Antwort — „der links von Istapan an den Schluchten und auf dem Wege nach dem Gebirgsdorfe Tlacotepec liegt, feiert ein junger ranchero seine Hochzeit. Er stammt eigentlich von Istapan, darum sind auch Viele von hier zu dem Feste hinüber. Dort geht es jedenfalls lustig her, und Eure Herrlichkeiten werden den braven Leuten willkommene Gäste sein!"

Manuela's Antlitz belebte sich freudig. Die heißblütige, leicht erregbare Creolin klatschte in die Händchen.

„Das ist herrlich!" rief sie. — „Eine Bauernhochzeit nach der Sitte des Landes — mich verlangt wahrlich darnach, wieder etwas von unserem nationalen Treiben zu sehen! Nicht wahr, Carlos, auch Dich wird das interessiren?"

„Gewiß, Manuelita!" versetzte der junge

*) islote, kleine Insel.

Deutsche lächelnd. — „Brechen wir nach der merienda zu dem rancho auf!“

„Werden Don López und der Vater von der Partie sein?“ lispelte Manuela.

„Freilich!“ antwortete der Erstere.

Don Pérez fuhr auf.

„Ihr wollt wieder in's Gebirge?“ sagte er hastig. — „Dem Schelmengesindel in den Rachen laufen?“

„Hier in der Gegend und auf dem rancho leben nur ehrliche Leute, Señor!“ bemerkte der Wirth, scheinheilig die Augen verdrehend.

„Wir reiten dorthin, das ist abgemacht!“ sagte Manuela mit Bestimmtheit. — „Unsere zehn Mann Guardia begleiten uns, — die Leute werden froh sein, einem Hochzeitsfeste beiwohnen zu dürfen — und wir bilden so eine achtunggebietende Macht! Der Vater mag nur hier in der tienda warten, wo wir ohnehin doch die Maulesel mit der Sänfte und dem Gepäck zurücklassen müssen. Also hurtig, Herr Wirth!“

Dieser zog sich zurück, die merienda aufzutischen. Bevor er aber zu seiner Küche schritt, trat er vor das Haus, neben dessen Schuppen die Milizsoldaten bivouakirten.

Der Wirth pfiff leise.

Ein schlecht gekleideter Bursche, ein Zambo, wie die Mischlinge von Indianern und Negern

heißen, der, seit die Fremden die tienda betraten, dort herumgelungert hatte, trat rasch an ihn heran.

„Sie reiten zum rancho islote," flüsterte der Wirth, „ich habe sie dazu überredet, sage das Deinem Herrn, der Dich geschickt hat. Aber sie nehmen die Miliz mit!" fuhr er mit einem Seitenblinzeln auf die Soldaten hinzu. — „Zehn Bursche sind's, sag' das auch Deinem Herrn."

„Don Rodriguez weiß das!" murmelte der Zambo. — „Wir sind ihnen ja von Orizaba aus gefolgt, wie ich Euch zuvor mitgetheilt habe."

„Gut. In einer Stunde etwa werden sie reiten!" brummte der Wirth, und trat in das Haus zurück.

Der Bursche jedoch stahl sich an den Soldaten vorüber, von denen diese plauderten, jene aßen, und die Andern sich mit ihren Pferden beschäftigten, Keiner aber den Wirth sowohl wie den Zambo beachtet hatte.

Im Zimmer der tienda war indessen von Don Pérez mit ziemlich kläglichem Gesichte die Erklärung abgegeben worden, daß er leider wohl von der Partie sein müsse, da er dem Wirthe nicht recht traue, und keineswegs dort bleiben möge, wo die Guardia sich nicht befinde.

Es war bestimmt worden, daß der ehrliche José und Crispina bei den Arrieros und dem Ge-

päck bleiben sollten, der mozo aber hatte so dringend gebeten, die Herrschaft zum rancho begleitet zu dürfen, daß ihm sein Wunsch bewilligt worden war.

Nachdem die merienda abgethan, schwang man sich in den Sattel.

Vom kleinen Kirchthurme des Ortes erscholl die oracion, das Abendläuten, denn es war sechs Uhr, die Zeit des Ave Maria-Betens.

Die guten katholischen Christen schlugen auf den Pferden das Kreuz, bevor sie zu den Zügeln griffen.

José murmelte sein „nuestro amo!“ in düsterem Brüten.

Ein seltsames Vorgefühl sagte ihm, daß der Ritt keinen guten Ausgang nehmen werde. Dennoch wagte er nicht, seiner Herrschaft Vorstellungen zu machen.

Man verließ Istapan.

Die zehn Mann Escorte folgten der kleinen Gesellschaft auf dem Fuße.

Es ging durch die dürre, sandige Ebene, welche in dieser Jahreszeit, wie früher schon erwähnt, nicht die leiseste Spur eines Anbaues zeigt.

Mit einbrechender Nacht erreichte man den Theil des Gebirges, in welchem der rancho liegt.

Dieser befindet sich im Auslaufe eines Waldes,

der sich in Schluchten hinein und an der abschüssigen Gebirgskette entlang zieht.

Jetzt ritt man durch Wald und Gestrüpp und vernahm nichts als den Gesang der tanagras, der Nachtigall Mexico's, und das Knacken und Rascheln des Gesträuches, das der Zug durchbrach.

Dann aber drangen die munteren Klänge mehrerer jaranas*), Jubelrufen und Gesang an das Ohr der Reitenden, und gleich darauf sahen sie durch das Waldesdüster Raketen**) aufblitzen und am Abendhimmel zerplatzen.

„Dort ist der rancho, ich sehe die Lichter und Fackeln!“ rief Don López, der dem Zuge voran an der Seite des Führers ritt, den man von Istapan mitgenommen hatte.

Durch ein Dickicht noch ging es, dann sprengte die kleine Schaar auf eine Waldwiese hinaus.

Ein wundersamer Anblick bot sich den Augen der Reisenden dar.

Der rancho, aus einem halben Dutzend ziemlich ansehnlicher Hütten bestehend, lag am nördlichen Ende der Waldwiese.

Zur Rechten und Linken der Hütten liefen die

---

*) Eine Art Guitarre.

**) Raketen werden bei allen Festen der Mexicaner abgebrannt, selbst in den Gebirgsdörfern, auch dienen sie als Signale von Dorf zu Dorf bei wichtigen Ereignissen, Gefahren 2c.

beiden Arme eines Flüßchens dem abschüssigen Theile des Gebirges zu. Sie vereinigten sich unterhalb des rancho und bildeten so eine kleine Insel, weshalb der rancho den Beinamen islote erhalten hatte.

Auf der so von dem seichten Gewässer umgebenen Wiesenfläche vor den Hütten herrschte jetzt ein buntes, lustiges Treiben, über das der bleiche Glanz des Mondes und der rothe Schein hier und dort aufgesteckter Fackeln ein eigenthümlich gemisches Licht warf.

Der ganze Wiesengrund wimmelte dort von fröhlichen Gestalten. Hier lagen Gruppen von Männern und Frauen neben Haufen von Eßwaaren auf dem Rasen, dort sprang eine Schaar junger Bursche und Mädchen wie toll nach den Klängen der jaranas herum, die unermüdlich von den Spielern geschlagen wurden, zu deren Liedern die ausgelassenen Tänzer und Tänzerinnen die estribillos*) mitjauchzten. Weiterhin waren petates ausgebreitet, indianische Bastdecken, auf denen die Alten beiderlei Geschlechtes dem Tanze zuschauend saßen, die Cigarretta in einer, das Trinkgefäß in der andern Hand. Den Hütten zunächst brannte ein Reisigfeuer lichterloh, Kessel, mit dampfender Flüssigkeit gefüllt, hingen darüber an eisernen

---

*) Schlußreim, Refrain.

Stangen, und Weiber knieten daneben, die irdene Maisreibschale oder die Pfanne zum Backen, molcachete und comale geheißen, in der Hand, an schmackhaften Festkuchen das zu ersetzen, was zwanzig Schritte von ihnen verspeist ward. Der kochenden und brodelnden Gruppe gegenüber, von den Reisigflammen grell beschienen, hockte, lag und stand Jung und Alt, in mexicanischer Beweglichkeit mit der polaca beschäftigt, einer Art Lotteriespiel, in dem es galt Messer, kleine Schmucksachen und allerlei sonstige Dinge zu gewinnen. Gleich daneben aber sprangen Bursche hin und her, um knatternde Raketen in die Luft sausen zu lassen. Ueberall durch dieses Gewimmel tummelten sich behende und schreiend halbnackte Kinder, die auch zu den Pferden und Maulthieren hinsprangen, welche die Gäste hier und dort außerhalb des fröhlichen Durcheinanders an Pflöcke gebunden hatten.

Und rings in seiner nächtlichen Schwärze anscheinend undurchdringlicher Wald, hier und dort nur schwach von Fackelschein und Mondenschimmer beleuchtet, und darüber hinwegragend an einzelnen Stellen zackiges Felsgestein, bald schroff, bald gebüschbewachsen.

Das Ganze war ein eigenthümliches Bild wildromantischen Waldlebens.

Manuela jauchzte auf, sprengte jenem Arm des

seichten Flüßchens zu, der ihnen zunächst war, und ritt hindurch.

Die Anderen folgten.

Im Nu waren die Bewohner und Gäste des rancho in vollem Aufruhr; gehört doch ein Ueberfall in solchen Gegenden nicht zu den Seltenheiten, daher auch Viele zu den Festen einsam gelegener ranchos und haciendas mit Revolver und machete bewaffnet gehen.

Aber ein Blick, ein Wort genügte, jetzt die vorige Heiterkeit herzustellen. Die schöne Doña, ihre hidalgos und Trabanten wurden gastfrei und fröhlich aufgenommen.

Es waren Mestizen und Indianer, diese lustigen Leute.

Manuela, ihre Begleiter und die Milizen schwangen sich aus den Sätteln und mischten sich unter die Gruppen.

Nach der Sitte des Landes hatte sich die Gesellschaft mit allerlei kleinen Geschenken versehen, die sie jetzt dem Brautpaare, oder richtiger gesagt den vor wenigen Stunden Angetrauten überreichte.

Das Paar war jung und hübsch, sie eine muntere china, er ein kräftiger ranchero. Der übliche Hochzeitsschmuck stand ihnen wohl an, ihr der weiße Mousselinrock, der seidene Gürtel, das bunte Seidentuch um den Hals und der feine über

den Kopf gezogene rebozo*), ihm der braune Hut mit Goldborten, die blaue Jacke, die schwarze Sammthose mit silbernen Knöpfen, die stattliche, leicht über die Schulter geworfene manga**).

Die Lustigkeit der Menge ward immer toller. Manuela gab sich dem originellen Treiben mit creolischer Lebhaftigkeit hin, auch für ihren deutschen Gatten hatte dasselbe ein hohes Interesse. Don López fühlte sich in die Zeit seiner Guerillastreifzüge versetzt und zechte vergnügt mit den älteren Leuten, Don Pérez hatte seine Furchtsamkeit verloren, und saß behäbig auf einer petate, den wilden Tänzern so gemächlich zuschauend, als sitze er in Mexico im teatro nacional und schaue von seiner eleganten Loge aus die Pirouettes und Entrechats der Balletcoryphäen an. Seine Sorglosigkeit war das Resultat des Gedankens: „Hier bin ich sicher, und wenn wir bei Tagesanbruch den Rückmarsch antreten, wird unsere Escorte durch die vielen braven Leute vermehrt sein, welche von Istapan hierher gekommen sind, wie wir!“

Der trockene José allein machte noch immer ein nachdenkliches Gesicht, aber er sprach nichtsdestoweniger den guten Getränken zu, und hielt

---

*) paño de rebozo, Umschlagetuch der Mestizenweiber, das Kopf und Schulter bedeckt.

**) manga, einfärbige Decke, gleich einem Mäntelchen getragen.

sich vorzugsweise dort auf, wo sie verabreicht wurden. Die Milizsoldaten dagegen sprangen munter zum Klange der jaranas mit den schmucken chinas und Indianermädchen herum, lachten, tranken und tollten wie die anderen jungen Bursche der Umgegend.

So waren einige Stunden vergangen.

Da lehnte sich Manuela an ihren Gatten.

Dieser blickte sie an und sah, daß ihre Züge abgespannt seien.

„Ist Dir unwohl, Manuelita?" fragte er besorgt.

„Nicht doch," antwortete die junge Frau lächelnd, „aber ich fühle, daß ich meinen Kräften zu viel zutraute. Ich bin erschöpft! Ein Stündchen Schlaf würde mich indessen stärken."

„Wirst Du bei diesem Lärmen hier schlafen können?"

„Ich glaube es kaum —"

„So setzen wir uns dort unten hinter den Pferden auf den Rasen, Du lehnst Dich an meine Brust und schlummerst."

„Wahrhaftig, das wäre eine unbequeme Situation für uns Beide, mein Freund!" rief die junge Frau auflachend, „da ziehe ich es doch vor, mich an die Mutter der hübschen Braut zu wenden, die wird wohl in ihrer Hütte eine Hängematte oder dergleichen haben!"

Und so war es denn auch. Die Ehrenmutter des Festes, von dem Wunsche Manuela's unterrichtet, führte die junge Frau und ihren Gatten zu der größten Hütte, die hinter den andern hart am Walde gelegen war. Eine Hängematte nahm die ermüdete Manuela auf.

„Ich werde neben Dir wachen!" sagte Wagner zärtlich.

„Dios de mi alma!*) Das wäre thöricht, mein Freund!" antwortete Manuela lächelnd, indem sie den vollen, schönen Arm unter das reizende Haupt legte und mit halbgeschlossenen Augen zu dem Gatten hinüberblinzelte. — „Du gehst mit der braven Frau zu dem Feste zurück, das Dich interessirt. Was kann mir hier geschehen? Du folgst der Frau, Carlos, oder ich bleibe nicht hier, denn ich will nicht, daß Du Deine Unterhaltung versäumst!"

Wagner kannte das eigenwillige Naturell der schönen Creolin. Ein Kuß, ein Lächeln und er kehrte mit der Ehrenmutter zum Tummelplatze des Festes zurück.

Dort gab er dem ehrlichen José einen Wink und flüsterte dem Herantretenden einige Worte zu.

José nickte und schritt, das Gewehr über der

---

*) Wörtlich „Gott meiner Seele" — soviel wie „O mein Gott!"

Schulter, den Hütten des rancho zu, und verschwand hinter denselben.

Das Fest nahm seinen Fortgang. Die Lust ward lauter, der Tanz rasender. Die Burschen begnügten sich nicht mehr damit, Raketen in die Luft zu senden, sie luden ihre Flinten blind und schossen lustig darauf los, daß das Echo von den Felswänden wie Donnern widerhallte.

„Die arme Manuelita!“ murmelte Wagner lächelnd, indem er sich zum Don López wendete. „Sie glaubt hier ein Stündchen schlafen zu können!“

„Warum nicht?“ versetzte der Angeredete lachend. „Ein Creolenkind wird hier zu Lande zeitig an Blitz und Knall gewöhnt!“

Es mochte wohl eine halbe Stunde vergangen sein, da tönte plötzlich ein gellender Aufschrei durch das Geräusch der Lustbarkeit.

Der Schrei kam von den Hütten her.

Die Lustigen, welche sich dem rancho zunächst befanden, starrten dorthin.

Sie sahen einen der Knaben des rancho, die Hände erhoben, Angst und Entsetzen in den Zügen, herbeistürzen.

„Mord! Mord!“ schrie der Knabe athemlos.

Man umringte ihn.

„Wo? Was gibt's?“ rief man ihm zu.

„Dort — dort — an Mutter Carmelita's Hütte!“

stammelte der Knabe, schreckhaft mit den Händen hinter sich deutend.

„Allmächtiger Gott, Manuelita!“ schrie der sich hinzudrängende Wagner, und eilte, von Entsetzen erfaßt, den Hütten zu.

Don López folgte dem jungen Deutschen so rasch er es vermochte.

Alles sprang erregt durcheinander. Die Weiber, Mädchen und Kinder schrieen, die Männer griffen zu der ersten, besten Waffe, die Milizsoldaten eilten zu ihren zusammengestellten Carabinern.

Und nun fand ein allgemeines Stürmen nach dem rancho hin statt.

Wagner und ein Dutzend Mestizen und Indianer erreichten zuerst die im Hintergrunde gelegene Hütte der Ehrenmutter.

Der junge Deutsche schrie plötzlich auf, als sei er auf den Tod verwundet.

Neben der Schwelle der Thür, der sich auf fünfzig Schritte Entfernung ein Dickicht gegenüber befand, lag José entseelt.

Ueber sein hageres Antlitz rieselte das Blut nieder; er hatte eine Kugel durch die Stirn erhalten, der ehrliche mozo war auf seinem Posten gestorben.

Wagner stürzte in die Hütte, der Hängematte zu.

Er stieß einen Ruf der Verzweiflung aus — die Hängematte war leer.

„Manuelita!“ schrie er außer sich, die Hütte verlassend — „Manuelita!“

Es drängten sich Mehrere an den Deutschen heran. Unter ihnen der Knabe, der zuvor den rancho allarmirt hatte.

„Die fremde Frau ist geraubt!“ rief er. „Ich kam zufällig hierher und sah, wie ein halbes Dutzend Männer sie dort hineinschleppten!“

Und der Knabe deutete auf den Wald gegenüber, dorthin, wo sich die Gebirgskette schroff südöstlich hinabzog.

„Geraubt!“ lallte Wagner.

„Geraubt!“ hieß es ringsum.

„Geraubt!“ murmelte Don López dumpf. „Und mein armer José todt, mein treuer José!

Erschüttert beugte er sich zu seinem Diener hinab. Eine Thräne rann über die Wangen des alten Haudegens.

Dann ermannte er sich und richtete sich ungestüm auf. Sein Auge blitzte in düsterer Glut. Der wohlwollende Ausdruck, den gewöhnlich sein Antlitz trug, war verschwunden, die Züge desselben zeigten sich strenge, eisern.

„Es ist klar,“ rief er, „mein armer Bursche ward von jenem Dickicht aus ohne weiteren Kampf erschossen, die junge Frau im Schlafe geknebelt,

noch bevor sie die Hängematte verlassen und um Hülfe schreien konnte! Die Schüsse und der Lärm auf der Wiese ließen uns diesen Todesschuß hier überhören. Auf! Setzen wir den Schurken nach!"

„Ihnen nach!" brüllten rings die Mestizen und Indianer.

Der dicke Don Pérez taumelte heran. Seine vollen Wangen waren bleich, seine Züge verstört. In jeder Hand hielt er eine Pistole, und schwur hoch und theuer, daß er die elenden Räuber seiner Tochter vernichten werde. Dabei aber hielt er seine Mordwaffen mit äußerster Vorsicht weit von sich ab, er fürchtete sich augenscheinlich vor ihnen. Hatte er doch bis zur Stunde noch niemals eine Pistole losgedrückt!

Wagner's Schmerz war entsetzlich. Dennoch verlor der junge Deutsche seine Geistesgegenwart nicht. Hastig entwarf er mit Don López und den Männern, die bereitwillig sich zur Hülfe anboten, einen Plan zur Verfolgung der Räuber.

„Sie werden zu einer der südöstlichen Schluchten gezogen sein!" rief der ranchero, dessen Hochzeitsfest so blutig unterbrochen worden. „Die Burschen gehören sicher zu den Banden des Marquez, die schon zu verschiedenen Malen hier umherstreiften. Wir müssen ihnen zeigen, daß man sich nicht ungestraft feindselig unserem rancho nähern darf, denn thun wir das nicht energisch,

so galt es heute der fremden Dame und morgen wird es unseren Frauen und Schwestern gelten! Vorwärts also zu den Schluchten, und der edle caballero, dessen armer mozo dort getödtet ward, übernehme die Leitung des Ueberfalls, denn er scheint mir der geeignetste Mann dazu zu sein!"

„Ja, ja!" hieß es ringsum.

„Wohl!" versetzte Don López. „Ich leite die Expedition, so gut wie ein alter Soldat es vermag, aber als solcher fordere ich blinden Gehorsam. Kein Schuß falle ohne meinen Befehl, wir müssen uns wo möglich den Elenden unbemerkt nähern, sie umzingeln und gefangen nehmen, ohne daß ihnen Zeit übrig bleibe, von ihren Waffen Gebrauch zu machen, denn wir dürfen das Leben der jungen Frau, die wir befreien wollen, nicht gefährden! Und einige Burschen mögen hier bleiben, lachen, jubeln und Raketen steigen lassen wie zuvor, daß die Schelme nicht glauben, der rancho sei allarmirt!"

Alle stimmten bei, und was beschlossen worden, ward rasch ausgeführt.

Ein halbes Dutzend Indianer entledigte sich jeglichen Kleidungsstückes, um als Späher schlangengleich über den Boden hin durch's Gestrüpp dem Zuge voranzukriechen, der, wohl sechzig Köpfe stark und wohlbewaffnet, von Don López klug vertheilt wurde.

Und nun ging es fort, nach der Richtung hin, welche der Knabe angegeben.

Der junge ranchero hatte noch eine Umarmung für sein jungfräuliches Weib. Dann stahl er sich in das Dickicht, wie es die Anderen fast lautlos und ohne Waffengeklirre thaten.

Don Pérez hielt sich zu der Miliz.

„Was mag nur die Schurken bewogen haben, gerade die Manuela zu rauben?“ murmelte er mit zitternder Stimme vor sich hin.

Der arme José hätte darauf Antwort geben können, wäre der Mund des ehrlichen mozo nicht für ewig geschlossen gewesen.

IV.

Kaum eine legua vom rancho entfernt, liegt eine schmale und kleine Schlucht, eigentlich richtiger ein Durchschnitt oder Felsenpaß, der eine nicht unbeträchtliche Erhöhung des Waldbodens spaltet.

Die Seitenwände dieses schmalen Passes sind schroffes, unerklimmbares Gestein, hoch oben waldbewachsen. Ein Pfad schlängelt sich durch diesen

Paß, und ein kleiner Wildbach durchrieselt ihn. An der nördlichen Seite der durch die Natur bewerkstelligten Felsbodensprengung, befindet sich eine ziemlich bedeutende Aushöhlung des Gesteins, die eine wildgezackte, hohe, aber nicht tiefgehende Grotte bildet.

In und vor dieser Grotte lagerte einige Zeit vor der Stunde, in welcher der größte Theil der Gäste und Bewohner des rancho unter der Führung des Don López aufgebrochen war, eine kleine Schaar bewaffneter Menschen.

Ein Feuer, das sie in der Grotte, wenige Schritte vom Ausgange derselben entfernt, angezündet hatten und mit dürren Aesten unterhielten, warf seinen flackernden Schein auf das graue Gestein, die seltsamen Risse und Vorsprünge der unheimlichen Höhle und die verwilderten Züge der noch unheimlicheren Gestalten, von denen der Paß an dieser Stelle sich belebt zeigte.

Es waren etwa sechzehn Mann, welche dort herum lagen und standen. Sie trugen die gewöhnliche Kleidung der Guerillabanden Mexico's.

Ein einziges Frauenzimmer befand sich in dieser mehr als verdächtigen Gruppe.

Dieses Frauenzimmer saß oder lag vielmehr auf einem niedrigen, flachen Felsblocke.

Ihre Hände waren gebunden, ihr Mund war mit einem Tuche verstopft, ein breites Band, das

hinten am Kopfe zusammengeknüpft sein mußte, hinderte das Verschieben des Tuches.

Die kleine Schaar mußte soeben erst bei der Grotte angelangt sein, denn mehrere der Männer, von denen einige sicher das Frauenzimmer getragen hatten, schickten sich jetzt erst an, über dem Feuer einen Kessel zu befestigen, also die Zubereitung eines Nachtmahles zu besorgen.

Während dieses geschah, hallte ein Schritt vom felsigen Grunde des Engpasses näher und näher.

Und nun trat eine hohe Gestalt zur Grotte und in den Feuerschein.

Es war das ein schlanker, wohlgebauter junger Mann von etwa fünfundzwanzig Jahren. Seine Züge waren bleich und verlebt, doch schön und edel geformt, wenn auch hart. Sein großes Auge blitzte in düsterer Glut, seine Haltung war stolz, um seine schmalen Lippen zuckte ein verächtliches Lächeln.

Auch er trug Waffen, seine Kleidung war aber besser und gewählter als diejenige der Männer, welche sich um das Feuer geschaart hatten.

„Leute," sagte der Hinzutretende, „beeilt Euch mit Eurem Nachtmahl! Wir dürfen nicht lange hier rasten, sie werden uns ohne Zweifel vom rancho aus folgen, sobald sie entdeckt haben, daß die Taube geraubt und der Haushund erschossen

ist! Ihr hättet überhaupt nicht nöthig gehabt, hier ein Feuer anzumachen."

„Man kann es ja weder von den Ausgängen des Passes, noch von der Höhe aus sehen!" brummte einer der bärtigen Gesellen. „Sollen wir etwa die ganze Nacht hindurch, solcher elenden rancheros halber, hungernd weitermarschiren? Weiß Gott, es war hart genug für uns, Oberst, daß Sie uns nicht gestatteten, uns im rancho nach etwas Anderem noch, als die Señora dort, umzuschauen!"

„Sie haben ja," murrte ein Zweiter, den Officier fast unverschämt anblickend, „unseren schlauen Pacho und Andrés an die beiden Ausgänge des Passes als Schildwachen gestellt, was brauchen wir uns da eher von hier fortzumachen, als bis diese etwas Verdächtiges bemerken?"

Der junge Mann, welcher Oberst genannt worden war, machte eine herrische Geberde.

„Ihr habt nicht zu raisonniren, sondern zu thun, was ich, Euer Vorgesetzter, Euch gebiete," sagte er mit schneidender Kälte.

„Wir haben Ihren Willen gethan," versetzte ein wildblickender Geselle kaltblütig vom Feuer her, an dem er schürend saß, „thun Sie nun einmal den unseren, Oberst!"

Der junge Officier biß sich in die Lippen.

Dann aber trat er an den Mann, der geredet

hatte, heran, legte die Hand auf seine Schulter und sagte noch gelassener und eisiger, als jener zuvor gesprochen: „Pedro, ein solches Wort noch, und ich schieße Dir eine Ladung durch den Kopf!"

Der Angeredete starrte finster in die Flammen und murmelte etwas vor sich hin. Auch hier und dort murrte einer der Anderen, Niemand sprach laut, aber mehr als eine Hand zuckte unvermerkt und unwillkürlich nach dem machete im Gürtel.

Es waren das eben Soldaten vom Geiste mexicanischer Disciplin erfüllt, die freilich von derjenigen des europäischen Militärs etwas mehr als ein wenig verschieden ist und auch nicht anders sein kann.

Der junge Officier beachtete nicht im Geringsten die einzelnen Läute, welche er recht gut vernahm, er befahl den neben dem Feuer Sitzenden sich weiter nach dem Ausgange der Grotte zurückzuziehen, und wendete dann der murrend gehorchenden Mannschaft stolz den Rücken.

Er schritt zu der gefesselten Dame, die mit starrem Blick jede seiner Bewegungen verfolgte.

Ohne ein Wort zu verlieren, löste er die Lederriemen, welche die zarten Hände fesselten, und entfernte Band und Tuch vom Antlitz der Dame.

Manuela — denn die schöne Creolin war es — richtete sich zu sitzender Stellung auf.

Sie war furchtbar bleich, aber ihre Züge verriethen weder Angst noch Schrecken.

Ihre funkelnden Augen hatten jetzt eine Schwärze, die ihnen einen fast dämonischen Ausdruck verlieh.

Eine wilde Entschlossenheit leuchtete aus diesem Blick, den sie fest auf ihr Gegenüber richtete.

„Manuela!“ sagte der junge Mann, und in seiner Stimme lag ein seltsames Gemisch von Weichheit und Hohn. „Gestehe, Du hast nicht vermuthet, mich so wiederzusehen?“

„Ich hätte es von Rodriguez Bustamente erwarten sollen, daß er fähig sei, sich zum Wegelagerer, zum verworfenen Banditen zu erniedrigen!“ antwortete Manuela voll Entschiedenheit.

Der junge Officier brach in ein beinahe krampfhaftes Lachen aus.

„Was ich geworden bin, ward ich durch Dich, Du schöne Tyrannin!“ zischelte er. „Laß doch sehen, ob es mir gelingen mag, Dich des Wegelagerers würdig zu machen! Ward es Dir auch leicht, alle Gelöbnisse, welche Du mir einst gethan, zu vergessen, ich habe stets des meinigen gedacht, und sieh nur, wie ich es halte!“

„Rodriguez," versetzte Manuela in energievollem Ton, indem sie sich stolz erhob, „über das Vergangene haben Sie nur sich selber anzuklagen. Ich gab Sie dann erst auf, als es mit meiner Ehre unverträglich ward, Ihnen ferner anzugehören, als ich die Ueberzeugung gewonnen, daß wir uns Beide in einander getäuscht! Sie haben mich so wenig geliebt, wie ich Sie liebte, Sie selber zerstörten meinen flüchtigen kindischen Wahn, und mit meiner Lossagung von Ihnen ward Alles abgethan! Jetzt aber treten Sie mir in den Weg, überfallen mich im wehrlosen Zustande, lassen mich binden, erniedrigen mich vor diesem Volke, schleppen mich hieher! Was wollen Sie von mir? Sich an mir rächen, weil ich Sie verachtete? Tödten Sie mich, wenn Sie den Muth haben, auf eine Schandthat ein Verbrechen folgen zu lassen!"

Rodriguez kreuzte die Arme über der Brust und lächelte, während er die junge Frau mit glühenden Blicken durchbohrte.

„Wie schön sie ist in ihrem Zorn, dieses verführerische Weib!" sagte er dann. „Weiß Gott, es verlohnte sich, um ihren Besitz sich der Hölle zu verschreiben. Manuela, Du bist schöner geworden. Deine reizende Blässe und Deine schwarzen, teuflisch verlockenden Augen jagen von Neuem das Fieber der Leidenschaft in mir empor, das

mich verzehrt hat, seit Du mich verstoßen! Ich Dich tödten? Nein, tödte Du mich im süßen, rasenden Taumel der Sinnlichkeit, die aus jeder Faser Deines Seins zu mir spricht, erdrossele mich mit Deinen weißen schönen Armen, ersticke mich durch glühende, leidenschaftliche Küsse dieser rothen, wollüstigen Lippen! Ich bin es, der zu sterben wünscht, und nicht zu tödten, aber in Deinen Armen, Manuela, in wilder Befriedigung des Durstes, den alle meine Sinne nach Deiner Berührung fühlen! Du erwartest von mir, daß ich mich räche? Dies sei meine Rache!"

Rodriguez hatte leidenschaftlich erregt und doch zugleich voll Hohn gesprochen. Der Anblick des schönen Weibes entflammte ihn, während er sich triumphirend an der Machtlosigkeit derjenigen weidete, von der er sich jetzt nicht allein verachtet, sondern auch gehaßt wußte. Der Ausdruck der Empörung, welche in ihren Zügen aufblitzte, der vernichtende Blick, den sie ihm entgegenschleuderte, ihr fliegender Athem, die furchtbare Erregung ihres ganzen Wesens, das alles übte auf den Verworfenen in diesem Augenblicke einen größeren Reiz aus, als der Zauber verlockender Hingebung ihm hätte bieten können.

Er trat der jungen Frau einen Schritt näher und breitete die Arme aus.

„Hinweg von mir, Elender!" kreischte Manuela.

„Wage nicht, mich zu berühren und gib Raum. Ich bin die Gattin eines Mannes, den ich liebe, über Alles liebe, und eher gebe ich mir den Tod, als daß ich durch Deine Berührung mich entehren lasse.“

Manuela hatte kaum mit fieberhafter Hast diese Worte hervorgestoßen, als sie plötzlich mit einem Sprunge dicht an Rodriguez war. Blitzgeschwind griff sie nach einem Dolche, der im Gürtel des jungen Mannes steckte, und riß ihn hervor.

Die Klinge funkelte secundenlang im Flammenschein, aber im nächsten Augenblick flog der Dolch aus der Hand der kühnen jungen Frau und schlug klirrend an der Felswand der Grotte nieder.

Rodriguez hielt beide Arme Manuela's gepackt.

Sie war wehrlos.

Die ehemals Verlobten starrten einander Aug' in Auge.

„So will ich Dich, meine reizende Löwin,“ flüsterte Rodriguez, „so bist Du meiner würdig! Mordgedanken im Blick, Haß im Herzen! Mein Triumph wird um so größer sein!“

„Rodriguez,“ murmelte die junge Frau dumpf, „ist keine Menschlichkeit in Dir?“

„Wozu,“ antwortete dieser in wilder Erregung,

„hätte ich seit Monaten Eure Diener in Mejico bestochen, mir Nachricht von Euch und Eurer Heimreise zu geben, wozu wäre ich seit Wochen um Vera-Cruz auf der Lauer gelegen, wenn ich jetzt die Stunde, die Dich mir in die Hände geliefert, unbenützt wollte vorübergehen lassen?! Ich habe es Dir in Tacubaja geschworen: Du wirst mein, sei's früher oder später!"

„Du wirst mich erdrosseln müssen, bevor Du mich besiegst, Elender!" keuchte Manuela.

„Ich habe nie Deine Seele begehrt!" murmelte Rodriguez wild auflachend.

„Mein Gatte, Dein eigener Vater werden mich rächen, Rodriguez!" rief Manuela außer sich. „Sie waren im rancho mit mir, sie werden Euch verfolgen und Dich richten!"

„Sie mögen kommen," entgegnete der junge Mann unter höhnischem Gelächter, „sie sollen mir willkommene Hochzeitsgäste sein!"

Und Rodriguez zerrte die mit rasender Gewalt sich Sträubende an den Kerlen vorüber, die seitwärts am Feuer saßen, schmausten, zu ihrem Obersten und der Doña lachend hinüberschielten und zechten, er zerrte sie zur Grotte hinaus, zu den daneben im Engpasse liegenden, finsteren Gebüschen.

„Hülfe!" ächzte Manuela, die sich von den Armen des starken Mannes umschlungen fühlte.

„Sie ist da!" rief plötzlich eine tiefe Baßstimme.

Und eine kräftige, breitschulterige Gestalt trat aus dem Buschwerk hervor, in der Hand eine Pistole.

Rodriguez schleuderte die junge Frau zurück, daß sie zu Boden stürzte, und starrte die Gestalt betroffen an.

Die Männer der Bande aber zunächst dem Ausgange der Grotte sprangen blitzgeschwind in die Höhe und griffen zu den Waffen.

Im nächsten Augenblicke blitzten sechs Flintenläufe dem Manne entgegen, der ruhig vor dem Gebüsche stehen geblieben war.

Einer der Mestizen sprang mit brennendem Kienspahne zu Rodriguez.

Dieser wich einen Schritt zurück.

Er hatte beim Aufflackern der Flamme das Antlitz des Mannes erkannt, der ihm aus den Gebüschen entgegengetreten war.

„Mein Vater!" stammelte er erbleichend.

Dann zuckte sein Blick hastig den Engpaß entlang, und als er sonst Niemanden sah, murmelte er seinen Leuten zu: „Setzt die Gewehre ab!"

Die Männer gehorchten.

Der Ausgang der Grotte füllte sich mit den Uebrigen der Bande.

Don López aber schritt kaltblütig zu der sich

aufrichtenden, einen leisen Freudenschrei ausstoßenden Manuela.

Er reichte ihr die Hand.

„Kommen Sie, Señora," sagte er laut und mit fester Stimme, „Sie stehen unter dem Schutze des Don López Bustamente!"

Rodriguez ermannte sich.

„Was soll hier geschehen, Vater?" fragte er heftig, indem er mit blitzenden Augen und wilder Geberde vorsprang.

„Ich habe keinen Sohn mehr!" antwortete Don López eisig. „Kommen Sie, Manuela!"

„Nun denn," rief Rodriguez, „so erkläre ich hiermit, daß Don López Bustamente durch die Kugeln meiner Leute fallen wird, wenn er es wagt, die Frau dort fortzuführen."

Die eisernen, strengen Züge des alten Mannes nahmen einen furchtbaren Ausdruck an.

„Don López, der Ehrenmann," antwortete er, „Don López, der Patriot und Republikaner, hat nur ein Wort für den Nichtswürdigen, den Mörder, den Ueberläufer, für die Creatur eines Marquez und Almonte!"

Und der Greis riß die Pistole in die Höhe und drückte ab.

Ein Blitz — ein Knall — der Sohn des Mannes, welcher geschossen hatte, stürzte röchelnd und entseelt zu Boden.

Manuela stieß einen Schrei des Entsetzens aus.

Die kleine Guerillaschaar stand betäubt da. Dann wollte sie sich auf Don López stürzen.

Dieser aber pfiff.

Und im nächsten Augenblicke ertönte Kriegsgeschrei und Waffengeklirre von den nahen Büschen, den Ausgängen des Engpasses zur Rechten und Linken, hoch oben von den buschbewachsenen Felsen herab. Und überall blitzten Flinten und Säbel.

„Wir sind verrathen," murmelte Einer der Guerilla dem Andern zu, „man hat unsere Wachen heimlich überrumpelt, wir können nicht entweichen, — ergeben wir uns!"

Von beiden Seiten des Engpasses stürmten Mestizen, Indianer und Milizsoldaten heran.

Sie schleppten zwei gefesselte Menschen mit sich. Einer von diesen war Pacho, der ehemalige mozo Wagner's.

Der junge Deutsche und Don Pérez brachen sich Bahn durch die Menge.

Wagner riß sein Weib an sich.

„Manuelita! Manuelita!" rief er außer sich in einem Gemisch von Freude und Angst — „Dir ist nichts geschehen?"

„Nichts!" stammelte die junge Frau. Doch schaudernd wies sie auf den Leichnam und murmelte: „Sieh dorthin, Vater!"

Don Pérez wankte vorwärts.

Im Flammenschein des Reisigfeuers erkannte er die Züge des Getödteten.

„López, López," rief er entsetzt, „was hast Du gethan?!"

„Ich habe einen Landesverräther erschossen!" antwortete dieser mit lauter Stimme, während kein Muskel seines eisernen Antlitzes zuckte. „Nehmt die Anderen gefangen!"

Der uneigennützige Freund.

Humoristische Skizze.

Zahllose Gasflammen blitzten rings im Salon und warfen einen blendenden Glanz auf die marmorglatten, goldgezierten Stuccaturwände, die anmuthig geschweiften Nischen, in denen reizende Statuetten von epheuumrankten Piedestalen herniederblinkten, auf die schweren, golddurchwirkten, dunkelgrünen Vorhänge, die in gefälligem Faltenwurf die Fenster verhüllten, auf den flimmernden Parketboden, der die Formen all jener lieblichen, stolzen, zauberhaften Gestalten wiederspiegelte, die im lustig wirbelnden Tanze dahinwogten, oder zu Gruppen vereinigt die fröhlich entfesselte Pracht überblickten.

Das zahlreich besetzte Orchester, hatte einige der verlockendsten Tänze gespielt, die sirenenhaften Klänge waren verrauscht.

Es feierte also die Musik, welche einst ein Philosoph einen gefälligen Spektakel nannte, in dem Methode sei. Die geschmückte Menge durchwogte den Ballsaal, man schlenderte auf und

nieder, man plauderte, lachte, begrüßte einander, man musterte die Toiletten, warf fröhliche, abgemessene, feurige, stolze, schüchterne, höhnische Blicke umher, man medisirte, bewunderte, belächelte, beneidete, entfaltete allen Zauber der Koketterie, alle Langeweile geschraubter Vornehmthuerei und selbstgefälligen Eigendünkels, alle Pikanterien einer neckisch anmuthigen Laune, alle Naivität einer sich harmlos dem Taumel der Freude hingebenden Lebenslust, alle Unleidlichkeit eines blasirten Geckenthums.

Hoch oben von der Gallerie, welche sich um den Saal zog, hatte man ein eigenthümliches Gesammtbild von dem Ballfeste. Von dort aus glich die Damenwelt, als noch der Cotillon seine Zauber entfaltete, einer farbenreichen Blumenkette, die in reizenden und wunderbaren Verschlingungen sich wand, löste, sich wieder verband, und gleich einem chromatropischen Farbenspiel durcheinander glitzerte. Das ganze luftige und duftige Treiben würde von dort oben aus wie eine märchenhafte Fata Morgana erschienen sein, hätten nicht die schwarzbefrackten Herren jeden Augenblick daran erinnert, daß man sich auf einem Wohlthätigkeitsballe in einem der elegantesten öffentlichen Lokale der Residenz, auf einem halb und halb exclusiven Feste, zu dem jeder der Anwesenden durch Protektion, Standesbefugniß und ein voll edler Resignation darge-

brachtes Geldopfer in höchst prosaischer Weise war zugelassen worden.

Ueber die Brüstung der erwähnten Gallerie lehnte seit einer Stunde etwa ein junger, mit äußerster Sorgfalt gekleideter Kavalier.

Nach Art der vornehmen Dandies schaute er mit ziemlich gleichgültiger Miene auf das schimmernde Durcheinander herab.

Die Haltung des jungen Mannes war zuversichtlich, aber keineswegs anmaßend. Seine feinen, regelmäßigen Gesichtszüge drückten nicht gerade jene eckle Blasirtheit und Abspannung aus, welche sehr häufig die jugendlichen Roués großer Residenzen auf hundert Schritte kennzeichnet, aber sie ließen doch gewahren, daß er so ziemlich die Zerstreuungen der fashionablen Existenz eines Lebemannes durchgekostet habe. Sein etwas blasses Aussehen machte ihn jedenfalls den Damen um so interessanter, als es zugleich seinen blitzenden Augen, den zierlich gedrehten Schnurr- und Knebelbart, und das natürlich gelockte, reiche, glänzende Haupthaar noch dunkler erscheinen ließ, als es war. Schlank und hoch gewachsen, imponirte seine Gestalt ohne alle Frage, die Eleganz und Anmuth seiner Bewegungen trug wesentlich dazu bei, seine Erscheinung einnehmend zu machen.

Obwohl, wie gesagt, seine Miene einen ziemlich gleichgültigen Ausdruck hatte, beobachtete er die

wogende Menge doch aufmerksam. Ihn beschäftigte diese Musterung sogar derart, daß er den kleinen corpulenten Herren nicht gewahrte, der seit etwa zehn Minuten auf der dicht von Zuschauern besetzten Gallerie neben ihm stand und ihn von Zeit zu Zeit verstohlen anblinzelte.

Dieser kleine Herr spielte eine drollige Figur, man konnte ihn nicht anblicken, ohne über ihn zu lächeln. Seine winzige Gestalt war kugelrund und dabei in eine stutzerhafte Kleidung so zu sagen eingezwängt. Die weiße, tadellos gefaltete Halsbinde, welche er trug, preßte das doppelte Unterkinn und die fleischigen, überhängenden, bartlosen Wangen, deren dunkle Röthe durch die in's bläuliche schillernde rothe Schattirung der kolbenartigen, wie ein unförmlicher Fleischklumpen zwischen die Wangen hineingequetschten Nase überboten ward. Der einer Wassermelone gleichende Kopf war nur spärlich mit Haaren bedeckt, diese aber hatte der kleine Herr mit großer Geschicklichkeit und Hülfe einer Stangenpomade so über den kahlen Scheitel vertheilt und geklebt, daß man die Dürftigkeit der Hauptzierde nicht auf den ersten Blick gewahrte. Ein martialisch langer, etwas röthlichschwarz gefärbter Schnurrbart, unstreitig eine Errungenschaft aus dem 48ger Jahre, sah so aus, als sei er nicht auf seiner Lippe gewachsen, sondern künstlich dort befestigt, jedenfalls paßte er ganz und gar nicht

in das aufgedunsene Gesicht, dessen gutmüthige Züge zugleich einen lustigen, verschmitzten Ausdruck hatten. Diesen Ausdruck fand man auch in den kleinen schwarzen Augen wieder, die rastlos hin und her rollten, wie denn überhaupt das Männchen in seinem ganzen Wesen eine beinahe fieberhafte, possirliche Beweglichkeit entwickelte.

Der kleine Herr hatte noch eine halbe Stunde zuvor den Tanzsaal durchtrippelt, nach allen Richtungen der Windrose in der Art eines Ballons umherschnellend, der dicht über den Erdboden hingleitet. Dann war ihm plötzlich der junge Mann auf der Gallerie zu Gesicht gekommen, eine freudige Ueberraschung über seine schwammigen Züge gestreift, und mit dem gemurmelten Ausruf: „Das ist ein glücklicher Zufall, die Sache läßt sich hier ganz süperb einleiten!“ hatte er augenblicklich Kehrt gemacht und war der Treppe zugesteuert, die zur Gallerie führte. Eine hübsche Weile hatte es gedauert, bevor es ihm gelungen war, auf der dicht bevölkerten Gallerie bis an die Seite des jungen Kavaliers zu gelangen. Und nun er neben ihm stand, und sich durch Räuspern und einige Ah's und Oh's und Bravos und Charmant's sowie durch allerlei Bewegungen vergeblich bemerkbar zu machen gesucht hatte, da sah er bald ein, daß er zu einem wirksameren Mittel schreiten müsse, seine Existenz dem Nachbar zu verkünden.

„Wahrhaftig, ich merke schon, ohne einen Rippenstoß wird es nicht gehen!" flüsterte er in sich hinein.

Das Männchen bedachte sich nicht lange, und schob einen seiner runden Ellbogen dem jungen Mann ziemlich herzhaft in die Seite.

Der Gestoßene blickte den kleinen Herren nicht eben freundlich an.

Dieser aber verzog sein melonenhaftes Antlitz zu einem harmlosen Lächeln.

„Verzeihen Sie, mein Herr," begann er mit einer Stimme, die wie eine Kindertrommel klang, — „daß ich Sie unfreiwillig ein wenig unter dem Druck der Verhältnisse habe leiden lassen. Man machte es mir in denselben Augenblicke nicht besser, im Gegentheil, der Stoß, den mir meine Nachbarin versetzte, und den mich das Gesetz der Schwere zwang, Ihnen mitzutheilen, war für mich bei weitem ausgiebiger, — Sie werden das begreifen, wenn es Ihnen belieben sollte, den spitzen Ellbogen der hageren Dame und den meinigen zu prüfen!"

Diese sonderbare, frischweg hervorgeschwatzte Entschuldigung und die drollige Art, in der sich der kleine dicke Herr dabei benahm, verscheuchten sofort das Unmuthswölkchen von der Stirn des jungen Mannes.

„Die Sache hat nichts auf sich," versetzte er

lächelnd — „man ist in solchem Gedränge in der That nicht Herr seiner Bewegungen!"

„Freilich nicht!" schwatzte das Männchen weiter. — „Und hier auf der Gallerie fühlt man wahrhaftig sein Herz an den Rippen des Nebenmenschen pochen! Wenn das nur immer anmuthige Rippen wäre! Mein Gott, man muß jedes Ding nehmen, wie es ist, sagt der Philosoph. Ich gestehe, daß es sich doch der Mühe verlohnt, hier hinaufgeklettert zu sein, und sich ein wenig drücken zu lassen. Wie gut übersieht man da den ganzen geputzten Schwindel. Man hat das vor sich wie auf einem Präsentirteller. Sie müssen schon entschuldigen, mein Herr, ich stelle gern Beobachtungen an, vielleicht haben Sie auch diese Passion?"

„O ja," erwiederte der junge Mann, den das Männchen zu belustigen anfing — „besonders wenn mir irgend ein 'origineller Kauz in den Weg kommt!"

„Da sehen Sie," kicherte der kleine Herr — „gerade so geht es mir. Die originellen Käuze gehören freilich in unsern Tagen zu den Raritäten, aber das thut nichts, man findet auch so Unterhaltung genug, wenn man Beobachtungen anstellt, und besonders auf einem Balle, obgleich sich da die Meisten nicht geben, wie sie sind. Man trägt in Gesellschaften, was man vom Kauzthum in sich hat, verkappt mit sich herum, man glaubt es ganz

sicher versteckt, aber siehe da, ein kleiner geringfügiger Anlaß, eine Bagatelle und man zeigt so gut, was man vom Narren in sich hat, wie der unbefangenste Thor. Mir macht es Spaß, aus Jedem den Kauz herauszufinden, der in ihm steckt! Ihnen nicht auch?"

„Bisweilen! Es wird Einem nicht immer grade schwer gemacht!" antwortete der junge Mann mit ironischem Seitenblick auf den corpulenten Nachbar.

„Da haben Sie recht!" betheuerte dieser, mit der größten Unbefangenheit lächelnd, während er listig sekundenlang zu dem Andern hinüberschielte. — „Man spielt oft bereits mit den Schwächen eines Menschen, während dieser glaubt, er spiele mit den unseren! Doch apropos, Sie tanzen wohl gar nicht?"

„O doch!"

„Pardon, ich habe geglaubt, Sie gehören zu unserer blasirten Jugend!"

„Nur halb und halb!"

„Desto besser für Sie! Es sind hier heute viele reizende Mädchen. An Ihrer Aussprache erkenne ich den Landsmann, da wird Ihnen hier auch wohl manche der tanzlustigen Schönheiten bekannt sein."

„Sie irren, mein Herr. Ich war einige Jahre von der Heimat abwesend. Die wilde Hast, mit der heut zu Tage alles betrieben und abgethan

wird, hat auch längst die tanzende Welt ergriffen, — wer heute tanzt, denkt in zwei Jahren nicht mehr daran, dies zu thun. Mir sind also die hübschen Kinder, welche ich seit einer Stunde dort vorüberpolken und walzen gesehen habe, völlig fremd, sie gehören einer mir neuen Generation an!"

„So, so! Und Sie fühlen nicht den Beruf in sich, mit dieser Generation sich vertraut zu machen?"

„Ich kann nicht ja und nicht nein sagen! Vor der Hand bleibe ich auf meinem Beobachterposten."

„Und wenn Sie erlauben, so leiste ich Ihnen noch ein wenig hier Gesellschaft!" schmunzelte das Männchen. — „Ich bin zuvor im Ballsaal leidlich herumgestoßen worden und habe einige unfreiwillige Entrechats machen müssen, das ist für mich vorläufig genug. Aber wahrhaftig" — fuhr der kleine Mann mit großer Zungengeläufigkeit plaudernd fort. — „Sie haben mit Ihrer neuen Generation nur theilweise recht, denn ich sehe da mehr als eine Grazie, die zur alten Garde gehört!"

„Ich habe in der That auch einige bekannte Gesichter im Saale bemerkt, aber es ist mir nicht besonders darum zu thun, mich ihnen zu nähern!" warf der junge Mann nachlässig hin.

„Ja, ja, ich begreife!" schwatzte der kleine Herr fort. — Erinnerungen, welche geniren —"

„Wie meinen Sie das?“ fragte der junge Mann hastig, indem er leicht erröthete. — „Ich sprach von einigen Herren, die —“

„Ah so!“ unterbrach das Männchen, wiederum verstohlen einen listigen Blick auf den Anderen werfend. — Aber lassen wir doch die Herren, uns kann heute nur das schöne Geschlecht beschäftigen. Es gibt uns ohnehin vollauf zu thun. Da sehen Sie nur jene drei Damen, die kurz vor dem Orchester Kehrt machen und einander an den Händen halten, weil die fabelhaften Crinolinen ihnen das vertrauliche Arm in Arm gehen unmöglich machen. Die Eine ist wahrhaftig mehr als wünschenswerth durchsichtig und die beiden Anderen sind leider dem Uebermaß der Vollsäftigkeit geopferte Erscheinungen — Sie bemerken hoffentlich, wie delikat ich „spindeldürr“ und „schwülstig“ ausgedrückt habe — die Mädchen wären sonst nicht übel, ich kenne sie, es sind Beamtentöchter. Man drängt sich nicht sonderlich um sie, denn die Blicke einer Jeden sagen zu deutlich: Ich habe zwar weder Diamanten noch Perlen, obwohl ich mich auch daran gewöhnen könnte, und weniger als Menschenbegehr heut zu Tage, aber ich habe die schönsten Augen, und diese müssen wir womöglich einen Gefährten für das ganze Leben schaffen, denn der Vater ist ein sehr braver Mann, aber er wartet noch immer auf Beförderung und richtet sich in-

dessen für unsere Toiletten zu Grunde. Den armen Vater aber zu ruiniren verbietet uns die Kindespflicht, darum suchen wir uns Gatten dazu! — Das sind nun wohl recht achtungswerthe Gefühle, mein junger Freund, aber sie sind nicht nach Jedermanns Geschmack! — Und sehen Sie, welch ein Gegensatz zu den Dreien! Bemerken Sie die runden, orientalischen Frauengesichter, die jetzt hinter dem Kleeblatt auftauchen?"

„Die geputzten Jüdinnen?" fragte der junge Mann lächelnd.

„Ja, ja! Da ist nichts Begehrliches, Hastiges, kein Ringen nach einem unbestimmten Ziel, wie bei den Beamtentöchtern, Alles ist leidenschaftslos, Alles ist befriedigt, besonders die Eitelkeit. Wir haben einen südlichen Teint vor uns und schwarze Augen, aber diesen Teint durchschimmert nicht der tropische Glutschein eines leidenschaftlichen Temperamentes, die schwarzen Blick eirren umher, wie eingeschläferte Blitze, wir sehen gefrorene Spanierinnen vor uns, — das deutsche Klima und der Erfolg des Börsenspieles der Väter und Gatten verwischten den Schmelz von den schönen Töchtern Israels. Sie sind fett und kurzathmig, wie Hamlet gewesen sein soll, aber sie grübeln nicht wie dieser, sie haben. Haben ist freilich eine gute Sache, mein junger Freund!"

Das kugelrunde Männchen blickte zu seinem

Nachbar empor, und lächelte bedeutungsvoll. Dieser konnte nicht umhin, laut aufzulachen.

„Eine sehr richtige Bemerkung!“ sagte er.

Der kleine possirliche Mann ließ aber schon wieder die im Saale lustwandelnden Schönen die Revue passiren.

„Lassen wir die sieben fetten Jahre des Agios vorüberrauschen,“ plauderte er lustig — „und sehen wir, was ihnen nachfolgt. Aha, da haben wirs. Dort kommen schon die sieben mageren hinterdrein! Was sagen Sie zu jener hübschen jungen Dame? Ich meine die mit der einfachen Balltoilette. Das sind sicher Bürgerstöchter, die nicht viel auf Putz zu verwenden haben.“

„Aber die Mädchen sind nichtsdestoweniger elegant und reizend!“

„Freilich! Mit wenigen Mitteln erreichten sie mehr als die pomphaft aufgeputzten „gefrorenen Spanierinnen.“ Das zeugt von Geist und Schönheitssinn. Wie es heißt „le style c'est l'homme,“ so sollte man sagen „die Toilette ist die Dame.“ Nicht wahr? Arme Kinder, sie werden schon glücklich sein, wenn man ihnen heute ein Souper zahlt! Aber schauen Sie sich doch jene Großhändlersfrauen an, die stolz daherrauschen und ein Vermögen am Halse blitzen lassen, und daneben die Gattinnen kleiner Industrieller, die es mit ihrem unechten Flitterwerk und Bronceschmuck den ersteren

gleich thun möchten. Was halten Sie von diesen Damen und ihren niedlichen Töchtern, die sich dort weiterhin im Saale, unter dem zweiten Kronleuchter, am Arme ihrer Tänzer umhertreiben?"

„Die Töchter werden vermuthlich Gänschen sein, damit ist gesagt, wofür ich die Mütter halte!" versetzte der junge Mann lächelnd. — „Doch blicken Sie gefälligst dorthin," — setzte er hinzu, auf eine Gruppe stolzer Schönheiten deutend, „die unfern von ihnen sich fast unter der Gallerie aufhielt. — Sie scheinen mir alle Welt zu kennen. Ist Ihnen jene Dame dort bekannt?"

„Welche Dame?" schnarrte das dicke Männchen, und lehnte sich, so viel es ihm seine Corpulenz erlaubte, über die Brüstung.

„Jene Dame dort im blauen Atlaskleide und mit der fast gebieterischen Haltung. Sie ist nicht mehr jung, ihre Reize stehen nicht mehr in voller Blüte, dennoch ist sie ein herrliches Weib, ihre üppigen Formen sind majestätisch, sie gleicht einer triumphirenden Juno. Sehen Sie dieses Selbstbewußtsein in Blick und Geberde! Diese Dame stieß gewiß niemals in ihrem Leben auf Widerspruch!"

„Sie glauben?" kicherte das Männchen. — „Nun denn, jene Dame ist die Baronin B. — ihre einzige Tochter ist vor drei Monaten unter die Primadonnen gegangen, und singt jetzt mit

großem Beifall unter fremdem Namen auf den Bühnen Italiens. Die Mutter hat sich von ihrem einzigen Kinde losgesagt, es verwünscht, enterbt, und nun — steht sie da und lächelt, und hat soeben die Quadrille mitgetanzt!"

„So, so! Und das schöne blasse Mädchen neben ihr? Das Rosakleid, das sie trägt, läßt ihre Blässe scharf hervortreten. Wie aristokratisch sind ihre Züge geschnitten, wie reizend und ebenmäßig ist ihr Profil, wie ruhig und unbefangen der Ausdruck ihres Antlitzes! Sie gleicht einer Elfenkönigin, deren Herz das Treiben der Welt mit seiner Lust und seinen Schmerzen nicht berührt!"

Das Männchen zuckte leicht die runden Schultern.

„Nicht berührt?" war seine fast spöttische Antwort. — „Wie man es nehmen will! Dieses junge Mädchen ist eine Baronesse F. — Den vergangenen Sommer verbrachte sie auf einem Landgute ihres Vaters. Als sie im Herbst zur Residenz zurückkehrte, um sich mit dem Freiherrn von R. zu verloben, erschoß sich ein junger Förster in einem Walde, der an das Gut des Barons grenzt. Die Baronesse nahm, so sagt man, als sie kaum erst nach der Residenz zurückgekehrt war, Morphin, — doch nur sehr wenig, wie es scheint, denn — sehen Sie — auch sie lächelt ihrem Tänzer zu, der sie zu der Gruppe führt."

Der junge Mann blickte einige Sekunden nachdenklich auf die Damen nieder.

„Hm!" sagte er dann — „Wer ist denn die schöne junge Frau dort, die mit sorglos lachendem Blick an der Hand des Herrn von D. daherrauscht? Kennen Sie ihn nicht, den alten Stutzer?"

„Freilich! Wer kennt ihn nicht?"

„Ihr Antlitz strahlt von Glück und Zufriedenheit, in ihrer Miene, ihrem Benehmen liegt nichts Berechnendes, sie scheint mir ein unbefangenes Gemüth zu besitzen!"

„Unbefangen?" näselte der kleine Herr — „Sie ist die Gattin des Banquiers E. Als sie heiratete, machte sie zuvor contractlich aus, daß es ihrem Gatten nur gestattet sei, sie zur Dinerzeit zu sehen, und daß er ihr bei einer etwaigen Trennung einen Jahresgehalt von 40,000 Thalern auszusetzen habe."

Der jugendliche Nachbar des Dicken blickte diesen lächelnd an.

„Wahrhaftig," sagte er — „Sie plaudern wie ein Mephistopheles. Und es scheint, Sie kennen sämmtliche Geheimnisse der Residenz, wenigstens der hiesigen Damenwelt. Weiß Gott, wenn ich die Absicht zu heiraten hätte, ich könnte nichts Gescheidteres thun, als mich um Ihre gütige Protektion zu bewerben. Ich liefe da wenigstens nicht Gefahr, an ein Wesen zu kommen, über dessen

Eigenschaften und kleine Verirrungen ich erst nach den Flitterwochen aufgeklärt würde!"

„Wohl gesprochen, junger Mann!" versetzte der kleine Herr schmunzelnd. — „Sie sehen mir aber nicht wie Einer aus, der Lust hätte, auf Freiersfüßen zu gehen!"

„Nun, nun, es kommt darauf an! Was Sie mir soeben über jene Damengruppe gesagt haben, ist freilich geeignet, auch den Muthigsten, dem ganzen schönen Geschlechte gegenüber, ein wenig kopfscheu zu machen."

„Lassen Sie's gut sein, es gibt noch immer junge Damen, die keine Geheimnisse haben. Ich selber kenne einige solcher Schönheiten, die ganz das sind, wofür sie sich geben, auf deren Unbefangenheit ich unbedingt Vertrauen setze!"

„Vielleicht beweist das Letztere nur, daß jene Damen noch vorsichtiger als die anderen, und Sie nicht allwissend sind, mein Herr!"

Der Kleine zuckte die Achseln.

„Wohl möglich!" sagte er lächelnd. — „Sie scheinen mir übrigens ein großer Zweifler zu sein! Für einen solchen ist es jedenfalls das beste, eine reiche Partie zu machen. Auf alle Fälle bleibt da, wenn alle Illusionen schwinden sollten, immer noch etwas angenehm Reelles, das sich nicht ableugnen läßt. Apropos, Sie sind schon zeitig auf den Ball gekommen?"

„Vor einer Stunde. Ich war im Theater und soupirte dann, bevor ich Toilette machte, mich hierher zu verfügen."

„So, so. Wenn ich nicht irre, so gab man heute Kabale und Liebe?"

„Ganz recht."

„Nun, eine ganz charmante Vorstellung. Unser jugendliche Liebhaber ist freilich ein etwas corpulenter, aber dennoch braver Ferdinand. Gescheidt ist er übrigens doch nicht!"

„Wie so?"

„Die Luise Miller in dem Schiller'schen Stück da ist wohl eine recht hübsche Person, wie kann man aber ein armes Mädchen heiraten wollen?"

Der junge Mann lächelte.

„Ah, meine Aeußerung belustigt Sie!" — fuhr der kleine Herr eifrig fort. — „Könnten Sie thöricht genug sein, ein Mädchen zu ehelichen, die keinen Heller hat?"

„Vielleicht, — wenn ich einen Engel an Gemüth finden sollte, ein geistvolles Mädchen, ein reizendes Geschöpf —"

„Sehr wohl," unterbrach das Männchen den Anderen so eifrig wie zuvor — „wenn nun aber ein solcher Engel obendrein Thaler hat, mein Herr, viele Thaler, könnte dieser Umstand Ihr Nervensystem verletzen?"

„Durchaus nicht!" war die lachend gegebene Antwort.

„Nun also! Wollen Sie solch einen Engel sehen, ein solches reizend bekapitalisirtes Geschöpf, ein Wesen mit einer ungeheuer geistvollen Rente und einem äußerst rentablen Gemüth? Blicken Sie dorthin, rechts vom Orchester —"

„Ah, jene Dame im weißen Kleide, die sich nach der Mitte des Saales —"

„Ich bitte, rechts vom Orchester, — die Dame sitzt, lassen Sie Ihren Blick über die Divans hinschweifen, welche sich die Wand entlang ziehen — warten Sie — eins, zwei, drei, vier — die siebente Dame ist's, vom Orchester aus, ein himmellanger Herr, eine dürre Hopfenstange, steht neben ihr — der ist ihr Vater — sehen Sie die Dame jetzt?"

„Ja, ja! Sie trägt ein Kleid von Tüll d'Illusion mit reichem Spitzenbesatz —"

„Richtig!"

„Wer ist die Dame, wenn ich so indiskret sein darf zu fragen?"

„Fräulein Rosa Halbmeier. Damit ist aber noch so gut wie nichts gesagt, mein Lieber. Sie hat — doch sagen Sie mir zuvor, wie finden Sie die Dame?"

„Sie ist wahrhaftig nicht übel!"

„So! Nicht übel — Sie finden sie nicht übel, — das ist sehr herablassend von Ihnen. Er findet

sie nicht übel! Wissen Sie, was das Mädchen für Eigenschaften besitzt? Vorerst ist sie häuslich, sehr belesen und dabei doch bescheiden, dann hat sie ein Herz, o Gott, sie könnte keiner Ameise auf den Fuß treten, — und endlich gehören ihr jetzt schon, von ihrer seligen Mutter her, dreißigtausend Thaler jährlicher Einkünfte! Herr, Sie finden dieses Mädchen, die ohnehin alle Welt für sehr hübsch erklärt, nur nicht übel? Ah, das ist nicht übel!"

„Dreißigtausend Thaler jährlich!" murmelte der junge Mann, seinen zierlichen Schnurrbart drehend. — „In der That, ich sah das Antlitz des Mädchens zuvor nur im Profil, ich sehe sie jetzt besser, wahrhaftig, sie ist ein reizendes Geschöpf!"

„Sie sehen sie jetzt besser? Aha, ich hab' es mir gedacht. Er wird das reizende Geschöpf immer besser sehen, sobald ich es ihm in's rechte Licht stelle. Sie bemerken den langen Kleiderstock, den Vater der Dame?"

„Er ist nicht wohl zu übersehen —!"

„Freilich, der Kerl ist so lang, daß er stets niederknieen muß, wenn er sich das Halstuch umbinden will. Gut, dieser unendliche Vater, der noch vor einigen Jahren mit Zucker, Kaffee, Häringen und Käse handelte, und dann die Spezerei mit dem Rentierthum vertauschte, ist ein Millionär, in des Wortes verwegenster Bedeutung! Das Mäd-

chen, das einzige Kind dieses Kleiderstockes, ist also eine kolossale Partie!"

„Ich begreife das!"

„Er begreift das, — das ist wenigstens schon etwas! Sie sind also doch kein so hartgesottener Sentimentalist, daß Sie nicht so lebenspraktische Eigenschaften zu schätzen wüßten."

„Und Sie sagten, das Mädchen sei überdies liebenswürdig und geistreich?"

„Wollen Sie sich von der Wahrheit meiner Behauptung überzeugen?"

„Wie kann ich das? Der Vater kennt mich nicht, und die jungen Damen, vor Allem wenn es Erbinnen sind, pflegen, so viel ich mich noch von früher her erinnere, auf den in diesem Lokale veranstalteten öffentlichen Bällen mit keinem Unbekannten zu tanzen."

„Ich stelle Sie vor. Der Herr Halbhuber — halt, er heißt Halbmeier — mit den Namen geht mir's schlecht, mein Lieber, ich bringe sie gewöhnlich verkehrt heraus, hab' ich sie auch noch so oft gehört. Es ist eine Schwäche von mir. Ich halte mich stets an die Sache und nicht an den Namen. Also der Herr Halbhuber wird erfreut sein, wenn ich Sie ihm vorstelle."

„Ah, als flotten Tänzer?"

„Nein, sogleich als flotten Heiratskandidaten."

„Was der Teufel!"

„Nachdem Sie mir die Erklärung abgegeben, daß eine Million nicht Ihr Nervensystem verletze —"

„Aber ich bin Ihnen ja völlig unbekannt! Ueberhaupt, wie wollten Sie mich vorstellen? Sie wissen ja noch nicht einmal meinen Namen!"

„Das ist wahr!" versetzte der corpulente Herr schmunzelnd und mit einem verschmitzten Seitenblick. — „Wenn's beliebt, so tauschen wir sogleich unsere Karten aus. Hier ist die meine."

Das Männchen zog blitzgeschwind eine Brieftasche hervor, die nach seinem Maßstabe, also umfangreich war. Er entnahm ihr eine Visitenkarte und überreichte sie dem jungen Manne. Das Portefeuille verschwand dann so rasch, wie es erschienen war.

Der Andere hatte indessen ebenfalls eine Karte hervorgezogen und hielt sie lächelnd seiner neuen, originellen Bekanntschaft hin.

Die Herren begannen zu gleicher Zeit zu lesen.

„Emerentius Müller."

„Karl, Baron Wandelstern."

„Element," flüsterte der dicke Herr, „Sie sind Baron, junger Mann? Sie haben die dreißigtausend Thaler Renten und das Uebrige schon so gut wie in der Tasche! Kommen Sie, verlassen wir diese Gallerie. Bevor der nächste Tanz beginnt, muß ich Sie dem langgestreckten Mil-

lioneser und dem rentablen Gemüthe vorgestellt haben."

Die Herren wanden sich mit einiger Anstrengung durch die Menge, welche die Gallerie besetzt hielt, und begaben sich in den Tanzsaal.

Während sie dieses thaten, dachte der Baron: Mein Gefährte ist ein ganz eigenthümliches Wesen. Was kann er nur daraus haben, mich mit solcher Hast einer Millionärin zuzuführen? Er ist jedenfalls ein Original. Aber wahrhaftig, durch eine reiche Heirat ließen sich am besten meine etwas verwickelten Angelegenheiten ordnen!

Um diese letztere Reflexion des Barons zu verstehen, ist es nöthig, daß wir einen flüchtigen Blick auf seine Vergangenheit werfen.

Der Baron hatte, kaum mündig geworden, seine Eltern verloren, die nicht in der Lage gewesen waren, ihm ein großes Vermögen zu hinterlassen. Der junge Mann, der ein vortreffliches Herz besaß und auch nicht ohne Geist war, hatte aber eine Erziehung erhalten, wie sie jenen seiner jugendlichen Standesgenossen, die Reichthümer zu erwarten haben, theilhaftig zu werden pflegt, er war also in vollständig kavaliermäßigen Gewohnheiten aufgewachsen. Erst nach dem Tode seines Vaters, der wenige Monate nach dem Ableben seiner Gattin starb, sah der junge Mann, daß er statt ein reicher Erbe zu sein, wie er es stets ge-

glaubt hatte, nur auf ein Kapital angewiesen sei, dessen Interessen auch nicht im entferntesten hinreichten, die Kosten seiner gewohnten Lebensweise zu decken.

Aber was war jetzt zu thun? Er besaß nicht Willenskraft genug, seine kostspieligen Zerstreuungen abzubrechen, seine eleganten, vornehmen jungen Freunde, die noch verschwenderischer als er lebten, aufzugeben. In jugendlichem Leichtsinn vergeudete er daher nicht allein sein bescheidenes Vermögen, sondern bürdete sich obendrein eine Schuldenlast von ungefähr vierzigtausend Thalern auf. Seine Gläubiger hatten dienstfertig hergeliehen, weil ihnen bekannt war, daß der junge Mann bestimmt sei, eine alte, schwer reiche Tante zu beerben.

Aber dieses geschah nicht, die Tante starb, und da sie sich kurz vor ihrem Tode mit dem Neffen überworfen hatte, so sah sich dieser nach Eröffnung ihres Testamentes enterbt.

Nun kam eine böse Zeit für den jungen Mann. Seine Gläubiger bedrängten ihn von allen Seiten.

Um dem Schuldenarreste zu entgehen, machte er sich aus dem Staube, das heißt, eines Tages verbreitete sich die Nachricht, er sei in's Ausland gereist, in einem Bade seine angegriffene Gesundheit herzustellen. Daß er zugleich in der Zerstreuung vergessen, die vorerwähnten vierzigtausend Thaler

zu berichtigen, war ein Umstand, der freilich dabei ebenfalls zur Sprache kam, und die Herren Gläubiger, die nichts als Wechsel in Händen hatten, bedeutend entsetzte.

Der leidende Zustand des jungen Mannes mochte sich wohl mit hartnäckiger Langsamkeit gebessert haben, denn volle drei Jahre waren vergangen, bis er wieder in der Vaterstadt auftauchte.

In Wahrheit hatte er sich im Auslande in seiner Lebensweise eingeschränkt und auf ehrenhafte Art durch die Welt geschlagen, er war mit einem Worte durch die Schule des Lebens aus einem leichtsinnigen ein solider junger Mann geworden.

Aber es hatte ihm draußen das Heimweh keine Ruhe mehr gegeben, und so war er denn nach der Heimat gekommen, auf die Gefahr hin, unmittelbar nach dem Bekanntwerden seiner Rückkunft auf längere Zeit in den Schuldenarrest wandern zu müssen.

Und nun war er schon vierzehn Tage in der Residenz, aber noch hatte keiner seiner Gläubiger ein Lebenszeichen von sich gegeben, das will sagen, Niemand war ihm mit den verhängnißvollen, protestirten Wechseln an seine Wohnung gerückt. Und doch war er schon mehr als einem seiner Gläubiger auf der Straße begegnet. Die Herren hat-

ten bei seinem Anblick sehr höflich gegrüßt und waren ihrer Wege gegangen. Das versetzte ihn in grenzenloses Erstaunen.

„Es kann doch Niemand in aller Stille meine Schulden bezahlt haben!“ sagte er bisweilen. — „Und es ist doch auch, weiß Gott, nicht denkbar, daß Gläubiger ein schlechtes Gedächtniß für unbezahlte Wechsel haben, oder plötzlich mit ihrem Schuldner ein menschliches Rühren fühlen sollten!“

Er hütete sich wohl, wenn er einem der Herren begegnete, ihn anzureden und um die Lösung des Räthsels zu befragen.

Aber ihn überfiel zu Zeiten ein leises Grauen vor der nächsten Zukunft, und während er sich um irgend eine Anstellung bewarb, hatte er beständig das Gefühl, als ob ein Damoklesschwert an einem Haare über seinem Haupte schwebe.

So viel genügt, um das aufzuklären, was der Baron überlegte, indem er an der Seite seines dicken Gefährten die Gallerietreppe zum Ballsaale hinunterstieg.

Die Tanzpause war noch nicht vorüber, somit ward es den beiden Herren nicht schwer, im Saale bis zu dem Divan vorzudringen, auf welchem die glückliche junge Besitzerin von dreißigtausend Thalern Renten und einem noch mehr versprechenden, liebenden Vater saß.

Der Baron Karl hatte, bevor er noch bemerkt wurde, Gelegenheit, rasch und in der Nähe die Züge und sonstige Erscheinung von Vater und Tochter zu prüfen.

Die Haltung der jungen Dame war in der That sehr graziös und ihr Benehmen sichtlich weit entfernt von jener Arroganz, die jungen Mädchen häufig eigen zu sein pflegt, deren Väter sich vom Krämer zum Hausbesitzer und reichen Manne emporgeschwungen haben. Dazu kam noch, daß ihre Toilette, einen geläuterten Geschmack erkennen ließ, ihr üppiger Haarwuchs von einem bezaubernden Goldblond und der Teint des Antlitzes wie der schön gemeißelten Schultern und Arme von blendender Weiße war, die feinen Züge ein mit sinnlichem Anflug gepaartes Schmachten ausdrückten, das jedenfalls geeignet ist, ein Interesse des Pikanten einzuflößen, und daß schließlich die blauen Augen unter langen dunklen Wimpern und fast immer ein wenig gesenkten Lidern träumerisch reizend aufdämmerten.

Dagegen sah man dem Vater Kleiderstock auf den ersten Blick an, daß er im schwarzen Frack und der weißen Halsbinde sich nicht so heimisch fühle, als dieses früher im fettigen Comptoirrocke der Fall gewesen. Obwohl man ihm somit den Emporkömmling sogleich anmerkte, hatte er doch nicht eigentlich etwas von der sprichwörtlich gewordenen

lächerlichen Anmaßung eines solchen, sondern gab sich ziemlich schlicht und nur ein wenig steif, da es doch der Eitelkeit des guten, beschränkten Mannes erklecklich schmeichelte, unter so vielen vornehmen Herrschaften als ein Krösus umherspazieren zu können. Seine hageren Züge, die ein stets verbindliches Lächeln — vermuthlich stammte dieses stereotype Lächeln aus der Krämerzeit her und war nicht mehr zu verwischen — in eine respektable Fratze verzog, drückten zur Genüge den behaglichen Seelenzustand des Mannes aus.

„Das Mädchen ist reizend," flüsterte Baron Karl dem corpulenten Gefährten zu — „und ich glaube, der lange Vater wird auch zu ertragen sein und Einen in guter Gesellschaft durch sein Wesen nicht gradezu auf die Folter spannen. Ich vermuthe, das schöne Kind hat einen Hang zur Schwärmerei."

„Gratuliren Sie sich dazu, Herr Baron!" lispelte das Männchen dagegen. — „Sie werden Fräulein Rosa Halbmeier um so leichter für sich gewinnen. Sie sind Baron, Sie tanzen sicher wie ein junger Gott, blaß sind Sie auch, haben einen interessanten schwarzen Schnurrbart und noch interessantere Augen, es kann Ihnen nicht fehlen. Sprechen Sie von Reisen, die Sie nicht gemacht haben, von Abenteuern und Gefahren, die Sie während derselben bestanden, und dieses zarte Ren=

tenherz wird Ihnen zufliegen! Ihnen den Vater günstig zu stimmen, das ist meine Sache!"

„Aber, mein Gott, Sie denken allen Ernstes daran, daß ich —?"

„Still, mein junger Freund, man bemerkt uns!" —

In der That wandten sich jetzt die Blicke des langen Herrn und seiner Tochter dem ungleichen Paare zu.

Der Millionär Halbmeier hatte kaum den kleinen kugelrunden Emerentius Müller erblickt, als er diesem eine seiner Riesenhände entgegenstreckte, ihn zu sich zog, wie man einen Spielball an sich nimmt, und dabei so verbindlich lächelte, als stehe er hinter dem Ladentische einer Kundschaft gegenüber.

Baron Karl folgte dem Männchen, indem er die junge Dame sowie den Exkaufmann grüßte, und zwar mit einiger Befangenheit, wie sich nach dem Gespräche denken läßt, das er soeben mit seiner neuen Bekanntschaft geführt hatte.

„Ah, Müller, Sie müssen aber auch überall dabei sein!" schnarrte der verschrumpfte Millionär- und Tochterbesitzer das Männchen an, während Fräulein Rosa ihren dämmernden Blick über die Gestalt des hübschen jungen Herrn hingleiten ließ. — „Hat Sie der Kukuk wieder auf einem Balle? Sie tanzen doch nicht, sollte man glauben!"

„So wenig wie Sie, Herr von Halbhuber!“ kicherte das Männchen.

„Um Gotteswillen!“ rief der lange dürre Herr pathetisch. — „Lassen Sie mir doch meinen ehrlichen Namen!“

„Den sollen Sie behalten!“ schwatzte der Kleine fort. — „Also Sie tanzen so wenig wie ich, und sind doch auch hier!“

„Ah, nur wegen meiner Tochter, sollte man glauben!“

„Und ich wegen meines Sohnes.“

Herr Halbmeier riß die Augen auf und starrte abwechselnd den Baron und den kleinen Herrn an.

„Ah,“ antwortete er. — „Sie waren ja nie verheiratet, lieber Müller, und sind es noch nicht, sollte man glauben —“

„Dieser Herr ist auch nur der Sohn meiner Phantasie,“ fuhr das Männchen lachend fort — „das heißt, mein Herz hängt mit wahrhaft väterlicher Begeisterung an dem jungen Manne, den ich Ihnen und Fräulein Rosa hiermit als einen der liebenswürdigsten und geistvollsten Cavaliere vorstelle, die unsere Residenz aufzuweisen hat, Baron — ich bin wahrhaftig, was Namen anbelangt, ein rechter Confusionsrath — Baron Firstern —“

„Wandelstern!“ verbesserte der junge Mann.

„Richtig! — Also Baron Bandelstern — Herr

Halbhuber — Fräulein Rosa — ausgezeichnete Familie, alter Adel, sehr geistreiche junge Dame, ehemaliger Geschäftsfreund, Rentenbesitzer — die Vorstellung ist abgemacht."

„Herr Müller hat eine eigenthümliche Art, Leute mit einander bekannt zu machen!" bemerkte das junge Mädchen, indem sie lächelnd auf den Baron blickte, dessen Erscheinung sie zu interessiren schien.

„Er hat einen glücklichen Humor!" antwortete Baron Karl, der nicht recht wußte, was er sagen sollte. — „Jedenfalls glücklich für mich" — setzte er verbindlich hinzu — „indem ich es diesem Humor verdanke, daß ich hier stehe." —

„Mein Freund, der Baron," unterbrach ihn der kleine Mann hastig — „hat nämlich nicht tanzen wollen, weil er sich nicht getraute, die in seinen Augen reizendste Tänzerin ohne weitere Vorstellung aufzufordern. Hoffentlich wird er jetzt den Muth haben, seine Wünsche anzubringen. Mein Fräulein, wenn Sie es meinem intimen Freunde, dem ritterlichen jungen Baron Polarstern abschlagen —"

„Wandelstern!" schob Karl ein.

„Also meinem lieben Freunde Abendstern abschlagen, eine Polkafrançaise oder dergleichen an seiner Hand zu tanzen, so müssen Sie sich mit mir schießen, auf Blicke. Der arme junge Mann"

— fuhr er fort, sich zu der Tochter Halbmeiers vorüberneigend, indem er, nur ihr verständlich, das Weitere rasch flüsterte — „ist seit drei Monaten wahnsinnig in Sie verliebt —"

„Herr Müller!" — murmelte Rosa erröthend und ein wenig vorwurfsvoll lächelnd.

„Er umschleicht seit eben jener Zeit täglich Ihr Haus," fuhr der kleine Mann in gleich leisem Tone unermüdlich und unbekümmert fort — „aber er ist übertrieben bescheiden, und hat mich vorhin fast fußfällig gebeten, die Bekanntschaft mit Ihnen zu vermitteln. Er ist so schüchtern, daß Sie ihn gewiß nie in Ihrer Nähe bemerkt haben werden. Er verdient einige Berücksichtigung, parôle d'honneur!"

Fräulein Rosa erröthete tiefer.

„Sie sind ein sonderbarer Mensch!" stammelte sie.

Sie stand im Begriff noch einige Worte hinzuzufügen, als plötzlich das Orchester eine der lieblichsten, verführerischesten Tanzweisen zu spielen begann.

Der Baron trat an die junge Dame heran, und verneigte sich, einen brennenden Blick in ihre schmachtenden blauen Augen versenkend.

Rosa erhob sich in einiger Verwirrung.

Die Nähe eines schönen jungen Mannes soll, wie man behauptet, auf eine ebenfalls junge, ge-

fühlvolle Dame dadurch ganz besonders sympatisch wirken, daß man dieser heimlich mittheilt, sie sei längst im Stillen der Gegenstand der Träume desselben, wenn sich die Sache auch nicht so verhält.

Rosa hing sich an den Arm des so überaus bescheidenen Barons, dem übrigens eigentlich eine so subtile Schüchternheit keineswegs aus den schwarzen, blitzenden Augen hervorschaute. Sie schlug ihre blauen Augen vor dem jungen Manne nieder, und fand nur noch Zeit, dem kleinen Herrn Emerentius Müller lächelnd mit dem Finger zu drohen.

Dann flog sie mit ihrem Cavalier in die Schaar der Tanzenden hinein.

Herr Halbmeier und das corpulente Männchen blickten dem dahinwirbelnden Paare nach.

„Sie tanzen recht gut mit einander, sollte man glauben!“ näselte der lange Herr nach einer kurzen Pause. — „Wer ist eigentlich dieser Baron — dieser — wie heißt er doch?

„Baron Wackelstern!“ antwortete der Kleine zuversichtlich und setzte dann gelassen hinzu: „Ich muß Sie dringend bitten, sich endlich den Namen zu merken, schon in meinem eigenen Interesse, lieber Halbhuber.“

„Was Teufel, lassen Sie mich mit Huber zufrieden!“

„Sehr wohl, mein bester Halbleitner. Sie wollen also Näheres über meinen Baron wissen?"

„Ja, sollte man glauben!"

Ich sage Ihnen, das ist ein vortrefflicher Mensch! Ich kenne ihn von Kindesbeinen an, er betrachtet mich auch als seinen väterlichen Freund. Ich machte ehemals für seinen Vater Geldgeschäfte, das war ein vornehmer, feiner Herr, wie überhaupt die — die Morgensterne fürstliches Blut in ihren Adern haben!"

„Alle Wetter, fürstliches Blut?"

„Ja, das wissen Sie nicht einmal? Der junge Baron ist von großen Reisen zurückgekehrt, er hat im Auslande höhere Diplomatik studirt, man hat ihm hier sogleich einen Gesandtschaftsposten angetragen, — in zwei Jahren ist er Minister, das gebe ich Ihnen schriftlich!"

„Minister!" rief der Exkaufmann erstaunt.

Sein breiter Mund verzog sich zu einem wohlgefälligen Schmunzeln. Herr Halbmeier schwamm in stillem Entzücken darüber, daß seine Tochter in diesem Augenblicke mit einem künftigen Minister tanze.

„Das ist wahrhaftig ein vielversprechender junger Mann!" näselte er. — „Ich hab's ihm gar nicht angesehen, sollte man glauben. Wird der Herr Baron hier bleiben?"

„Ja, er hat den Gesandtschaftsposten ausge-

schlagen. Und wissen Sie weshalb? Seit vier Monaten ist er hier, seit drei Monaten liebt er Ihre Tochter."

„Meine — Tochter?" stotterte Herr Halbmeier, und riß die Augen so weit auf wie den Mund. — „Meine Tochter und ich haben den Herrn aber doch heute zum Erstenmale zu Gesicht bekommen, sollte man glauben!"

„Das denken Sie nur! Schon seit drei Monaten umzingelt er Sie und Ihre Tochter, ohne daß Sie Beide etwas davon gemerkt haben; erkennen Sie daran seine hohe Befähigung für die Diplomatie!"

„Er liebt meine Tochter, und denkt an eine Verbindung mit ihr?"

„Das ist sein sehnlichster Wunsch. Ich rathe Ihnen, lassen Sie sich einen solchen Schwiegersohn nicht entgehen. Es wird den Glanz des Hauses Halbhuber erhöhen, wenn es heißt: Die Tochter ist Baronin und angehende Ministerin! — Die Glorie breitet sich dann auch jedenfalls über den Vater aus!"

„Ei, ei, ei!" schnarrt eder lange, hagere Halbmeier vor sich hin, seine Augen begannen zu leuchten und suchten Rosa und ihren Tänzer unter der hüpfenden Menge. — „Sie sind aber bestimmt der Meinung, lieber Müller," — fuhr er fort — „der junge Baron, der mir sehr wohlgefällt, sei eine gute Partie?"

„Ohne alle Frage! Ich glaube wohl, daß das Studium der Diplomatie ihn viel Geld gekostet haben mag, aber das wird er schon wieder einbringen —"

„Geld! Davon ist nicht die Rede! Wir haben!" näselte Herr Halbmeier, sich ein wenig in die Brust werfend. — „In den Adern des jungen Mannes fließt etwas von fürstlichem Blute, gut, ich statte meine Tochter fürstlich aus, sollte man glauben! Aber, mein Gott, was faseln wir da, mein guter Müller, auf Rosa kommt ja Alles an —"

„Wenn das der Fall ist," raunte der kleine Herr seinem langen Nebenmanne lächelnd zu, — „so möchte ich behaupten, daß die Hochzeit der jungen Leute schon binnen einigen Wochen stattfinden werde. Sehen Sie nur, der Tanz ist zu Ende, dort kommt unser Paar. Sie verstehen sich doch auf Physiognomien, Herr Halbleiter, was sagen Sie zu den Blicken, die Ihre Fräulein Tochter und mein Baron mit einander wechseln?"

„Und sie plaudern schon ganz vertraulich mit einander, sollte man glauben!" versetzte Herr Halbmeier lebhaft, und lächelte das sich nähernde Paar äußerst huldvoll an.

Und Herr Halbmeier hatte recht. Der Baron war bereits von dem Geiste und der Anmuth seiner Tänzerin entzückt, und diese sagte sich heimlich, daß der junge Mann von jenen Kavalieren,

die sich seither um sie bemüht, der liebenswürdigste sei, und daß er tadellos tanze.

Diese vortreffliche Meinung, welche Beide von einander gefaßt hatten, ward im Verlaufe einiger Quadrillen und Walzer, die sie mit einander tanzten, noch erhöht, besonders als es schließlich im Nebensaale zu einem gemeinsamen Souper kam, zu dem Herr Halbmeier den Baron und seinen originellen Gefährten eingeladen.

Und als nun der Ball in früher Morgenstunde zu Ende ging, da durfte der Baron die junge Dame an die Equipage geleiten, und erhielt vom Papa eine Einladung auf den folgenden Tag. —

Der Wagen rollte von dannen. Der junge Mann und der dicke Herr verweilten noch einige Augenblicke unter dem Portale des Gebäudes.

Der Baron fiel dem kleinen Herrn um den Hals, und schüttelte ihm alsdann herzhaft die Hände.

„Mein lieber Herr," begann er leidenschaftlich, — „dieses Mädchen ist ein Engel! Ich fühle, daß ich Ihnen das Glück meines Lebens verdanken werde! Aber um Gottes willen, was haben Sie dem Vater der liebenswürdigen Rosa alles über mich gesagt? Ich wäre beim Souper einige Male wahrhaftig recht in Verlegenheit gerathen, hätten Sie nicht immer noch zu rechter Zeit ausgeholfen.

Und dem Fräulein müssen Sie ebenfalls allerlei von mir vorgeschwatzt haben, es könnte sonst unmöglich sein, daß ich so — daß —"

„Daß Sie solchen Eindruck gemacht haben würden, he?" lachte der kleine Mann. — „Nun, ich sagte dem Mädchen, daß Sie seit drei Monaten sterblich in sie verliebt seien und als ein bescheidener Jüngling nur auf eine passende Gelegenheit harrten, ihr dieses zu gestehen. Still, mein Freund, der Vater weiß auch bereits darum, und Sie haben gesehen, wie gewogen er Ihnen ist. Verfolgen Sie Ihr Glück!"

„Mein Herr, Sie setzen mich in Erstaunen!" stammelte Baron Karl.

„Sehr schmeichelhaft!"

„Was veranlaßte Sie, mir so ausgezeichnete Dienste zu leisten? Mir, der ich Ihnen doch völlig fremd bin?"

Der kleine Herr kniff die Augen zusammen und lächelte verschmitzt.

„Still, mein Lieber!" antwortete er. — „Sie fragen, weshalb ich es mir angelegen sein lasse, Sie mit der schönen Millionärin zu verheiraten? Sie werden das an Ihrem Hochzeitstage und zwar nach der Tafel erfahren. Nützen Sie die Einladung des alten Herrn, und jetzt — schlafen Sie wohl, man bekommt hier auf dem Steinpflaster, wenn man stehen bleibt, kalte Füße."

„Wir werden einander doch wiedersehen, Herr Müller? Darf ich Sie besuchen?"

„Ich bin den ganzen Tag in Geschäften vom Hause abwesend, Sie würden sich vergeblich zu mir bemühen. Aber wir werden einander schon das eine oder andere Mal bei — Ihrem künftigen Schwiegervater treffen. Ich sage Ihnen, Herr Baron, nützen Sie die Gelegenheit und machen Sie meine Bemühungen nicht zu Schanden! Gute Nacht!"

Der kleine dicke Herr wackelte hastig von dannen.

Der junge Mann aber, dem das ganze Abenteuer wie ein Märchen vorkam, blickte dem sich Entfernenden, bis dieser um eine Straßenecke verschwand, verwundert nach.

„Unbegreiflich!" murmelte er vor sich hin.

Dann schlug er, bald von entzückenden Gefühlen bewegt, bald nachdenklich, den Weg nach seiner Wohnung ein. —

Drei Monate waren seit jener Ballnacht vergangen.

Ungefähr um die Mittagsstunde stand der Baron Karl in dem einfachen kleinen Salon seiner Wohnung.

Er war festlich gekleidet, sein Diener beschäftigte sich damit, den Frack, die Weste und das Schnupftuch seines Herrn mit einer angenehm duf-

tenden Essenz zu benetzen, während der Baron sich die lichten Glacéhandschuhe anzog.

Nachdem beides abgethan, überreichte Johann seinem Herrn den Hut, und trat respektvoll zur Thür, sie dem Baron zu öffnen.

Dieser blickte flüchtig auf seine Uhr.

„Wahrhaftig, es ist Zeit, daß ich fahre," murmelte er — „meine Braut, der Schwiegervater und die Gesellschaft werden mein Erscheinen schon ungeduldig erwarten!"

Dann wendete er sich zu dem Diener.

„Der Kutscher weiß doch," fragte er — „daß er nicht sogleich von hier zur Kirche zu fahren hat, sondern zum Hause des Herrn Halbmeier?"

„Er weiß es, Herr Baron!" war die Antwort.

„Nun gut, vorwärts also!"

Der Diener stand im Begriff, die Thür aufzureißen, als die Wohnungsglocke ziemlich stark angezogen ward.

Der Baron hemmte seinen Schritt.

„Sehe nach, wer kommt, und weise Jeden ab, falls es nicht etwa ein Bote meines Schwiegervaters sein sollte. Aber rasch, ich muß mich beeilen, von hier fortzukommen!"

Der Diener verschwand.

Gleich darauf ließ sich im Vorzimmer ein leb-

haftes Geräusch hören. Eine quiekende und eine rauhe Stimme wurden laut, dazwischen ertönte ein Protestiren Johanns.

Der Baron schickte sich an, ungeduldig den Salon zu verlassen, als heftig an die Thür desselben gepocht ward.

Im nächsten Augenblick schlüpfte ein kleiner hagerer Herr herein.

Dieser verneigte sich hastig, zeigte aber eine determinirte Miene.

„Was wünschen Sie, mein Herr?" fragte der Baron unmuthig.

„Ah," quiekte der Eingetretene, — „der Herr Baron erkennen mich nicht mehr, oder wollen mich nicht erkennen? Thut nichts zur Sache. Kann dem Gedächtniß des Herrn Baron nachhelfen! Bin der Schieferkopf aus Feldberg — werden sich darauf besinnen, kleiner Wechsel, achthundert Thaler, vor drei Jahren bereits protestirt. Hab' erst gestern Abend Ihre Anwesenheit in der Residenz erfahren, habe heute in aller Frühe die Eisenbahn benutzt. Bitte höflichst um mein Geld. Hier ist der Wechsel."

Der hagere Herr zog ein Papier aus der Tasche und entfaltete es vor dem Baron. Dieser wechselte kaum merklich die Farbe.

„Herr Schieferkopf," sagte er betreten — „Sie werden Ihr Geld erhalten, in einigen Tagen. Ich

stehe augenblicklich im Begriff, in die Kirche zur Trauung zu fahren —"

„Weiß ich," quiekte das Männchen dagegen — „hab' ich gestern schon erfahren, daß Sie heiraten — hab' auch soeben den Wagen unten halten gesehen — Sie machen eine reiche Partie, Fräulein Halbmeier, Millionärin, — werden mich um so leichter auf der Stelle befriedigen können!"

„Auf der Stelle? Unmöglich, lieber Herr! Aber in acht oder vierzehn Tagen, darauf verpfände ich Ihnen mein Wort!"

„Bedaure, Herr Baron! Vor drei Jahren sind Sie mir auch unversehens abgefahren, wie es hieß, in's Bad. Ich weiß, vornehme Herrschaften pflegen unmittelbar nach der Trauung eine Hochzeitsreise anzutreten, die Ihrige könnte vielleicht andere drei Jahre dauern. Muß um sofortige Einlösung des Wechsels ersuchen."

„Aber ich habe jetzt kein Geld, mein Herr!"

„Senden Sie durch Ihren Diener einen Zettel an den Herrn Schwiegervater! Wir können warten!"

Ich kann nicht warten, mein Herr, die Hochzeitsgäste harren meiner! Und dem Schwiegervater kann ich unmöglich unmittelbar vor der Trauung mit solchen Dingen kommen. Wenn er jetzt erführe — er wäre im Stande die Heirat rückgängig zu machen — Sie werden begreifen —"

„Ich begreife, daß ich auf der Stelle mein Geld haben muß, oder —“

„Zum Teufel, Herr, ich werde Sie dieser Tage bezahlen. Lassen Sie mich jetzt in Ruhe, sonst wird mein Diener —“

„Habe das vorausgesehen, Herr Baron!“ quiekte der hagere Herr, entschlüpfte dem Baron, der sich ihm aufgebracht näherte, und riß die Thür auf. — „Herr Executor“ — schrie er — „thun Sie Ihre Schuldigkeit!“

Ein großer, vierschrötiger Mann trat vom Vorzimmer in den Salon.

Mit gleichgültiger Amtsmiene wies er dem Baron einen Verhaftsbefehl vor, den der hagere Herr gegen seinen Schuldner erwirkt hatte.

Alle Versprechungen und Bitten des armen Barons fruchteten nichts. Nach einigem Hin- und Herreden sah er sich genöthigt, dem Vollstrecker des Gesetzes zu folgen.

„Ich kann unmöglich den Schwiegervater von diesem Unfall benachrichtigen!“ murmelte der Baron vor sich hin, als er die Treppe des Hauses hinabging. — „Es wird so wie so zu einem Skandal kommen! O mein Gott — arme Rosa!“

Vor dem Hause hielt hinter dem Hochzeitswagen ein Fiaker. Diesen letzteren bestiegen der Baron und sein amtlicher Cerberus.

Eine halbe Stunde später öffneten sich dem

trostlosen jungen Kavalier die Pforten des Schuldenarrestes.

Welches Schicksal! Im eleganten Hochzeitsfrack der Bewohner eines so ominösen Logis zu werden!

Der Baron warf sich in der Zelle, die ihm angewiesen worden, auf eine Bank. Er achtete nicht auf seine neugierige Umgebung, die übrigen Mitgefangenen. Er versank in düsteres Brüten.

Aber dieses sollte nicht lange dauern.

Nach zehn Minuten öffnete sich die Thür der Zelle.

Ein Aufseher trat höflich vor den jungen Mann.

„Herr Baron," sagte er — „Sie sind frei. Ein Herr, der sich rasch wieder entfernte, war im Bureau und brachte den schriftlichen Befehl, Sie sofort zu entlassen. Der Herr läßt Ihnen sagen, Ihr Wechsel sei bezahlt, Sie möchten sich sogleich des Wagens bedienen. der vor unserer Thür hält."

Der Baron fuhr erstaunt in die Höhe.

„Wie sah der Herr aus?" fragte er hastig.

„Er war klein, dick und hatte eine Stimme wie eine Kindertrompete!" antwortete der Aufseher.

„Emerentius Müller!" stammelte der Baron — „Seltsam!"

Er stürzte fort. Er fand den Hochzeitswagen vor der Seitenthüre des Schuldengefängnisses seiner harren. Hastig stieg er ein, der Kutscher hieb in

die Pferde. Zehn Minuten später betrat Baron Karl den glänzenden Empfangssalon seines künftigen Schwiegervaters, als ob nichts geschehen sei.

Er küßte seiner reizenden Braut die Hand, und entschuldigte sein spätes Erscheinen bei dem lächelnd schmollenden Halbmeier und der Gesellschaft durch irgend einen improvisirten Vorwand, der bereitwilligst als triftig angenommen ward.

Und als man nun sofort aufbrach, um zur Kirche zu fahren, da ließ der Baron den Blick über sein zahlreiches Gefolge gleiten.

Richtig, unter der Schaar watschelte auch sein kleiner dickbäuchiger Schutzgeist umher, und seine freundliche, harmlose Miene drückte so ganz und gar nichts von dem aus, was nur er vor einer Viertelstunde ausgeführt haben konnte, daß der Baron sich bei seinem Anblicke kaum zu beherrschen vermochte.

Wenn ich nur wüßte, dachte er — was dieser kleine Mann an mir finden mag, daß er mir gegenüber die Rolle einer gütigen Vorsehung übernommen hat! — Aber ich werde es ja nach der Tafel erfahren, wie er mir verhieß, — bis dahin also Geduld! — —

Und die Trauung war vorüber, die glücklichen Neuvermählten saßen freudestrahlend auf ihrem Ehrenplatze an der Tafel, die unter der Last kostbarer Blumenvasen, reicher Silber- und Kristall-

gefäße, sowie duftender Speisen und herrlicher Delicatessen, vor Allem aber unter der Wucht zahlloser, langhalsiger Flaschen zu brechen drohte.

Toast folgte auf Toast, man kam zum Dessert, der Champagner floß in Strömen, die ganze Gesellschaft schwamm in Wonne.

Den fröhlich erhitzten jungen Ehemann aber duldete es nicht länger auf seinem Platze. Er wußte sich unbeachtet von demselben fortzustehlen.

Der kleine Emerentius Müller saß in der Reihe, an der er vorüberhuschte.

Hastig tupfte er auf die Schulter des Männchens und schlüpfte dann in das an den Salon grenzende Kabinet.

Eine Minute darauf stand der kleine Herr vor ihm. Er hatte die Thür, die zum Salon führte, hinter sich zugezogen.

Das schwammige, runde Antlitz des Männchens glühte wie eine Feuerkugel, seine Augen blitzten und zwinkerten schelmisch.

„Mein bester Herr Baron," begann er — „ich sehe, daß Sie sich noch jenes Ballabends erinnern, der uns zusammenführte."

„O nie werde ich ihn und Sie vergessen!" versetzte der Angeredete lebhaft — „Sie sind es, vortrefflicher Mann, dem ich —"

„Halt, mein Bester," unterbrach ihn der Kleine, — „ich sagte Ihnen damals, daß Sie an Ihrem

Hochzeitstage nach der Tafel erfahren würden, was mich bewogen, Ihnen so eifrig zu dienen."

Und der dicke Herr zog ein großes Packet aus der Tasche.

„Ich habe Gemüth, mein Lieber," fuhr er fort — „das ist nun einmal ganz sicher, sehr viel Gemüth sogar, aber vor Allem bin ich denn doch Geschäftsmann. Ich hörte schon vor drei Jahren von Ihnen und Ihren kleinen Verlegenheiten, und als ich nun zufällig früher als Ihre Gläubiger Ihre Rückkunft erfuhr, da baute ich eine kleine Spekulation auf Ihre persönlichen Vorzüge, Ihr vortheilhaftes Aeußere und Ihren Baronstitel. Ich brachte Ihre Wechsel — auf den Schieferkopf, der mir fast die ganze Spekulation vereitelte, hatte ich freilich vergessen — an mich, da sind sie!"

Herr Müller wies das Packet lächelnd vor, der Baron starrte es verdutzt an.

„Ich mußte freilich den dritten Theil des Nominalwerthes für diese Wechsel zahlen," setzte das Männchen hinzu — „aber was thut man nicht für einen so liebenswürdigen Kavalier! Die Wechsel sind in aller Ordnung protestirt, Herr Baron, und es steht mir darauf hin jeden Augenblick frei, Sie an jenen Ort schaffen zu lassen, aus dem ich Sie heute unmittelbar vor Ihrer Trauung zu befreien die Ehre hatte. Ich hoffe aber, Sie werden nicht wünschen, Ihre Flitterwochen und noch

eine leidliche Zeit darüber hinaus im Schulden-arreste zu verbringen, und mir daher die Kleinigkeit von 40,000 Thalern, den Gesammtnennwerth dieser Wechsel berichtigen. Ich gewähre Ihnen dazu Termine und lasse Ihnen sechs Monate Zeit.

Nach diesen Worten steckte der kleine Herr sein Packet phlegmatisch ein.

Der Baron starrte das Männchen in höchster Ueberraschung an. Er stand im Begriff, eine Antwort zu geben, als die Thür, welche zum Speise-salon führte, sich plötzlich öffnete.

Man hatte im Saale den Neuvermählten vermißt.

Der Schwiegervater und einige Gäste überschritten die Schwelle des Kabinetes.

„Ei, was geschieht denn hier?“ rief der lange Halbmaier in fröhlicher Weinlaune.

Der Baron faßte sich rasch. Er ergriff die Hand des kleinen Herrn Emerentius Müller.

„Mein dankbares Herz,“ antwortete er mit einer etwas süßsauren Miene — „drängte mich, den eigentlichen Urheber meines Glückes in aller Stille zu umarmen!“

„Bravo!“ riefen Schwiegervater und Gäste, und schoben den jungen Ehemann und das dicke Männchen in den Saal zurück.

Dort aber ergriff der Baron sein mit Cham-

pagner gefülltes Glas, warf einen vielsagenden Blick auf den kleinen Herrn, und rief:

„Es lebe Herr Emerentius Müller, der uneigennützigste aller Freunde!"

Primadonna.

Erstes Kapitel.

Eine Soirée musicale.

Es war eine laue Nacht.

Der Duft des Mondenglanzes wob um die zahllosen Kuppeln der Kirchen und Kapellen Venedigs, warf hier und dort matte Streiflichter in das labyrinthische Gewirre der schmalen, alterthümlichen Gäßchen mit den unheimlich düstern Bogengängen, verwitterten Altanen und hier und dort in die glitzernde Flut tauchenden fahlgrauen Steintreppen.

Auf dem Marcusplatze wogte eine zahllose Menge.

Unter den Colonaden der Procuratien entfalteten alle Kaufgewölbe im blendenden Gaslichte die blitzende Pracht ihrer Auslagen.

Vor den Caffeehäusern, bis weit hinein in die Promenade der auf und nieder schlendernden Ve-

netianer, wiegten sich die Dandies der Lagunenstadt auf leichten Rohrsesseln, bald die vorüberrauschenden Frauengestalten musternd, bald dem Genuß der Cigarre oder des kühlenden Sorbets, Träumereien oder heiterer Plauderei sich hingebend.

Doch während in diesem bei Tag und Nacht belebten Viertel hier Fäden der Intrigue gesponnen wurden, dort glühende Blicke verheißend winkten, Flüstern und Schäkern ertönte, und weiterhin unter den Säulen des Dogenpalastes fröhliche Paare im Schatten tändelten, oder am Molo zu Wasserfahrten sich anschickten, waren die andern Viertel Venedigs fast verödet, und boten, in bleichen Mondenschein gehüllt, den Anblick eines ausgestorbenen, gespensterhaft erscheinenden Steinkolosses.

Die ganze Bevölkerung Venedigs schien dem Marcusplatze zugeströmt zu sein. Selbst der aristokratische Canal Grandè zeigte sich minder belebt als sonst, aus seiner Flut ragten die gigantischen Paläste geisterhaft erhellt empor, und nur die hohen Bogenfenster eines derselben strahlten im Girandolenglanze.

Ein Dutzend mit Wappenschildern geschmückter Gondeln, welche neben der mit kostbaren Teppichen belegten Treppe lagen, Lakaien in prächtiger Livree, die dort am Eingang lehnten, und

einige andere elegante Fahrzeuge, die von der Richtung des Palastes Foscari, sowie unter der Rialtobrücke hervor dem erleuchteten Palaste zusteuerten, ließen leicht errathen, daß dort eine Soirée einen Kreis Vornehmer versammle.

Eine der zuletzt anlangenden Gondeln war wenige Minuten vorher von dem naheliegenden ehemaligen Palazzo Grassi, jetzt das Hotel zum „Kaiser von Oesterreich," abgestoßen. Ein etwas corpulenter, sehr elegant gekleideter Herr verließ dieselbe hastig und stieg, so rasch es sein schwerfälliger Körper erlaubte, die mit Mosaik ausgelegte und mit Statuen geschmückte Marmortreppe hinauf.

Am Eingang einer gewölbten Vorhalle empfing ihn der reich gallonirte Thürsteher.

„Hat das Concert schon begonnen?" fragte der Herr keuchend.

„Ja, Excellenza!" entgegnete der Thürsteher und wies den Herrn zur Garderobe.

Dort entledigte dieser sich seines Paletots, und wanderte sodann, nachdem er im riesigen Wandspiegel des Vorzimmers sein scharfgeschnittenes Gesicht, die auffallend schwarze Perrücke und seine Toilette flüchtig gemustert hatte, durch eine Reihe hoher, glänzend beleuchteter Gemächer, deren alterthümliche Pracht der Decorirung mit dem anderen Meublement derselben contrastirte.

„Das ist fatal," murmelte der dicke Herr, während er so dahinschritt, „vielleicht hat sie schon gesungen und ich komme zu spät! Die Schurken im Hotel sagten mir eine falsche Stunde! Ich hätte mich auch im Fenice nicht so lange aufhalten sollen!"

Er betrat den Concertsaal. Ein Lichtmeer strömte ihm entgegen. Der mit verschwenderischem Luxus im altvenetianischen Styl ausgestattete Saal war mittelgroß und fast überfüllt.

Eine erlesene Gesellschaft hatte sich bei der Marchesa Tiepolo, der Dame des Hauses, versammelt. Die kunstsinnige Marchesa sah wöchentlich an einem bestimmten Abende einen Kreis von Musikverehrern um sich. Dilettanten, meist von vornehmer Geburt oder hervorragender Stellung, hielten in den Soiréen der liebenswürdigen Dame ihre Talente zur Verfügung, und man drängte sich, Zutritt in einen Salon zu erhalten, in dem Schönheit, Geist, Reichthum und Genie durch ihre glänzenden Repräsentanten vertreten waren. Diese Soiréen bildeten gewissermaßen einen Sammelpunkt des venetianischen Adels, der seit längerer Zeit begonnen hatte, sich so viel wie möglich vom allgemeinen öffentlichen Verkehr zurückzuziehen, sich in einer Art starrer Exclusivität den neueren politischen Verhältnissen gegenüber zu verhalten.

Der dicke Herr überflog mit stechendem Blick

die Versammlung und entdeckte die Marchesa unter den von Diamanten strahlenden Schönheiten. Auch die hochgewachsene, schmächtige Dame mit den feingeschnittenen aristokratischen Zügen hatte den Eintretenden gewahrt, und winkte ihn zu sich heran.

Er drang bis zu der Dame des Hauses vor. Dort stammelte er einige Entschuldigungen wegen seines späten Erscheinens.

„Ich sollte Ihnen zürnen, Carlatti," entgegnete die Marchesa, „denn Sie haben bereits zwei Nummern unserer kleinen Akademie versäumt! Ich möchte aber nicht, daß Sie von Venedig schieden, ohne durch eigene Ueberzeugung eine gute Meinung von unserm musikalischen Treiben mit sich nach Florenz zu nehmen. Sie kommen zum Glück noch zu rechter Zeit, das Wunder meiner Soiréen kennen zu lernen. Sie, Maestro, einer der gediegensten Musikkenner Italiens, hätte ich ungern heute vermißt! Ich bin in der That auf Ihr Urtheil über unser angestauntes Wunder gespannt!"

Der dicke Herr machte, so gut es ihm möglich war, eine zierliche Verbeugung.

„Frau Marchesa," entgegnete er verbindlich lächelnd, „ein Impresario, wie ich es bin, ist immer nur zu leicht geneigt, ein Talent ungerecht zu beurtheilen], wenn es nicht die praktischen Be-

dingungen erfüllen sollte, die ein Theaterdirector vom Sänger begehrt. Ich versichere Sie, in solchem Fall geräth öfter der Impresario in mir mit dem Kunstkenner in Conflict, und, ich gestehe es zu meiner Schande, der Erstere geht aus solchem Kampfe meist siegreich hervor!"

„O, die schöne Gräfin Julia Amalfi," versetzte die Marchesa heiter, „wird Ihr Impresariobewußtsein nicht zu einem Conflicte drängen! Doch kommen Sie, ich stelle Sie der Gräfin vor."

Der dicke Herr verneigte sich.

Die Marchesa, welche während des Gespräches dem Flügel, der in der Mitte des Saales stand, den Rücken wendete, hatte nicht gewahrt, daß in demselben Augenblick eine Dame von einem Cavalier dorthin geleitet ward.

Diese Dame war eine junonische Erscheinung. Ihre regelmäßigen, feingemeißelten Züge hatten einen lebhaften, geistreichen Ausdruck. Ihre dunklen, großen Augen glühten in verhaltenem Feuer. Jede ihrer Bewegungen athmete Grazie.

Als die junge Dame zum Flügel schritt, ging ein Murmeln freudiger Bewunderung durch den Saal.

Die Marchesa drehte sich herum.

„Ah," sagte sie lächelnd zum dicken Impresario, „Sie kommen überall zu spät, dort steht bereits unser Wunder!"

„Das ist also die Gräfin?“ erwiederte dieser, die imposante Erscheinung mit lauerndem Blick prüfend — „Hm, herrliche Theaterfigur, bei Gott, Repräsentation, Adel, wie für eine Norma geschaffen!“

„Ich sehe,“ flüsterte die Marchesa spöttisch, „daß Sie, seit ich Florenz verlassen, ein Impresario comme il faut geworden sind, mein Lieber!“

„Man wird Geschäftsmann, Frau Marchesa,“ entgegnete Carlatti achselzuckend, „und lernt Alles durch die Brille des Theaterdirectors betrachten!“

Die Gräfin nahm ein Notenblatt zur Hand; ein Herr setzte sich an den Flügel. Das Flüstern verstummte.

Die Marchesa ging zu ihrem Platz und winkte den Impresario zu einem leeren Sessel neben sich.

Die Introduction zu einer Arie aus „Semiramis“ begann.

Die Gräfin Amalfi sang mit glockenreiner Intonation, staunenswerther Kunstfertigkeit, hinreißender Leidenschaft. Ihre Stimme hatte jene Frische und Fülle des Tons und der Ausdrucksweise, welche überwältigend wirken und unwiderstehlich zum Herzen dringen. Mit glänzender Virtuosität verband sie jenen künstlerischen Tact, der alle Nuancen im Gesange richtig zu vertheilen weiß, ihrem Vortrag war jener poetische Zauber

eigen, der einer Gesangsleistung den Stempel der Genialität aufdrückt.

Jemehr sie sang, desto lebhafter begannen die Gesichtsmuskeln des Impresario zu zucken, seine Augen vergrößerten sich und ließen rings um die Pupillen herum das Weiße blicken, seine Hände zitterten convulsivisch, seine Lippen regten sich, als schnappten sie nach Luft, die ganze gedrungene Gestalt ward von Unruhe erfaßt. Der kleine Mann rückte in höchster Aufregung auf seinem Sessel hin und her, er glich einem gefüllten Ballon, der, vom Seile zurückgehalten, den Augenblick des Emporschnellens nicht erwarten kann.

Die Arie war zu Ende. Ein enthusiastischer Beifall, wie ihn nur Italien kennt, und den kundzugeben selbst die Aristokratie dieses Landes nicht unter ihrer Würde hält, ward der schönen Sängerin von allen Seiten gespendet.

Die Gräfin nahm jene Huldigungen mit vornehmer Anmuth auf.

„Nun, Carlatti," wendete die Marchesa sich zu dem Impresario, „haben Sie an Ihrem Theater solche Sängerin? Was sagen Sie über das Talent der Gräfin?"

„Eine Million," stammelte der Impresario, „könnte ich verdienen, wenn ich eine solche Primadonna hätte!"

„Sie sind unverbesserlich!" entgegnete die Mar=

chesa lächelnd. „Während alle Welt hier durch die Gesangsfertigkeit dieser reizenden Frau der Prosa des Lebens entrückt ist, träumen Sie davon, wie viel Ihnen jenes geniale Talent tragen könnte! Schämen Sie sich!"

„Weshalb, meine Gnädige?" erwiederte Carlatti, der sich bereits von seiner Ueberraschung erholt hatte, verschmitzt lächelnd, „Ich bin hier der einzige Theaterdirector, und als solcher habe ich das Recht, meine Begeisterung nach meinen Begriffen zu formuliren."

„Aber Sie sind doch Musiker von Fach und glühen für die Kunst, so viel ich weiß!"

„Das that unser große Rossini, der Schwan von Pesaro, ebenfalls von jeher, ohne daß sein Speculationsgeist durch die Begeisterung gelitten hätte! Erweisen Sie mir die Gnade, mich der Gräfin vorzustellen!"

„Sie wollen doch nicht etwa einer Contessa Amalfi Engagementsanträge machen?" scherzte die Marchesa. „Die Gräfin Julia ist bereits im Besitze jener Millionen, nach denen Ihr Impresariogelüste trachtet!"

„Leider beträgt das Brillantencollier der schönen Gräfin, das ich an ihrem Halse sehe, zehnmal so viel, als ich ihr an Jahresgage bieten könnte!" entgegnete Carlatti in drollig kläglichem Tone. „Es ist traurig! Aber, mein Gott," fügte er mit

schlauem Lächeln hinzu, „jedes Glück ist wandelbar! Millionen gehen heutzutage leichter verloren, als Geist und Talente. Ich kenne mehr als eine vornehme Dame, welche die Nothwendigkeit zwang, ihr Gesangstalent zu verwerthen!“

„Sie täuschen sich, mein Lieber,“ erwiederte die Marchesa mit einem Anflug verächtlichen Spottes, „wenn Sie glauben, die Gräfin Julia würde in mißlicher Lage auch nur einen Augenblick vergessen, was sie ihrer Geburt und Stellung schulde. Wenn andere schwachherzige Frauen unseres Standes dies vermochten, die Gräfin Julia könnte es sicher nicht, ich kenne ihre Gesinnung, ihren Charakter, sie ist weniger stolz auf das Talent, das ihr die Natur verliehen, oder die Reichthümer, welche ihr durch ihre Heirat zu Theil geworden sind, als auf ihre Abkunft und den unbefleckten Namen des alten Geschlechtes, den sie trägt!“

Diese Worte wurden gewechselt, während die Marchesa und der Impresario sich langsam dem Gegenstande ihres Gespräches näherten.

Carlatti entgegnete nichts, doch seine Lippen umspielte ein ironisches Zucken. Er folgte jeder Bewegung der von Enthusiasten umringten Gräfin, und gewahrte nun unmittelbar an ihrer Seite einen alten sehr häßlichen Herrn, der mit einer gewissen Berechtigung einen Theil der Huldigungen entgegenzunehmen schien, welche der schö-

nen Sängerin von der Gesellschaft dargebracht wurden.

„Wer ist jener Herr?“ flüsterte Carlatti der Marchesa zu, mit dem zwinkernden Blick auf den Cavalier deutend.

„Er ist der Gatte unseres Gesangswunders!“ war die Antwort.

„Vermuthlich ein sehr geistreicher und liebenswürdiger Mann, da er ohne äußere Vorzüge sich in den Besitz eines so vollendeten Wesens zu setzen wußte?“ fuhr der Impresario lauernd fort.

„Sie sind im Irrthum. Der Graf ist weder geistreich noch liebenswürdig. Die Gräfin wählte nicht nach ihrem Herzen. Uns scheint überhaupt bis zur Stunde, als ob die Natur, welche diese schöne Frau mit so verschwenderischen Gaben ausstattete, ihr ein Herz, mit einem Wort, die Fähigkeit zu lieben vorenthalten hätte.“

„Sie glauben? Ich bin nicht Ihrer Meinung, Frau Marchesa. Wer so leidenschaftlich wie diese Dame zu singen versteht —! Hm — Hat sie Kinder?“

„Nein!“ war die Antwort. „Sie ist —“

Die Marchesa konnte ihren Satz nicht vollenden. Die Gräfin Julia hatte die Dame des Hauses bemerkt und eilte ihr entgegen. Sie kam mit anmuthigem Tact den Complimenten zuvor, mit denen die Marchesa sie überhäufen wollte und

begann eine pikante Plauderei, sich auf solche Weise zugleich den Huldigungen der Gesellschaft entziehend, die sie zu belästigen schienen.

Carlatti ward vorgestellt. Die Gräfin nahm seine enthusiastischen Lobsprüche mit einem kühlen Lächeln entgegen.

Andere an der Soirée Theilnehmende producirten sich im Gesang wie Pianofortespiel. Meist Unbedeutendes ward geboten.

Man plauderte während der Pausen über Kunst und tausend andere Dinge.

Carlatti wendete sich vorzugsweise an die Gräfin, deren Anmuth und Urtheil er zu bewundern Gelegenheit fand; er schien sich während der Unterhaltung die Aufgabe gestellt zu haben, angelegentlich den Charakter der schönen Frau in unauffälliger Weise zu studiren. Der Impresario war gewöhnt, sich in vornehmer Gesellschaft zu bewegen, er war ein scharfblickender und gewandter Mann, dessen speculativer, vor keinen Hindernissen zurückschreckender Geist sich hinter der Larve der Bonhommie und der Alltäglichkeit verbarg. Er gab sich in der Regel den Anschein, nichts als ein wenig Musik und die Handgriffe des Bühnenwesens zu verstehen. In Wahrheit aber standen ihm Menschenkenntniß, Schlauheit und ein kaleidoscopartiges Wissen zu Gebote, er gehörte obendrein zu jenen gefährlichen, egoistischen Menschen,

denen alle Mittel zur Erreichung ihrer Zwecke recht sind, und die um so gefährlicher werden, je natürlicher sie im geselligen Verkehr die Maske harmloser Oberflächlichkeit zu tragen wissen. Carlatti schien leicht zu durchschauen, und eben darum ergründete ihn so leicht Niemand, während er mit Denen um so eher in's Reine kam, die es nicht der Mühe werth hielten, vor ihm auf der Hut zu sein.

Der schlaue Impresario hatte bald das innerste Wesen der schönen stolzen Gräfin herausgefunden, jene ideale Erregung der Seele, welche der Künstlernatur eigen ist, die aber hier sich in den Schleier der Convenienz hüllte, und, in sich versenkt, jede Annäherung selbst verwandter Elemente vornehm verschmähte. Die Gräfin Julia erschien darum bei aller gesellschaftlichen Liebenswürdigkeit kalt und zurückhaltend, man bewunderte sie, ihre Schönheit, ihr staunenswerthes Talent, aber wie man ein Kunstwerk bewundert, das in sich abgeschlossen ist.

Die Soirée, in deren Verlauf die Gräfin noch einige Lieder mit echt dramatischem Ausdruck gesungen hatte, war zu Ende, die Gesellschaft brach auf.

Als die Gondel des Theaterdirectors den Canal Grande durchschnitt, beachtete der speculative dicke Herr weder das malerische Durcheinander der

reichgeschmückten Fahrzeuge, welche vor, hinter und neben ihm die übrigen Gäste der Marchesa heimführten, noch die reizende Mondnacht, deren Zauberglanz Alles ringsumher dämmerhaft verklärte. Er brütete vor sich hin, sein Geist war augenscheinlich seiner Umgebung weit entrückt.

„Eine Million ließe sich verdienen,“ murmelte er, „das ist nun einmal unzweifelhaft! Und was hindert mich daran? Das schöne Weib zeigt in der That Kälte und Stolz, — doch gibt es nicht ein Mittel, das diese beiden Dinge zu besiegen vermag? — Sie ist jung, kinderlos, liebt ihren Gatten nicht, ist eine Natur, die noch keine Abgeschlossenheit erlangt hat, obgleich sie sich den Schein einer solchen geben möchte! — Hm, es verlohnt sich der Mühe, über die Sache reiflich nachzudenken!“

Zweites Kapitel.

Der spanische Graf.

Etwa vierzehn Tage nach jener Soirée, in der die Gräfin Amalfi durch ihr Gesangstalent geglänzt hatte, besuchte sie eine Vorstellung des Theaters Fenice.

Man gab Donizetti's „Lucia" mit erlesenen Kräften. Eine neue Sängerin debutirte in der Titelrolle.

Das Haus war überfüllt, ein Kranz schöner Frauen schmückte die Logen, es hatte sich überhaupt ein sehr gewähltes Publikum eingefunden, die elegante und vornehme Welt schien sich an jenem Abend in den Räumen des Opernhauses ein Rendezvous gegeben zu haben.

Die Sängerin gefiel, aber sie erregte keinen Enthusiasmus, ein großer Theil des Publikums, namentlich desjenigen der Logen, verwendete da-

her kaum auf die Vorstellung so viele Aufmerksamkeit, als auf jene kleinen Vorgänge im Zuschauerraum, welche nirgend fehlen, wo eine regsame Menge sich versammelt, in der Viele nicht allein schauen, sondern auch gesehen sein wollen.

Die Gräfin Julia hingegen widmete den Leistungen der Künstler ihre volle Aufmerksamkeit, die glänzenden Toiletten und das nichtige Geplauder zur Rechten und Linken hatten für sie nichts Anziehendes.

Sie vertiefte sich in den Zauber der weichen, leidenschaftlichen Melodien Donizetti's, sie sang im Geiste mit.

Und so gewahrte sie während des ersten Actes eine Erscheinung nicht, die bereits seit geraumer Zeit in geringer Entfernung von ihr die Aufmerksamkeit mancher der reizenden venetianischen Damen erregte.

Es war ein junger Mann in einer der Prosceniumslogen des ersten Ranges, der mehr und mehr von dem schönen Geschlechte, ja sogar von der Herrenwelt beobachtet wurde.

Dieser junge Mann war in einfacher, schwarzer Kleidung, er trug ein Ordensband im Knopfloche, und bekundete durch seine zuversichtliche Haltung, die weit entfernt von Anmaßung war, den echten Cavalier.

Er lehnte sich selten vornüber, schien die Aufmerksamkeit nicht zu gewahren, welche er erregte, sondern der Darstellung sein Interesse zuzuwenden.

Manche der Damen richteten von Zeit zu Zeit ihre Lorgnetten und Operngläser auf ihn.

Diese bewunderte insgeheim, Jene ohne Rückhalt die chevalereske Anmuth des jungen Fremden, Alle aber fesselte ganz besonders ein gewisses schwermüthiges Etwas, das seine regelmäßigen Züge umwob.

Er war ein Typus creolischer Schönheit, hoch gewachsen, schlank, mit schwarzen Augen, dunklem und blassem Teint, bläulich schwarzem, gelocktem Haar.

Der erste Act der Oper war vorüber.

Auch die Gräfin Julia musterte jetzt die elegante Versammlung im Zuschauersaale.

Sie wechselte einige Worte mit bekannten Damen der nächsten Loge und mehreren Cavalieren, welche ihr während des Zwischenactes die Aufwartung machten.

Die Gräfin war im Theater nur in Begleitung ihrer Gesellschaftsdame erschienen; der Graf hatte sich genöthigt gesehen, einer Unpäßlichkeit halber das Zimmer zu hüten.

Als die Introduction des zweiten Actes begann, verabschiedete die schöne Frau voll Anmuth

jene Cavaliere, welche des Vorrechtes theilhaftig geworden waren, in ihre Loge treten zu dürfen.

Sie schickte sich an, der Oper von Neuem ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Da neigte eine der ihr zunächstsitzenden Damen, eine umfangreiche Blondine mit kokettem Wesen, sich zu ihr.

„Ist Ihnen der junge Mann dort bekannt?" flüsterte die üppige Schönheit.

Die Gräfin sah ihre Nachbarin an, und suchte dann der Richtung zu folgen, welche das Augenblinzeln der corpulenten Donna andeutete.

„Welcher junge Mann?" fragte sie zugleich fast gedankenlos.

„Nun, jener Herr dort in der Prosceniumsloge, der seit einiger Zeit die allgemeine Aufmerksamkeit erregt, wie mir scheint!" fuhr die Blondine fort. „Ist Ihnen das entgangen?"

„Ja!" warf die Gräfin kurz hin, während sie ihren Blick auf die angedeutete Loge richtete.

„Sehen Sie nur," plauderte die üppige Dame hinter ihrem blitzenden Fächer weiter, „er starrt den Vorhang wie ein Träumender an. Entweder ist er erstaunlich blasirt, oder unglücklich, denn er nimmt von dem lachenden Treiben um sich her so gut wie gar keine Notiz. Sie kennen ihn also nicht?"

„Nein!“ versetzte die Gräfin. „Der Herr wird ein Fremder sein.“

„Jedenfalls ist er ein schöner, interessanter Mann, nicht wahr?“ lispelte die blonde Nachbarin.

Die Gräfin antwortete nicht sogleich.

Der junge Mann, welcher in der Prosceniumsloge saß, wendete den Kopf, sein dunkles Auge begegnete dem Blicke der Gräfin. Es lag ein wunderbar fesselnder Ausdruck in diesem schwermüthigen Blicke des Fremden; die Gräfin fühlte sich davon eigenthümlich berührt.

Sie wendete sich ab.

„Der Herr scheint sich im Theater zu langweilen!“ antwortete sie der blonden Dame in gleichgültigem Ton.

„Das kann wenigstens jetzt nicht der Fall sein,“ erwiederte die überaus üppige Schönheit, „denn er betrachtet Sie augenblicklich unverwandt!“

Die Gräfin lächelte eisig.

„Vielleicht sieht er mich so wenig, wie er den Vorhang nicht zu bemerken schien, den er vorhin anstarrte!“ entgegnete sie, indem sie ihr Opernglas auf die Scene richtete, vor der soeben die Courtine in die Höhe gezogen ward.

Die Gräfin Julia ließ, sie wußte selber nicht wie es kam, nach einiger Zeit den Blick von der Bühne fort zu jener Loge gleiten, in welcher der Unbekannte saß.

Dieser hatte noch immer sein melancholisches Auge auf sie gerichtet, und nahm durchaus keine Notiz mehr von der Darstellung.

Obwohl als schöne Frau daran gewöhnt, Gegenstand der Beobachtung von Seiten aller Männer zu sein, welche in ihre Nähe kamen, fühlte sich die Gräfin doch durch die Aufmerksamkeit des Fremden beirrt.

Sein Blick hatte so gar nichts von jener dreisten Neugierde, die verletzt, dagegen leuchtete jenes sympatisch Geistige daraus hervor, das, Interesse erweckend, auf ein mildes Gemüth, ein ungewöhnliches Seelenleben schließen läßt.

Die Gräfin bemerkte wohl, daß der junge Mann sie nicht gedankenlos anstarre, sondern mit einer ernsten Bewunderung und Theilnahme betrachte.

Sie erröthete flüchtig.

Und von nun an schien sie mit verdoppelter Aufmerksamkeit dem Verlauf der Oper zu folgen, in Wahrheit aber begann der Unbekannte mehr und mehr ihre Phantasie zu beschäftigen.

Ihr Blick verirrte sich bis zum Schluß der Vorstellung nicht wieder zu der Prosceniumsloge, aber sie fühlte gewissermaßen instinctartig, daß der junge Mann kein Auge von ihr verwende.

Der Vorhang rauschte zum Letztenmale nieder,

die Zuschauer drängten sich in buntem Gewimmel hinaus in's Freie.

Die Gräfin fand an der Schwelle ihrer Loge mehrere Cavaliere, welche einander an Galanterie zu überbieten suchten.

Das kleine Gefolge von Anbetern begleitete die stolze Schönheit zu ihrer Equipage. Beim Einsteigen in dieselbe ließ die Gräfin einen flüchtigen Blick über die Menge gleiten, welche rings das Theater umwogte; es war, als suche sie secundenlang nach einem Gegenstand, den sie sicher hier zu finden erwartete.

Der junge Fremde war verschwunden. —

Nach ihrer Gewohnheit erschien die Gräfin Julia täglich auf dem Marcusplatze um jene Stunde, in der die elegante Welt dort zu lustwandeln pflegt.

Durch acht Tage begegnete ihr dort jedesmal der Unbekannte; er hatte stets in unauffälliger Weise einen Blick stummer Ehrerbietung für sie, und suchte niemals sich in ihre Nähe zu drängen, ja, er vermied es sogar, ihr auf der Promenade zweimal entgegenzukommen.

Am neunten Tage besuchte die Gräfin eine Soirée der Fürstin Romano.

Was Venedig an vornehmen Einheimischen und Fremden aufzuweisen hatte, war dort versammelt.

Gräfin Julia rauschte an der Seite der Fürstin durch den Salon.

„Sie werden heute einen interessanten jungen Mann bei mir sehen," sagte die alte geistreiche Fürstin, „wenigstens hat er mir zugesagt, sich einfinden zu wollen, obwohl er den geräuschvollen Zerstreuungen abhold ist!"

„Vermuthlich ein bedeutender Musiker, Hoheit?" fragte die Gräfin.

„Wohl schwerlich!"

„Sie wissen, Hoheit, daß mich eigentlich nur die Musik interessirt."

„Ich weiß, liebe Gräfin. Aber ich bin ebensowohl überzeugt, daß Sie mein Protegee, der Graf Juan de Riego, interessiren werde, wie er aller Welt Interesse einflößt. Er stammt aus den spanischen Colonien, und weiß wunderbare Dinge von Mexico, Australien, von fast allen Theilen der Welt zu erzählen. Er ist geistvoll in seinen Mittheilungen, liebenswürdig im Umgang, ein vollendeter Weltmann, trotzdem er, wie Sindbad der Seefahrer, sich auf dem Meere umhergetrieben hat."

„So ist er erst seit einigen Tagen hier?" fragte die Gräfin gleichgültig. „Ich bin einem solchen Grafen," setzte sie hinzu, „seither nirgendwo begegnet!"

„Acht Tage etwa mag er in Venedig sein,"

antwortete die Fürstin, „er kam mit einigen vortrefflichen Empfehlungen, aber er liebt die Einsamkeit, ihn scheint ein Kummer zu drücken!"

Die Mittheilung der Fürstin ward durch das Erscheinen des Grafen de Riego unterbrochen. Die Fürstin stellte ihn der Gräfin vor, — diese erkannte in ihm den jungen Mann von der Prosceniumsloge.

Graf Juan ließ durch sein Benehmen keineswegs verrathen, daß er die Gräfin Julia zuvor gesehen. Sein Blick aber schien ihr zu sagen: Es ist unsere Bestimmung, daß wir uns einander nähern sollen!

Die Gräfin, die stolze Schönheit, empfand zum Erstenmale eine unklare Regung, deren Deutung fast dasselbe gesagt haben würde.

Die alte Fürstin zeichnete den Grafen sichtlich aus, seine geistreiche, vom feinsten Tact geleitete Art sich zu geben, und seine interessante, lebensprühende Unterhaltung rechtfertigten diese Auszeichnung vollkommen; die Gräfin Julia und er bildeten bald den Mittelpunkt der Soirée.

Als die Gesellschaft sich spät in der Nacht trennte, da mußte die sonst so spröde Julia sich gestehen, daß der junge Spanier von allen Männern, welche ihr seither sich genähert hatten, der vielleicht gefährlichste sei.

„Wenn ich zu lieben vermöchte," hatte sie sich

gesagt, „so — aber eine solche Schwäche wird mein Herz wohl schwerlich jemals überwältigen!“

Von nun an sahen Julia und der Graf de Riego einander häufig in den eleganten Kreisen des venetianischen Adels, die sich ihm um so bereitwilliger erschlossen, als er weder Deutscher noch Franzose war.

Graf Juan fand überall eine ausgezeichnete Aufnahme, besonders bei den Damen, doch unter allen diesen Schönheiten wandte er seine Aufmerksamkeit nur einer Dame zu — Julien. Discret und zurückhaltend in seinem Benehmen, ließ er nur Julien errathen, daß sie einen tiefen Eindruck auf ihn mache.

Wenige Wochen vergingen und der Graf de Riego gehörte zu den Auserwählten, denen der Zutritt in den Salon der Gräfin Amalfi zu jeder Tageszeit gestattet war.

Anfänglich schien er, obwohl durch ihre Schönheit, ihren Geist angezogen, nur mit Widerstreben sie aufzusuchen, er ward oft still, träumerisch, zurückhaltend in ihrer Gegenwart, dann war es, als ob der geheime Kummer, den zu Zeiten sein blasses Antlitz abspiegelte, ihn überwältigte, unmittelbar darauf aber zeigte er sich wieder lebensprühend, geistvoll, blendend. Julien, der alle diese Wandlungen nicht entgingen, schien es, als ob sich des jungen Spaniers eine Leidenschaft zu ihr mit un-

widerstehlicher Gewalt bemeistere und über seine ernstesten Vorsätze triumphire.

Die widerstreitendsten Empfindungen bemächtigten sich ihrer Seele. Noch liebte sie nicht, glaubte wenigstens nicht zu lieben, sondern wähnte nur ihr Interesse für den jungen Mann gewachsen, und sie sah darin, daß sie es ihm, wenn auch mit einiger Zurückhaltung, kundgab, kein Unrecht, sie empfand Mitleid mit ihm, sie wollte nicht einen neuen Schmerz zu dem verborgenen Kummer fügen, den er unzweifelhaft in der Brust trug, wohl aber diesen Kummer zu erforschen trachten, den jungen Mann trösten und dann seine Leidenschaft zu ihr in Freundschaft wandeln. Sie nahm sich vor, ihm gegenüber sich ein gewisses mütterliches Uebergewicht zu bewahren — ein gefährliches Wagniß für eine junge Frau, die noch nicht geliebt hat!

Und wenn sie nun inzwischen Vergleiche anstellte zwischen ihrem Gatten und dem jungen Manne, in dem sie einen Freund sich zu erwerben hoffte? Doppelte Gefahr! Jener alt, siech, verlebt, dieser ein Ideal männlicher Schönheit, jener beschränkt, voller Launen, ohne Geschmack, ohne Sinn und Verständniß für die schönen Künste, welche das Leben zieren, dieser welterfahren bei aller Jugend, liebenswürdig, ein begeisterter Lobredner der Musik und Poesie, und vor Allem ein Mann von Kopf und Herz!

Eine geraume Zeit verstrich, ohne daß sich der Gräfin eine Gelegenheit geboten hätte, ihre Absicht auszuführen. Sie war zu tactvoll und ehrenhaft, und empfand wiederum auch zu viele Theilnahme für den jungen Spanier, als daß sie einen solchen Moment, in dem sie nach ihrem Entschlusse Riego's Leidenschaft mit, wie gesagt, gewissermaßen mütterlichem Uebergewicht in die Bahn einer warmen, achtungsvollen Freundschaft lenken mußte, selber hätte herbeiführen mögen. Eine Kokette hätte ohne Weiteres ein gefährliches Spiel begonnen, Julia aber besaß Grundsätze, und war zugleich doch, obwohl ihr Aeußeres und ihr Benehmen dies keineswegs verriethen, ein leidenschaftliches Weib. Wenn sie jetzt zögerte, es zwischen dem jungen Spanier und sich zu einer Erklärung kommen zu lassen, so geschah es ohne Zweifel in einer ahnungsvollen Anwandlung von Zagen und Furcht vor ihren eigenen unklaren Empfindungen, die möglicherweise in einem solchen Moment, wo Herz und Phantasie bei ihr heftiger als sonst erregt werden mußten, aller Schranken der Lebensklugheit, ja langgehegter Grundsätze spotten konnten.

Noch fühlte Julia sich sicher, und sie war es doch bereits nicht mehr.

Da ereignete sich ein Umstand, der ihr ganzes Wesen von einer ihr bisher unbekannten Angst erzittern ließ und sie zu dem trieb, was, nach

ihren mehr und mehr für den jungen Spanier aufdämmernden Gefühlen, früher oder später doch so kommen mußte.

Julia gewahrte, daß Graf de Riego's Besuche im Palaste Amalfi spärlicher wurden, daß er zerstreuter ward, und es zu vermeiden suchte, mit ihr allein zu sein.

„Wie," sagte sie sich, „ich habe einen Menschen gefunden, mit dem ich sympathisire, den ich achte, und jetzt soll ich ihn verlieren, durch eine, vielleicht zu weit getriebene Zurückhaltung? Die Damenwelt Venedigs macht ihm Avancen, während ich ihm sicher scheu, und, was mehr noch ist, gleichgültig erscheine, ich, die ich nur seine Freundin sein möchte! Warum verberge ich meine Theilnahme und lasse sie durch die Galanterie anderer Frauen in Schatten setzen? Er wird mich verkennen, er glaubt mich ohne Herz, wie es die Menge von mir wähnt, er wird sich von mir abwenden! Und wenn er nun, ohne den Anhalt einer Freundin zur Seite, in die Netze einer Unwürdigen fallen sollte, vor der eben meine Freundschaft ihn hätte bewahren können? Welches Unrecht begehe ich. wenn ich ihm enthülle, was er mir ist? Habe ich von einem edlen Manne eine unlautere Auslegung meiner uneigennützigen Gefühle zu befürchten?"

So überlegte die Gräfin. Sie ahnte weder die Sophistik, noch das Gefährliche dieser Logik.

Die Eifersucht ist der Freundschaft so wenig fremd als der Liebe, sie verwandelt nur zu oft unvermerkt die erstere in die letztere. Die Gräfin Julia wähnte freundschaftliche Besorgniß um Riego zu empfinden, und es war im Grunde nur eine aufdämmernde Eifersucht, was sie empfand. Auch das edelste Weib bleibt Weib in den Regungen ihres Herzens. Und die Gräfin war obendrein eine Italienerin!

Von nun an zeigte sie sich gegen den jungen Spanier weniger zurückhaltend, durch gewisse kleine Vertraulichkeiten, die, wie sich bei dem Charakter einer Julia Amalfi von selber versteht, in den engsten Grenzen der Weiblichkeit blieben, gab sie ihm zu verstehen, daß sie eine Annäherung wünsche, welche die Etikette des gesellschaftlichen Lebens hinter sich lasse, sie gab ihm Anlaß, einen Blick in ihr Gemüth thun zu können, und floh, mit einem Wort, nicht mehr jene Gelegenheit zu einer gegenseitigen aus der Tiefe des Herzens quellenden Mittheilung, sondern suchte sie zu fördern. Sie wußte es so anzustellen, daß Riego bisweilen mit ihr unter vier Augen bleiben konnte. So ging sie geradenwegs einer Erklärung des jungen Mannes entgegen, dessen Leidenschaft sie mit weiblichem Instincte längst errathen hatte, sie trat beinahe sorglos mit dem Bewußtsein zu dieser heran, daß es sich ja nur um einen Herzensbund handle,

der mit einer Liebesintrigue nichts gemein habe. Und sie rechnete zuversichtlich darauf, daß Riego's Gefühle für sie geistig genug seien, auf einen solchen Bund einzugehen.

Doch seltsam! Je mehr sie die Nähe des jungen Mannes suchte, desto mehr trachtete er darnach, sie zu fliehen. Der Gräfin allein gegenüber war es, als dränge sich seine Seele in ihre verborgensten Tiefen zurück. Es war nicht Kälte, was er zeigte, es war eine Unruhe in Blick und Geberde. Er sprach entweder einsilbig oder mit unnatürlicher Hast, und zog sich zurück, sobald es nur irgend die Schicklichkeit erlaubte.

Dieses räthselhafte Benehmen stachelte die Gräfin auf. Die Unruhe, welche Riego zu empfinden schien, theilte sich ihr mit, und ging nach und nach in einen fieberhaften Zustand über. Sie begann zu ahnen, daß der Mann, welcher ihr jetzt auswich, ihrem Herzen mehr sei, als sie gewähnt hatte, aber sie besaß jetzt nicht die Kraft mehr, dieses Herz zu beherrschen. Ihre Zuversicht hatte sich auf das Uebergewicht gegründet, das sie seither über Riego's augenscheinlich aufflammende Liebe zu besitzen wähnte, jetzt sah sie eine solche Neigung überhaupt in Frage gestellt, oder durch ein unerklärliches Etwas niedergedrückt.

„Wodurch?“ fragte sie sich. Sie blickte umher. Keine der blendenden Schönheiten Venedigs

konnte sich rühmen, den liebenswürdigen Fremdling zu fesseln.

Riego war, bevor sie in Blick und Wort rege, ungekünstelte Theilnahme für ihn hegte, zu Zeiten träumerisch und scheu gewesen, und sie hatte sich sein Benehmen zu erklären gewußt. Aber woher jetzt, nun sie seinen Wünschen entgegenzukommen wähnte, dieses bisweilen beinahe schreckhafte Zurückbeben vor ihr? Sie mußte sich darüber Aufklärung verschaffen.

Wenige Tage nachdem die Gräfin diesen Entschluß gefaßt hatte, reiste ihr Gemal nach Verona, doch nur auf kurze Zeit. Julia athmete auf. Nicht etwa, daß sie durch die Abwesenheit ihres Gatten einer lästigen Beaufsichtigung enthoben worden wäre, denn der Graf war nicht eifersüchtig, er legte seiner schönen jungen Frau nichts in den Weg, — er war, wie alle Welt in Venedig, davon überzeugt, daß das Herz seiner Gattin nicht fähig sei, für irgend einen Gegenstand, die Kunst ausgenommen, zu erglühen. Trocken und pedantisch, ein Aristokrat nach dem Zuschnitt des vergangenen Jahrhunderts, ließ er seine Gemalin jederzeit gewähren, und betrat nur ihr Empfangsboudoir, nicht sie argwöhnisch zu beobachten, sondern gewissermaßen sein Theil von den Huldigungen hinzunehmen, welche die Besucher ihr darbrachten. Er war eben stolz auf seine schöne,

talentvolle Frau, wie er stolz war auf seinen Namen, seinen Reichthum.

Die Gräfin Julia empfing somit während der kurzen Abwesenheit des Gemals ihre Besuche ungehindert wie sonst. Und so geschah es auch wenige Stunden nach der Abreise des Grafen.

Unter Denen, welche sich im Salon der Gräfin eingefunden hatten, befand sich auch der Graf de Riego.

Er sah an diesem Tage bleicher aus als gewöhnlich, er hatte fast einen verstörten Blick.

Er sprach nur zu der Herrin des Hauses, wenn es unumgänglich nothwendig war, und dann auch schien er zerstreut, zurückhaltend.

Sein Lächeln war ein erkünsteltes, seine Stimme hatte einen leicht vibrirenden Klang, aber unter den im Salon Anwesenden war es nur Julia, welcher diese Symptome einer innern Erregung nicht entgingen, denn nicht allein ihr Auge war verstohlen mit ihm beschäftigt, sondern auch ihr Herz.

Und sie nahm, von Unruhe gefoltert, sich vor, die Abwesenheit ihres Gatten zu benutzen, und sogleich zur Ausführung ihres Vorhabens zu schreiten.

„Ich werde ihn unter irgend einem Vorwande zurückhalten, sobald er sich mit den Uebrigen verabschiedet!“ sagte sie sich.

Es bedurfte dieser Vorsicht nicht, denn der junge Spanier, der seit Kurzem sich anscheinend geflissentlich jederzeit mit den letzten der Besucher entfernt hatte, welche den Salon verließen, blieb heute aus eigenem Antrieb, als der kleine Kreis von Damen und Cavalieren aufbrach. Riego konnte bleiben, ohne den weltmännischen Tact zu verletzen, denn es war ja ein vormittäglicher Besuch.

Als er sich mit der Gräfin allein sah, trat er ehrerbietig an sie heran.

„Gnädige Frau,“ sagte er, und es schien dabei, als verursache es ihm Anstrengung, den kühlen, förmlichen Ton der Etikette anzuschlagen, „vergeben Sie mir, daß ich gezögert habe, Sie heute zu verlassen. Aber da ich heute noch in aller Stille von Venedig abzureisen gedenke, so konnte ich vor den soeben Anwesenden nicht erklären, daß mein Erscheinen mit einem Abschiedsbesuche identisch sei!“

Die Gräfin wechselte secundenlang leicht die Farbe. Aber der Ausdruck ihrer Züge verrieth so wenig wie ihre Haltung, daß ihr Inneres durch die Worte des Grafen schreckhaft berührt ward.

„Wie, Herr Graf,“ sagte sie im Tone der Befremdung, der ihr indessen so schwer ward, wie die Sprache der Etikette dem jungen Spanier ge-

wörden zu sein schien, „Sie stehen im Begriff, Venedig zu verlassen?“

„Ja, gnädige Frau!“

Riego ließ seinen melancholischen Blick auf dem Antlitz der Gräfin ruhen.

„Unsere Lagunenstadt besitzt also nichts,“ fuhr Julia fort, deren Stimme leise zitterte, „das fähig wäre, Sie hier zu fesseln? So viel ich weiß, ist man dem Grafen de Riego in allen unseren Kreisen mit ungewöhnlich lebhafter Theilnahme entgegengekommen, hat man nichts unversucht gelassen, einen Cavalier von so glänzenden Eigenschaften bleibend für unsere Gesellschaft zu gewinnen!“

„Gnädige Frau, ich weiß die Theilnahme Ihrer Landsleute gebührend zu schätzen. Es hieße Güte mit Undank lohnen, wollte ich je auch nur einen Augenblick vergessen, mit welcher Liebenswürdigkeit man mich, den Fremdling, unverdientermaßen in Venedig aufgenommen hat. Und eben deshalb scheide ich so zu sagen heimlich von hier, weil ich nicht den Muth haben würde, mich von allen Denen beurlauben zu können, die mir wohl wollen!“

„Ah, Herr Graf,“ versetzte Julia erzwungen lächelnd, „so darf ich es keineswegs als eine Bevorzugung ansehen, daß Sie gekommen sind, sich von mir zu verabschieden, und ich muß aus diesem Grade Ihres Muthes schließen, daß Sie von den

Bewohnern des Palais Amalfi eine weniger gute Meinung mit sich hinwegnehmen, als von allen den Anderen, denen das Glück zu Theil geworden, an Ihnen eine Gastfreundschaft zu üben, durch welche sie nur gewinnen konnten!"

„Sie sind grausam, gnädige Frau!" entgegnete der Graf ernst und traurig. „Ich bin gekommen, weil ich es als ein Verbrechen ansah, auch vor Ihnen zu verschwinden, ohne Ihnen zuvor meinen Dank für die schönsten Stunden dargebracht zu haben, welche ich in dem unvergeßlichen Venedig durchlebte, Stunden, deren Erinnerung mich einzig und allein dafür entschädigen können, daß mich ein unerbittliches Schicksal von hier vertreibt!"

Der Gräfin Wangen färbten sich lebhaft, sie athmete tiefer, ihr Busen begann sich rascher zu heben und zu senken.

„Ein unerbittliches Schicksal? Sie sagen das so feierlich, Herr Graf," erwiederte sie nach einer kurzen Pause, indem sie einen vergeblichen Anlauf nahm, so unbefangen wie möglich und in leichter Weise zu plaudern, „so feierlich reden Sie, als hätte das Schicksal in Wahrheit mit Ihrer schleunigen Abreise zu schaffen! Gestehen Sie doch offen, daß Sie das düstere, verfallene Venedig und uns, die beaux restes ehemals weltgebietender Geschlechter, herzlich satt haben, daß Sie sich nach Ver-

änderung sehnen, und die Courtoisie so weit treiben, sich mir gegenüber beim Abschied in das Deckmäntelchen eines unerbittlichen Schicksals zu hüllen!"

„Sie thun mir Unrecht, Frau Gräfin!" versetzte der junge Mann hastig und mit vorwurfsvollem Blick. „Vergessen Sie nicht, daß ich Spanier bin, und kein leichtfertiger Franzose, dessen Worte luftig sind, wie der Wind, dessen Gefühle im Handumdrehen wechseln, der die heiligsten Betheuerungen vergessen hat, so wie er den Rücken wendet! Man nennt uns Spanier die hochmüthigste Nation der Erde, und eben dieser Tadel, den wir vielleicht mit Recht verdienen, verwandelt sich nach anderer Seite hin in Lob für uns, — denn der Hochmuth verschmäht die Lüge! Wenn ich gesagt," setzte er langsam und traurig hinzu, „daß mich mein Schicksal erbarmungslos von hier verbanne, so habe ich nur eine bittere Wahrheit gesprochen! Gnädige Frau, ich bin unglücklich!"

Riego sagte die letzten Worte mit bebender Stimme; er schlug dabei den Blick zu Boden. Die sonst so kühne, selbstbewußte Haltung des jungen Mannes schien für einen Moment gebrochen, die Züge seines blassen Angesichts drückten ein tiefes Leid aus.

Die widerstreitendsten Empfindungen stürmten auf die Gräfin ein.

Sein Schmerz ist wahr! flüsterte es in ihr. Und woher stammt er? Ist es Liebe zu mir, der Gattin eines Anderen, was ihn mit Gram erfüllt, und will er in der Flucht sein Heil vor einer Leidenschaft suchen, der seine edle Gesinnung einen unseligen Ausgang voraussagt? Oder zuckt ein langgehegter, mühsam zurückgedrängter Kummer jäh aus seinem Herzen empor, und verjagt ihn aus der Nähe aller Derer, die ihm theilnahmvoll entgegentreten, aus der Nähe des Glückes und der Freude? Ward er schwer geprüft, betrogen, und darum von Mißtrauen gegen die Welt erfüllt, die ihn jetzt zugleich anzieht und abstößt, wie es mir scheint? Vielleicht ist es beides, was den Armen antreibt, sich freiwillig zu verbannen!

Diese Gedanken waren blitzschnell vor ihrer Seele aufgestiegen. Und jetzt empfand sie zu der Theilnahme für den jungen Mann ein Mitleid mit ihm, ein Mitleid, das geeignet war, gefährlicher für sie zu werden, als jene Theilnahme. Indem diese Gedanken sie durchzuckten, begab sie sich bereits, ihr selber unbewußt, zum großen Theil jenes Uebergewichtes, mit dem sie entschlossen gewesen war, Riego's Gefühle gewissermaßen mütterlich zu beherrschen. Sie wollte ihm eine Freundin werden, und schon begann das liebende Weib in ihr sich zu regen.

Tief bewegt und fast verwirrt blickte sie in die edlen, schönen Züge des jungen Spaniers.

„Sie sind unglücklich?“ hauchte sie. „Umgibt Sie nicht überall hier Glanz und Freude? Sie sind unabhängig, jung, und erfreuen sich einer bevorzugten Stellung in der Gesellschaft, in der Sie überall reussiren. Was wollen Sie mehr?“

„Gnädige Frau,“ antwortete Riego ernst, „ich zähle achtundzwanzig Jahre, ich bin kein Jüngling mehr, der sich sorglos der Welt und ihren scheinbaren Freuden hingibt, ich habe die erstere verachten, die Nichtigkeit der letzteren durchschauen gelernt, und erkannt, daß nur Derjenige allenfalls einen gewissen Grad äußerlicher Unabhängigkeit erlangen kann, der seine Mitmenschen an Egoismus übertrifft. Eine traurige, zweifelhafte Unabhängigkeit, die nicht beglückt, für die meine Natur nicht geschaffen ist! Ich fühlte tief, nur allzu tief, und eben darum vermochte ich nicht glücklich zu werden!“

„Sie liebten unglücklich?“ sagte die Gräfin kaum hörbar.

„Ja, gnädige Frau. Mir ward die Lehre, daß auch ein Engelsantlitz auf Erden die Larve eines Dämons sein könne!“

„Und hatten Sie mit der Liebe kein Glück, warum verscheuchen Sie — die Freundschaft?“

„Gnädige Frau, ein Freund war es, der

meine Geliebte bethörte, ein Freund, der mich um mein väterliches Erbtheil gebracht hat!"

„Und bedachten Sie niemals, daß wahre, heilige, aufopfernde Freundschaft heut zu Tage fast nur noch eine Frau zu fühlen vermöge? Erschlossen Sie einer solchen niemals Ihr Vertrauen, Ihr verwundetes Herz?"

„Ich ward seither nicht des Glückes theilhaftig, gnädige Frau," antwortete Riego wehmüthig, „ein solches reines, edles Wesen zu finden, das an meinem Schicksale Antheil hätte nehmen mögen!"

Eine dunkle Glut überflog die Wangen der Gräfin. Weibliches Zartgefühl und eine wonnige, stürmische Empfindung, deren Tragweite sie in ihrer Verwirrung nicht zu ermessen vermochte, kämpften mit einander in ihrem Herzen. Aber dieser Kampf währte nur wenige Secunden.

„Und wenn nun," sagte sie dann, erglühend und zaghaft zugleich, „eine Frau sich finden würde, die fähig und bereit wäre, Ihnen eine solche aufopfernde Freundin zu werden?"

„Dann — ja dann würde mein guter Stern mir wieder leuchten!" antwortete der junge Spanier lebhaft. „Dann würde ich ferner nicht verzagen, wie jetzt!"

„So nehmen Sie mich als solche Freundin an!" lispelte die Gräfin erregt, dem jungen

Manne eine ihrer weißen, zarten Hände entgegenstreckend.

Julia erwartete mit hochklopfendem Herzen, daß der Graf ihre Hand lebhaft ergreifen werde.

Doch wie? Was war das? Er trat hastig einen Schritt zurück, seine Augen starrten schreckhaft fast auf die Gräfin, seine Züge drückten Bestürzung aus.

„Nimmermehr!“ rief er. „Gnädige Frau, ich beschwöre Sie, nehmen Sie diese Worte zurück!“

Julia wechselte die Farbe.

„Wie?“ stammelte sie betroffen.

Sie hatte im ersten Momente ihre Fassung verloren. Unmittelbar darauf aber regte sich die stolze Venetianerin in ihr.

Die junonische Erscheinung richtete sich voll edler Würde empor.

„Ich biete Ihnen meine Freundschaft, und Sie verschmähen dieselbe?“ begann sie mit dem Anschein überlegener Ruhe, während ein leichtes Zittern ihrer Stimme den aufgeregten Zustand ihrer Seele verrieth. „Hat, was ich Ihnen angetragen, so geringen Werth für Sie, Herr Graf?“

„O mein Gott,“ rief dieser leidenschaftlich und im Tone des Schmerzes, „was soll ich Ihnen entgegnen, gnädige Frau!? Sie sehen meine Verzweiflung! Ein Blick auf mich muß Ihnen längst Alles gesagt haben! Das Geschenk Ihrer Freund-

schaft, das für jeden Anderen eine Gnade des Himmels sein würde, was könnte es mir sein, als eine Quelle namenlosen Elends, — mir, der ich mich aus Venedig verbanne um — Ihretwillen, der ich Sie liebe mit der wahnsinnigen Glut des Unglücklichen, dem noch einmal nach so vielen zerstörten Hoffnungen ein neues, schönes Leben zu lächeln schien. Ihre edle Hoheit rang mir, der ich im Begriffe stand, Alles zu verachten, was sich Weib nennt, Bewunderung ab, Ihre Theilnahme entflammte mein Gemüth! Ich wähnte in Ihrem Herzen mehr zu lesen, als Freundschaft für mich! Vergeben Sie dem Kühnen! Nun bin ich Ihrer Freundschaft unwerth, nun vermöchte ich, was ich für Sie fühle, diese entfesselte Leidenschaft, nicht mehr zur stillen besonnenen Hingebung eines Freundes herabzustimmen! Vergebung, Gräfin, Sie zwangen mich zu einem Geständniß, das, ich fürchte es, Sie verletzt, Ihren reinen Sinn von mir, dem Unseligen, abwendet! Doch erschrecken Sie nicht, meine rasende Liebe soll Sie nicht behelligen, ich verlasse Sie, um nimmer wiederzukehren! Sagen Sie mir, daß Sie mich bemitleiden, und ich will, fern von Ihnen, mein düsteres Geschick ohne Murren bis an's Ende tragen!"

Der junge Mann trat hastig zur Gräfin heran, ergriff ihre Hand, die sie nicht zurückzog, und preßte wiederholt seine glühenden Lippen darauf.

Dann sah er sie fragend und schmerzlich an.

Julia fühlte sich tief erschüttert, überwältigt. Ihr Antlitz verhehlte dies nicht. Sie hatte nicht erwartet, einer so stürmischen Leidenschaft gegenüber Stand halten zu müssen, die Flammen derselben züngelten jetzt durch ihr Gemüth und entzündeten den Brennstoff, den längst ihr Herz verborgen hegte.

Vor ihrem Geiste stand jetzt klar, was ihr der junge Spanier sei.

Aber gegen ihre aufwogenden Gefühle stemmte sich, wenn auch nur schwach noch, der Gedanke an ihre Pflicht.

„Leben Sie wohl!“ war Alles, was ihre bebenden Lippen zu stammeln vermochten.

Riego's Züge drückten kummervolle Ergebenheit aus. Er neigte sein Antlitz nochmals über die Hand der schönen Frau. Die leise Berührung seiner Lippen brannte Julien von der Hand bis in's Herz.

Dann sah sie, in einer Art Betäubung, wie Riego sich ehrerbietig verneigte und sich zum Gehen wandte.

Die junge Frau fühlte es wie fieberhaft zu ihren Schläfen steigen; ihr Athem stockte, ihr Herz war fast ohne Pulsschlag.

Ihre Augen standen plötzlich in Thränen, ein leises Schluchzen rang sich gewaltsam und krampf-

haft aus ihrer Brust empor. Die Liebe brach den Stolz der schönen Venetianerin, wie der Sturm eine Lilie knickt.

Riego war zur Thür gewankt. Dort schaute er noch einmal zurück.

Sein schwermüthiger Blick begegnete ihrem flammenden.

„Juan," flüsterte sie, Alles außer ihm vergessend, der eine neue Welt in ihrem Herzen wachgerufen hatte — „können Sie — mich verlassen?!"

Der junge Mann stieß einen leisen Schrei aus, stürzte vor, und umschlang das reizende, bebende Weib.

Drittes Kapitel.

Die Flucht und ein Leben der Entbehrung.

Von jener Stunde an, in der es zwischen der Gräfin Julia und dem Grafen de Riego zu einer Erklärung gekommen war, hatten die Liebenden oftmals in der Wohnung einer ehemaligen vertrauten Dienerin geheime Zusammenkünfte. Graf Amalfi war von der Reise zurückgekehrt. Julia und Riego mußten im gesellschaftlichen Umgang mit der äußersten Vorsicht zu Werke gehen, umsomehr, da nicht allein auf die schöne Frau wegen ihrer Stellung und Talente die Augen Aller gerichtet waren, sondern auch auf den jungen, eleganten Cavalier, den sie liebte, und um dessen Huldigungen sich manche sonst spröde und hochmüthige Schönheit der Aristokratie Venedigs bewarb.

So sahen sich Beide genöthigt, die Kunst der

Verstellung fast täglich zu üben, und namentlich Riego war es, der sich seiner schwierigen Aufgabe mit glänzender Virtuosität entledigte. Er mußte der Welt gegenüber nach wie vor als ein Mann erscheinen, den zu Zeiten ein räthselhafter Kummer beschlich, jene gewisse Melancholie, die ihn nebst seinen sonstigen geistigen wie körperlichen Eigenschaften den Damen interessant gemacht hatte. Und diese fanden denn auch, daß der junge Spanier, der, galant und liebenswürdig gegen Alle, sich für Keine, selbst nicht für die glänzende Gräfin Amalfi, zu erwärmen schien, bisweilen trüber und verstörter als ehedem vor sich hinstarre und sich öfter auf wenige Stunden mit einer Art Menschenfeindlichkeit aus den Kreisen zurückziehe, die ihn zu fesseln suchten.

Julia war es, die schon in ihrer ersten heimlichen Zusammenkunft mit Riego, den jungen, von Glück strahlenden Mann beschworen hatte, sein jetzt zur Freudigkeit umgewandeltes Wesen vor der Welt zu dämpfen.

„Die geringste Veränderung in Deinem Benehmen,“ hatte sie gesagt, „würde selbst im Verkehr mit Anderen unsere Umgebung stutzig machen, und sie darauf leiten, der Ursache Deiner Umwandlung nachzuforschen!“

„Ich werde mich zu beherrschen wissen,“ hatte er geantwortet, „wenngleich es schwer halten wird,

auch nur auf Augenblicke jenen Ernst und Kummer zu erheucheln, die in Wahrheit, an eine düstere Vergangenheit mahnend, mich überschlichen, bevor Dein süßes Geständniß der Gegenliebe mich neu aufleben ließ!“

Und er hatte Wort gehalten. Er war, wie gesagt, im Verkehr mit der Welt bisweilen plötzlich ernst, träumerisch, in sich gekehrt, wie er es vordem gewesen.

Doch wie? Bedünkte es nicht der Gräfin nach einiger Zeit, als halte Riego mehr Wort, als sie es für nöthig erachten mochte? Sein dann und wann zur Schau getragener Trübsinn erschien ihr zu natürlich sich zu äußern, als daß sie ihn hätte für durch Vorsicht bedingte Komödie halten können.

„Wie,“ sagte sie sich betroffen, „sollte ein Mann sich in solchem Grade verstellen können? Wahrlich, dann hätte ich Ursache, Riego zu fürchten! Doch nein, er ist ein ehrenhafter Charakter, er ist zu stolz, selbst nicht die Liebe würde ihn zum Heuchler machen können! So drückt ihn also in Wahrheit ein Kummer. Füllt seine Liebe zu mir sein Herz nicht aus? Vermag er nicht jene Täuschungen zu vergessen, deren Opfer er einst geworden? Oder beschleicht den so oft Betrogenen wider seinen Willen von Zeit zu Zeit der Argwohn, auch ich könne ihn dermaleinst hintergehen?“

Und nun betrachtete die Gräfin in ihren geheimen Zusammenkünften den Geliebten mit der Schärfe des liebenden Weibes, in dem Mißtrauen erwacht ist. Was ihr in glückseligem Rausche entgangen war, gewahrte sie jetzt — ein momentanes Unbefriedigtsein, ein schwach verhehltes plötzliches Aufschrecken einer augenscheinlich schmerzlichen Empfindung, einer oft nur secundenlangen düsteren Zerstreutheit Riego's, die fast unerwartet oft den glühenden Liebesbetheuerungen des jungen Mannes folgten.

„Was ist Dir, Juan?“ sagte sie eines Tages. „Du fühlst Dich betrübt! Und dennoch schwörst Du mir, daß Du glücklich seiest! Wie soll ich mir dieses räthselhafte Wesen erklären?“

„Du täuschest Dich!“ entgegnete Riego sichtlich erregt und mit beinahe fieberhafter Hast, — „hat Deine Liebe mich nicht Alles vergessen gemacht, was ich früher gelitten, bin ich durch sie nicht beglückt, wie ich es nie zuvor gewesen?“

„Sei offen, Juan!“ versetzte Julia dringend und zärtlich. „Selbst durch das, was Du mir da sagst, mich zu beschwichtigen, geht ein Mißton Deiner Seele, ich fühle es, denn eine Frau, die liebt, wie ich Dich liebe, täuscht sich nicht!“

Riego starrte seine Geliebte an. Sie sah, wie seine Züge sich veränderten. Der Ausdruck eines wilden Schmerzes durchzuckte dieselben.

„Nun denn,“ rief der junge Spanier leidenschaftlich, „da Du errathen hast, daß mich eine innere Folter drückt, so will ich reden! Ich vermöchte den Zustand, in dem ich mich befinde, ohnehin kaum länger zu ertragen!“

„Was werde ich hören?“ stammelte die Gräfin erschreckt.

„Du liebst mich, Julia,“ versetzte Riego heftig, „aber Du gehörst mir nicht ganz und ungetheilt an! Ich darf Dich sehen, an mein Herz drücken, aber nur auf Augenblicke! Gleich einem Verbrecher muß ich zu und von Dir schleichen, ich, der ich Dich stolz vor aller Welt die Meine nennen möchte! Wähnst Du, ich vermöge es gelassen zu ertragen, wenn ich sehe, wie Dein Gatte Dir Zärtlichkeiten erweist, wie er gewissermaßen mit den Rechten triumphirt, welche das Gesetz ihm zuspricht?“

„Thörichter,“ flüsterte Julia schmerzlich lächelnd, „was können wir gegen Verhältnisse beginnen, die bestehen, die unumstößlich sind? Ist es Dir nicht genug, daß mein Herz nur für Dich schlägt? Du weißt durch mich, was mir der Mann ist, dem ich angetraut bin, was er von jeher mir war!“

„Aber er steht doch zwischen Dir und mir!“ fuhr Riego düster fort. „Wenn ich Dich weniger liebte, in unserem Verhältniß nur ein galantes

Abenteuer sähe, würde mein Sinn leicht über das Alles hinweg hüpfen, es würde mir genug sein, mit einer schönen Frau heimlich tändeln, einige Stunden in süßem Rausche mit ihr durchträumen zu können. Aber Du bist mir Alles, Julia, mein Rettungsengel, der mich herbe Erinnerungen vergessen lehrte, bist meine Zuversicht auf künftige schönere Tage, mein eigentliches, besseres Ich! Begreifst Du da nicht, daß meine Lage jetzt eine unselige ist? Ich fühle die Qualen der Eifersucht, die Marter eines Zustandes, der unnatürlich ist, ich fühle — o vergib! — daß die zugleich wonnige und peinliche Heimlichkeit unseres Verhältnisses unsere Liebe entheiligt!"

Die Gräfin zuckte zusammen. Eine brennende Röthe flammte in ihrem Angesicht, eine heftige Angst stieg in ihrem Herzen auf.

„Ich würde Dich beschwören, mit mir zu fliehen, Julia," begann Riego von Neuem, „aber ich bin arm, mir blieben nur die Trümmer eines ehemaligen Reichthums. Ich weiß, Du warst ohne Vermögen, als Du den Grafen heirateteſt, Dein Stolz kann Dir nur verbieten, mit Dir hinwegzunehmen, was Du dem Grafen verdankest, wie mir meine Ehre, mit Dir von dem zu leben, was der Graf verpflichtet wäre, Dir auszusetzen, falls Du Dich von ihm entferntest. Du bist gewohnt, glänzend aufzutreten, Du würdest an meiner Seite

entbehren müssen. Wie könnte ich da von Dir begehren, Dein Schicksal mit dem meinigen zu verknüpfen? Aber wie vermöchte ich auch noch länger die Folter zu ertragen, der in unserem jetzigen Verhältnisse mein Herz zu erliegen droht? Ich finde keinen andern Ausweg als den," setzte er dumpf hinzu, „daß wir einander entsagen!"

Die Gräfin stieß einen leisen Schrei aus.

„Entsagen?!" murmelte sie erschüttert.

Sie starrte lange vor sich hin.

Ihre Leidenschaft für Riego kämpfte gegen alle jene Rücksichten an, welche eine nicht völlig charakterlose Frau sich vorhalten wird, in der zum Erstenmale der Gedanke an eine Flucht mit dem Geliebten wachgerufen wird. Hätte Riego ihr eine solche Flucht vorgeschlagen, sie würde mit bebendem Herzen sein Ansinnen zurückgewiesen haben. Jetzt war er es, der solchen Gedanken edelmüthig von sich wies, der auf ein Glück verzichtete, das nur zu erlangen war, wenn Julia die Meinung der Welt und Alles beiseite setzte, was diese Welt für Glück erklärt. Er war bereit, ein großes Opfer zu bringen, sollte sie, so sagte sie sich bebend, gegen seine Opferwilligkeit zurückstehen? Was war ihr die Meinung der Gesellschaft, die, sie wußte es wohl, mit Grundsätzen prahlt, welche sie insgeheim zu überschreiten gewohnt ist, was ein todter Luxus gegen das Glück,

das ihr Riego's Liebe verhieß? Und fühlte sie nicht, daß die Art des Verhältnisses, in der sie zu ihrem Geliebten stand, für die Dauer doch unhaltbar sein müsse?

Der Kampf in ihrem Innern ging zu Ende — die Leidenschaft hatte gesiegt.

Julia klammerte sich heftig an ihren Geliebten, der wehmüthig und schweigend zu ihr hinübergeblickt hatte.

„Glaubst Du, ich vermöge Dir zu entsagen?" flüsterte sie. „Auch Du vermagst es nicht mehr, Juan! Du denkst nicht niedrig von mir, nun denn, so mußt Du auch wissen, daß ich um unserer Liebe willen werde entbehren können! Verlasse Venedig, aber nicht ohne — mich!"

Riego preßte die schöne Frau stürmisch an sich, er versuchte ihr Vorstellungen zu machen, doch sprach er im Taumel des Entzückens und wie ein Mann, der widerlegt sein will. —

Während der nächsten heimlichen Zusammenkunft beriethen die Liebenden bereits, wie ihr Entweichen zu bewerkstelligen sei.

Und dann kam ein Abend, düster und regnerisch. Der Himmel war bleifarben, die Dünste und Nebelschichten Großbritanniens schienen sich zwischen den italischen Aether und die alte Dogenstadt gelagert zu haben.

Der Graf Amalfi war allein zu einer Soirée

gegangen, die ein Nobile veranstaltet hatte, die Gräfin dagegen, eine Unpäßlichkeit vorschützend, im Palaste zurückgeblieben. Sie hatte sich in das innerste ihrer Gemächer zurückgezogen und ihre Dienerschaft zeitig entlassen.

Gegen zehn Uhr mochte es sein.

Wind und Regenschauer peitschten die sonst spiegelglatte Fläche des Canal Grande zu krausen Wellen auf, die sich in schmutziggrauem Gewimmel und mit eintönigem Geräusch an den Granitquadern der Palastmauern brachen.

Wenige Gondeln nur glitten mit der Strömung pfeilschnell dahin oder kämpften gegen die erregten Wogen derselben an. Es zog eben eine jener Nächte herauf, in denen Keiner gern die heimische Stätte ungezwungen verläßt, denn der Südländer scheut mehr die Unbill des Wetters als der rauhe Sohn des Nordens.

In solchen Nächten mag vordem der vom eifersüchtigen Gatten gedungene Bravo die winkligen Gäßchen und öden Canäle belebt haben, um mit scharfgeschliffenem Dolche den kühnen Galan zu erwarten, der im Sturm und unheimlichem Düster um so sicherer zum Altane der angebeteten Frau wähnte emporklimmen zu können, in solchen Nächten mögen die bewaffneten Söldlinge des heimlichen Gerichtes ausgezogen sein, die Bleikammern des Dogenpalastes mit Unglücklichen zu bevölkern,

die, aus dem bunten Getreibe Venedigs plötzlich wie räthselhaft verschwindend, niemals wieder das Licht der Welt erblicken und in unterirdischen, grauenhaften Kerkern, bis zu den Knieen im Wasser, von Ratten und giftigen Molchen angefressen, wimmernd ein elendes Dasein verhauchen sollten.

Und eine solche Nacht war dazu ersehen, mit ihrem naßkalten, düstern Schleier die Flucht zweier Liebenden zu verhüllen, die Flucht einer ehemals tugendhaften Frau, die noch vor Wochen als eine kalte, empfindungslose, stolze Schönheit bezeichnet ward, und die nun durch eine jegliche Klugheit, alles Bedenken und Pflichtgefühl über den Haufen stürzende Leidenschaft vorwärts getrieben, zur Ehebrecherin geworden.

Dort, wo die riesigen Paläste des Canal Grande durch ihre Schatten das Flutgewimmel schwärzlich erscheinen ließen, schoß eine einzelne Miethgondel um die vorbemerkte Stunde pfeilschnell dahin. Ihr Lenker vermied mit Gewandtheit und Kraft die granitnen Vorsprünge und in die Flut hinabtauchenden Marmorstufen der Steinkolosse, wenngleich das Fahrzeug hart an ihnen vorüberflog.

An einem der dunklen Paläste hemmte der Gondolier den Lauf seines schmalen Schiffes, doch nicht an der prächtigen, erleuchteten, wenn auch jetzt von der Dienerschaft verlassenen Haupttreppe

des Gebäudes, sondern fern davon an einem unscheinbaren, verschlossenen Seitenthürchen desselben.

Als die Gondel, heftig geschaukelt, anlegte, tauchte neben dem Schiffer eine Gestalt aus der schwarzen Hütte des Fahrzeuges auf.

Diese Gestalt starrte zu einem dunklen Fenster oberhalb der verschlossenen Thür empor.

Es war, als flatterte dort hinter den Scheiben plötzlich zum Zeichen ein weißes Tuch, von unsichtbarer Hand bewegt.

Und wenige Secunden später, leise, lautlos fast, drehte sich die Thür in ihren Angeln.

Eine, in einen Mantel gehüllte, dicht verschleierte Dame erschien auf der Schwelle, zu der die schäumenden Wellen zwischen der Granitmauer und dem Rand der Gondel hinaufspritzten.

Auf diesen Rand schwang sich jetzt die Gestalt, welche neben der Gondel aufgetaucht war.

Sie umschlang die zitternde Frauenerscheinung, und hob sie in das Fahrzeug.

Der Schiffer schloß vorsichtig die Thür und stieß unmittelbar darauf die Gondel von der Mauer des Palastes ab. Das schwanke Schiff hob und senkte sich heftig, und bog dann, von der kräftigen Hand des Gondoliers regiert, in das aufzischende, schwärzlichgraue Flutgewimmel hinein.

Die Gräfin Amalfi und Riego aber, denn sie waren jene beiden verhüllten Gestalten, schlüpften

jetzt in die Hütte der Gondel, und wagten nun erst mit einander zu flüstern, während der Regen in Strömen auf das Dach über ihnen niederprasselte und der Sturmwind an den dünnen Wänden ihres Versteckes vorübersauste.

Es war eine unruhige Fahrt für die angstvolle, schöne, fliehende Sünderin, die Elemente ließen das Boot und heftige Aufregung ihr Herz erzittern.

Bald aber war die Gondel am Ziel. Das flüchtende Paar betrat festen Boden, und beflügelten Schrittes eilten sie durch die Nacht, dem nahen Perron der Eisenbahn zu, die über die Lagunen führt.

Schon spie das Ungethüm Locomotive Dampf und Funken, ertönte der schrille, markdurchschneidende Signalpfiff.

Wenige Minuten darauf donnerte der Zug, der die Liebenden entführte, über den dröhnenden Viaduct dahin, unter sich das wogende, finstere Meer, über sich dichtgeschaarte, dahinstürmende Wolkenschichten, die einem zweiten rastlos bewegten Meere vergleichbar.

Fort ging es, von Station zu Station, von Stadt zu Stadt.

Das Paar ließ die Grenze der österreichischen Lombardei hinter sich. Nun erst athmeten sie leichter.

Aber Riego drängte weiter und weiter.

Die Nacht verging. Mailand ward erreicht. Selbst dort verweilten sie nur wenige Stunden. Dann ward die Fahrt nach Genua angetreten. Hier nahm ein Dampfboot sie auf. Florenz sollte das Ziel der Flucht sein, Florenz, dieser reizende Aufenthalt, der für die Flitterwochen der Liebe wie geschaffen ist, diese statuengeschmückte Stadt, über der sich schon der wahrhaft italienische, tief azurne Himmel wölbt, den weder Venedig noch Verona, Mailand oder Genua kennen.

Und endlich waren sie dort.

Wenige Tage verstrichen, dann erfuhren sie durch Zeitungen, daß den Grafen Amalfi der Schlag gerührt habe. Sterbend hatte der alte Cavalier noch so viele Kraft gehabt, eine letztwillige Verfügung zu treffen, und durch diese Verfügung war Julia vollständig enterbt worden.

Die Nachricht vom Tode ihres Gatten erschütterte die junge Frau, eine peinliche Selbstanklage begann sich in ihrem Herzen zu regen. War sie nicht unzweifelhaft die Ursache dieses plötzlichen Todes?

Riego ließ die Geliebte nicht zur Besinnung kommen, er verdoppelte seine Zärtlichkeit für sie, er bekämpfte mit den Waffen der Liebe das aufdämmernde Gewissen Julia's.

„Jetzt erst bist Du frei, jetzt erst wahrhaft mein!" jubelte er. „Spricht_nicht aus dem, daß wir ein-

ander finden mußten, daß der Tod so rasch ein unnatürliches Verhältniß löste, dessen Fortbestehen stets einen Schatten auf unseren Liebesbund würde geworfen haben, die Vorsehung deutlich genug? Sie wollte zwei für einander geschaffene Naturen unauflöslich vereinigen!"

Wie bereitwillig ließ Julia ihr Gewissen betäuben! Und waren die Eindrücke, welche sie zu gleicher Zeit von außen empfing, das neue Leben, in welchem sie sich jetzt bewegte, nicht geeignet, Alles aus ihrem Herzen zu verdrängen, was einen Mißton in ihrer Seele hätte erwecken können?

Und die Enterbung?

Durfte sie diesen Act der Rache ihres Gatten, so sagte sie sich, nicht gewissermaßen als eine Handlung ansehen, die ihr Vergehen nahezu ausglich? Sie hatte sich dem Greise geopfert, für seinen Reichthum — er entzog ihr denselben, sie waren quitt!

So suchte sie die innere Stimme zu beschwichtigen, und es gelang ihr, — Julia, die junge Frau von ehemals reinem Charakter, hatte eben durch den ersten Schritt zur Sünde jenen Pfad betreten, der naturgemäß unbemerkt von einer Wandlung der Gesinnung zur anderen führen muß, bis er dorthin ausläuft, wo er entweder in den Abgrund unsäglicher Reue, oder in den Pfuhl der Verworfenheit mündet.

In dem paradiesisch schönen Lande, das einem einzigen, endlosen, duftigen Garten glich, wandelten die Liebenden Arm in Arm, beseligt, und bald die jüngste Vergangenheit vergessend, an den stolzen, schimmernden Palästen, den blitzenden Caskaden vorüber, sie mischten sich unter die lebensprühende, fröhliche Menge, welche dieses Paradies auf den Promenaden, vor den öffentlichen Localen und an den malerischen Ufern des Arno bevölkert.

Niemand kannte sie hier, sie konnten überall hin sich wenden, fröhlich, sorglos, ohne Scheu. Sie schlürften mit Wollust und in langen Zügen aus dem Becher, der ihnen die Freiheit bot, denn jetzt waren sie aller Bande ledig, die in Venedig ihre Folter gewesen. Sie durften nicht heucheln mehr, kein Verrath lauerte hier, den sie zu fürchten gehabt hätten. Selige Stunden! — Nach Ablauf der Trauerzeit sollte ein gesetzliches Bündniß sie vereinigen. Inzwischen beschlossen sie, fern vom Getreibe der glänzenden Welt, ein reizendes Stilleben zu führen. Waren sie einander nicht genug?

Und sie mietheten eine bescheidene Wohnung außerhalb der Stadt.

Es war ein kleines Haus nur, aber wie wunderbar anmuthig war es gelegen.

Die Fenster umrankt von wildem Wein, der bis über's Dach hinwegkletterte, lehnte es an einem Hügel; vorn eine kleine Terrasse, mit Orangen-

bäumen bepflanzt, dazwischen stolze Lilien, Rosen und Nelken in prächtigen Farbenbüscheln, hinten das aufsteigende Gärtchen mit Lorbeergebüsch, glänzendblättrigen Mandelbäumen und von der Höhe dieses Gärtchens, aus dem Rahmen eines bretternen Lusthäuschens, die herrlichste Fernsicht auf die Stadt mit ihren im Sonnenglanz blitzenden Thürmen, ihrem Knäuel von Palästen, ihrem Gassengewirre, auf den gleich einer riesigen Silberschlange sich windenden Arno und die Villen dies- und jenseits, die aus frischgrünem Laub hervor und von bewaldeten Hügeln herab blinkten.

Julia, obwohl gewohnt durch Prunkgemächer zu schreiten, jubelte auf. Die Einfachheit der kleinen Zimmer hatte einen Reiz für sie, den sie nie zuvor geahnt.

Sie fühlte sich sogleich heimisch in dieser winzigen Behausung. Hatte sie nicht erfahren, daß das Glück nicht immer in Palästen wohnt?

Nicht allein das Bedürfniß, abgeschieden von der Welt, nur ihrer Liebe zu leben, hatte Julia und Riego bestimmt, sich ein bescheidenes, heimliches Asyl zu wählen, sondern auch die Klugheit.

Die Gräfin war ihrem Geliebten gefolgt, wie sie ging und stand. Sie hatte weder ihre Brillanten noch sonstigen Kostbarkeiten mitgenommen, sie war zu stolz gewesen, auch nur eines der Geschenke ihres Gatten zu behalten. So besaß sie

nichts als wenige Schmucksachen, welche ihr als Mädchen schon gehört hatten, und die Kleidung, in der sie geflohen war. Riego war im Besitz von tausend Ducaten, seiner eleganten Toilette und einiger Prätiosen; das war Alles. Es hieß also, sich einschränken und jene glänzende Gesellschaft meiden, der sich anzuschließen Beide durch Geburt und Gewohnheit berechtigt waren.

Und in ihrer Glückseligkeit mieden sie gern diese Kreise, welche doch nur geeignet sein konnten, ihnen gesellschaftlichen Zwang aufzuerlegen.

Nachdem sie sich in ihrem romantischen Versteck häuslich eingerichtet hatten, kauften sie ein, was für Beide dringend nöthig war, und lächelnd wies Julia Alles zurück, was Riego über das Nothwendige für sie bestimmen wollte.

„Wir müssen uns in unserer jetzigen Lage einschränken lernen, mein Freund!“ sagte sie, als sie wieder in ihrem traulichen Asyl beisammen saßen. „Und an die Zukunft mußt Du denken, Juan!“

„Du hast recht!“ entgegnete der junge Spanier. „Unsere tausend Ducaten werden sich nicht vermehren! Ich habe mir mein künftiges Leben bereits vorgezeichnet, — es wird ein Leben der Thätigkeit sein!“

„Und was willst Du beginnen?“ fragte Julia gespannt.

„Du hast seither nur meine kleinen gesell=

schaftlichen Talente kennen gelernt," versetzte Riego lächelnd, „und ahnst keineswegs, daß ich eine Gabe besitze, die dem Menschen weder eine sorgfältige Erziehung noch die Wissenschaft oder der Umgang mit Leuten von gutem Ton verleihen kann, sondern die ein Geschenk des Himmels ist, ein Geschenk, das freilich durch gründliche Kenntnisse, Erfahrungen und den Verkehr mit der Welt, namentlich mit schönen, geistreichen Frauen, sich erst bedeutungsvoll entwickeln kann."

„Ei, so bist Du wohl ein Künstler, ohne daß ich darum wußte?" rief die Gräfin überrascht.

„Ich bin so etwas wie ein Dichter, mein Kind, wenn auch kein solcher, der mit seinen Werken bereits vor die Oeffentlichkeit getreten. Was ich seither auf meinen Reisen niederschrieb, ist nur Fragmentarisches, sind Erinnerungen von da und dort, unvollendete Skizzen, Verse und Aufzeichnungen verschiedener Gattung. Ich fand Gefallen daran, meine Erlebnisse und während eines mehr oder weniger abenteuerlichen Cavalierlebens und Vagabundirens durch die Welt gesammelten Eindrücke auf's Papier zu bringen, ohne zu ahnen, daß diese Spielereien mir einmal von Nutzen sein könnten. Es genügte mir damals, was ich empfand und sah, losen Blättern flüchtig anzuvertrauen, denn ich verband, damals reich und unabhängig, keinen weiteren Zweck damit, als

einige Stunden, in denen ich mich gründlich hätte langweilen müssen, mit guter Manier todtzuschlagen. So hat sich Sue's Talent und dasjenige mancher Andern entwickelt, die als Dandies und Lebemänner zu Grunde gehen mußten, um sich als Schriftsteller Gold und Ruhm zu erwerben. Warum soll ich nicht versuchen, auf gleiche Weise wenigstens das Erstere zu erlangen?"

„Kann sich der Graf de Riego dazu verstehen, den Troß der Literaten zu vermehren?" rief Julia, in deren Blick ein gewisser Stolz flüchtig aufzulodern begann.

„Warum nicht?" antwortete der junge Spanier lächelnd. „Sind mein Landsmann Martinez de la Rosa und der Portugiese Espaceiros, Beide hervorragende Staatsmänner, nicht auch ruhmgekrönte Poeten? Haben die Herzogin von Abrantes, Chateaubriand, Graf Volneynicht Werke veröffentlicht? Ist Friedrich der Große nicht unter die Schriftsteller und ein König von Baiern nicht unter die Dichter gegangen? Hat die italienische Literatur nicht manchen Edelmann aufzuweisen, und Louis Napoleon nicht vor Zeiten Publicistik getrieben? Ich befinde mich, wie Du siehst, in guter Gesellschaft, wenn ich unter die Literaten gehe. Die Schriftstellerei und die Kunst" — Riego betonte die letzteren Worte in eigenthümlicher Weise, indem er einen flüchtigen, forschenden

Blick zu der Gräfin hinübergleiten ließ — „stehen heut zu Tage in so allgemeiner Achtung, daß weder ein Cavalier noch eine Dame von Welt Anstand zu nehmen braucht, sie auszuüben! — Und was sollte ich beginnen? Als Spanier werde ich hier in Italien schwerlich eine meinem Range entsprechende Anstellung erlangen — es sei denn beim Militär —“

„Wie —?“ rief Julia erschrocken.

„Wenn ich mich in die piemontesische Armee einreihen ließe,“ fuhr Riego gelassen fort, „dann würdest Du schwerlich mir folgen können, — wozu wärest Du dann von Venedig mit mir geflohen? Und in die Reihen der päpstlichen Truppen einzutreten —“

„Ich bin Italienerin, Juan!“ unterbrach ihn Julia mit leuchtendem Blicke und leidenschaftlicher Geberde.

„Nun also!“ war Riego's ruhige Antwort. „Ich würde ohnehin nicht daran denken,“ setzte er hinzu, „mich als Söldling für eine Sache herzugeben, die wir Alle als eine verlorene betrachten! — Gut denn, was räthst Du mir?“

Die Gräfin sann einige Augenblicke ernst nach.

„Juan!“ rief sie alsdann leidenschaftlich. „Was Du auch unternehmen mögest, uns unsere Zukunft zu sichern, es darf nichts sein, was uns auch nur auf kurze Zeit von einander trennen könnte, ich be-

schwöre Dich! Gewiß, Du wirst mich nicht peinlichen Befürchtungen, der Angst um Dich überliefern. Ich habe Alles aufgegeben, mein Leben an Deines zu ketten, ich habe Dich um den Preis meines Rufes mir errungen, ich könnte es nicht ertragen allein zu sein, allein mit — meinem Gewissen! Dein Lächeln, Dein zärtlicher Blick verscheucht die Vorwürfe, die ich mir machen könnte! O vergib, daß ich so rede, das liebende Weib spricht aus mir, das da fürchtet, Du könntest Dich einst in einsamer Stunde darauf besinnen, daß ich verbrecherisch gehandelt, um namenlos glücklich zu werden!"

„Liebe, thörichte Julia!" entgegnete Riego mit Wärme. „Werde ich jemals vergessen können, nach welchen Kämpfen wir einander errungen haben? Durch diese Kämpfe ist unsere Liebe geheiligt worden! Wie könnte ich je eine Verbrecherin in Derjenigen sehen, die nur eine Märtyrerin der Liebe ward?! Und die Liebe ist das höchste Gesetz in der Schöpfung, das Gesetz, dem alle Herzen unterthan sind, die feurig schlagen. So lange noch ein Pulsschlag in dem meinigen lebt, wird es nur dieses Gesetz anerkennen, und nicht die hohlen Begriffe, die der Mensch sich geschaffen, es zu umgehen und sich namenlos elend zu machen!"

Riego drückte die junge Frau an sich.

„Wir werden einander also, zu Deiner Beruhigung, keinen Augenblick verlassen,“ flüsterte er lächelnd, „auch nicht dieses verborgene Asyl hier, das wir beide so rasch liebgewonnen haben; um uns aber dieses Fleckchen Heimat, dieses stille Glück zu bewahren, muß ich darauf bedacht sein, uns sorglose Unabhängigkeit zu schaffen.“

„Und Du wähnst, die Schriftstellerei könne Dir eine solche gewähren?“ versetzte Julia. „Wohl bist Du unserer Sprache mächtig, wie kein Ausländer, den ich vor Dir gehört. Aber vergiß nicht, daß jetzt im ganzen Lande die Gemüther nur Eines begeistert — die Sache des gemeinsamen Vaterlandes, der Gedanke an nationale Freiheit, ein ungetheiltes Italien. Alles, gering und vornehm, lebt und webt nur für die Lösung unserer politischen Fragen. Poesie, Kunst, Wissenschaft, sie alle müssen sich dem Drange unterordnen, der jetzt die Nation erregt. Wer hat jetzt Sinn für die Träumereien eines Dichters, und wären sie noch so anmuthig? Der Sturm des glühenden Nationalgefühls reißt Alles mit sich fort. Wie willst Du in einer Zeit, wo man nicht liest, sondern handelt, auf einen Erfolg Deines Schaffens zu hoffen wagen? Wo einen Verleger, wo ein Publikum finden?“

„Ich werde das Alles finden,“ entgegnete Riego zuversichtlich, „indem mein Schaffen der

Strömung der Geister folgen wird. Das nationale Drama, der nationale Roman, sie Alle liegen in der Zeit, und ich fühle die Kraft in mir, sie zu dichten, denn, obwohl Ausländer, bin ich doch Herr Eurer Sprache, begeistert mich, was Deine Nation erfüllt, mit der ich durch Dich verbunden bin! Nun denn, ich setze meine Kraft daran, und reicht sie nicht hin, mir einen Lorbeer zu erringen, so wird sie doch wohl genügen, uns unsere Unabhängigkeit hier und unser stilles Glück zu sichern!"

Julia lächelte. Als Frau von Geist erkannte sie wohl, wie leicht Riego's Patriotismus wiege, dessen Kern die Selbsterhaltung bilden sollte, aber er verletzte die Italienerin nicht in ihr, — hatte sie doch Eines nur vor Augen: den Geliebten an diesen von der großen Welt abgesonderten Aufenthalt zu fesseln, der ihr die sicherste Garantie für ein dauerndes Glück zu bieten schien.

Würde die glühende Leidenschaft nicht ihren sonst so klaren Verstand umnebelt haben, wäre es ihr da wohl entgangen, daß Riego, trotz seiner Betheuerungen, nicht der Mann unerschütterlicher Grundsätze sein könne, daß seine Begriffe von Liebe, Ehre, Achtung, mit denen er vorhin ihre plötzlich und momentan aufgetauchte Selbstanklage bekämpft, ihr aufzuckendes Gewissen beschwichtigt hatte, mehr auf die Sophistik eines gewand-

ten Geistes, als auf innere Ueberzeugung sich basirten?

Aber sie dachte jetzt ja nur mit ihrem Herzen, und dieses Herz sah in Riego den schönen, geistreichen Mann, der vor ihr seinen Seelenadel dadurch bewährt hatte, daß er ihr aus so lauteren Motiven, wie er sie kundgegeben, in einem Augenblicke hatte entsagen wollen, in welchem sie ihm entgegengekommen war.

Die ersten Wochen vergingen dem jungen Paare in süßem Taumel. Von Venedig vernahmen sie nichts weiter, und selbst aus Florenz erfuhren sie wenig mehr, als den Stand der Dinge in Italien, denn sie knüpften keine Bekanntschaften an.

Endlich machte Riego sich an die Arbeit, welche dazu dienen sollte, den Liebenden in Zukunft ihre Existenz zu sichern.

Er begann vorerst mit einem socialen Roman, dessen Plan er und Julia gemeinschaftlich ersonnen hatten. Es war das eine Arbeit von Monaten.

Die junge Frau nahm regen Antheil an dem Schaffen ihres Geliebten. Und dieser schrieb fleißig. Sie aber besorgte inzwischen mit Hülfe einer Magd den kleinen Haushalt, so gut das für eine Dame gehen wollte, die zuvor von der Art und Weise solcher Verrichtungen keine Ahnung gehabt hatte.

Die Stunden der Muße verträumten sie süß,

dann sang Julia mit glockenreiner Stimme und hinreißendem Zauber.

Riego ruhte nicht, bis ein Piano gekauft war, und nun schleppte er vollständige Opernauszüge herbei, die beliebtesten Repertoirwerke der italienischen Theater.

„Welche Ausgaben mein Freund!“ schmollte die Gräfin lächelnd, so oft der Geliebte also belastet erschien.

„Wie?“ entgegnete dieser. „Ich sollte Dich, in engherziger Aengstlichkeit um die Zukunft, eines Genusses berauben, nach dem Deine Seele sich täglich sehnen muß? Wer auf der Höhe musikalischer Künstlerschaft steht, wie Du, dem ist die Ausübung der Musik Bedürfniß, wie Luft und Licht den Blumen. Soll ich Dich, meine Rose, verkümmern lassen, und Dein herrliches Gesangstalent, das mich entzückt und erfrischt nach meinem Dichten und Grübeln? Singe Du, ich arbeite, mein Fleiß und mein erster Erfolg werden das wieder einbringen, was für Dich nicht verausgabt zu haben ein Verbrechen an Dir und mir gewesen wäre!“

Und Julia sang. Sie studirte mit der Zeit vollständig die glänzendsten Opernpartien der Primadonnen Italiens ein. Sie lebte nur im Reiche der Töne und für den Geliebten. Sie vergaß alles Andere um sich her, und keine Erinnerung

an den freiwillig geopferten Glanz von ehemals drängte sich störend in ihre selige Gefühlswelt hinein. Sie war glücklich!

Mit der Gesellschaft kam sie nur flüchtig in Berührung, sobald sie in Florenz die Oper besuchte. Riego führte sie dorthin, obwohl sie ihn lächelnd mahnte, das kleine Capital sorgsam zu Rathe zu ziehen — doch selbst im Theater beachtete sie nicht die geputzte Menge, denn ihr Denken und Fühlen ging über in die Bühnenwelt, die ihr entgegenblitzte, in den melodischen Zauber, der um und in ihr erklang.

Und jetzt hatte Riego sein erstes Werk vollendet. Welche Freude!

Mochte es kein Meisterwerk sein, Julia's durch Liebe zu dem Verfasser befangenes Urtheil bezeichnete ihr die Arbeit als ein solches.

Riego ging, das Werk in Florenz zu verwerthen. Es war die höchste Zeit dafür, denn schon hatten sich die tausend Ducaten bis auf etwa zwanzig verringert.

Wie war das so rasch gekommen, nach kaum einem halben Jahre? Hatte das Paar sich nicht Entbehrungen allerlei Art aufgelegt? Freilich wohl, doch nur nach Begriffen, welche sie, die an Ueberfluß Gewöhnten, von einer Entbehrung haben konnten — was ihnen als ein eingezogenes Leben erschienen war, würde von Tausenden als eine

Existenz voll Luxus und Wohlleben angesehen worden sein.

Riego war in der Frühe gegangen. Um Mittag kehrte er nach Hause zurück.

Seine Miene war verdüstert. Die Zuversicht, mit welcher er Julia verlassen, hatte sich in Niedergeschlagenheit verwandelt.

Die junge Frau, die ihm lächelnd entgegengeeilt war, forschte besorgt und ahnungsvoll in den Zügen ihres Geliebten.

„Was ist Dir?“ fragte sie hastig. „Man hat Deine Arbeit zurückgewiesen?“

Riego zog statt der Antwort sein Manuscript hervor und warf es auf den Tisch.

Dann sank er auf einen Sessel nieder, stützte den Kopf und blickte Julia entmuthigt an.

„So warst Du überall?“ fuhr diese fort. „Bei allen Buchhändlern der Stadt?“

„Bei allen nicht,“ begann Riego endlich, „doch die bedeutenderen suchte ich auf. Keiner wollte auch nur einen Blick in mein Manuscript werfen. Man hielt es nicht der Mühe werth, mein Werk zu prüfen. Schreiben Sie politische Brochüren, sagte man mir überall, die werden gelesen. Für Romane hat man in dieser Zeit der Bedrängniß und Kämpfe weder Empfänglichkeit noch Geduld. Ja, hätten Sie als Schriftsteller bereits einen Namen! — Ich hoffe ihn mir eben durch meine

Arbeit zu machen, war meine Antwort — Alles was politische Brochüren nur in flüchtigen Umrissen bringen können, ist in meinem Werke im Gewande der Erzählung behandelt! — Man zuckte die Achseln und ließ mich reden. Ein Einziger war erbötig das Werk zu verlegen."

„Nun also!" rief Julia. „Und weshalb hast Du ihm nicht Dein Manuscript überlassen?"

„Jener Einzige sagte mir sehr artig, daß er bereit sei, seine Firma auf das Buch zu setzen, falls ich die Druckkosten des Werkes im Vorhinein bezahlen wolle, es sei das so üblich bei schriftstellernden Cavalieren, die eben als Dilettanten sonst wohl kaum zu einem Verleger kommen würden!"

„Und auch dieser wollte nicht einmal Dein Werk lesen?"

„Auch dieser nicht. Ein paar Buchhandlungen zweiten Ranges blieben mir noch aufzusuchen übrig. Aber welche Hoffnung darf ich nach solchen Erfahrungen in sie setzen?!"

Riego starrte finster vor sich hin.

Da wo es sich um Existenzfragen handelt, besitzt oft eine Frau größere Widerstandskraft und mehr Muth der Ausdauer als ein Mann, der um so leichter verzagt, je sanguinischer zuvor seine Hoffnungen waren, und je weniger er gewohnt ist, das Leben mit seinen täg-

lichen Plackereien von der ernstesten Seite aufzufassen.

Julia trat daher mit aufmunterndem Lächeln an ihren Geliebten heran.

„Wie?" sagte sie. „Die ersten Versuche schrecken Dich schon ab? Muß Dein Werk denn in Florenz erscheinen? Gibt es nicht noch Städte in Italien genug? Hast Du heute und morgen keinen Erfolg, so wirst Du ihn in einigen Wochen haben! Du sendest Deine Arbeit nach Mailand, Genua, und sei es nach Neapel. Irgendwo wird sich doch ein unternehmender Kopf finden, der Dein Werk zu schätzen weiß!"

„Ich sehe vor der Hand im Geiste sich überall nur dasselbe wiederholen, was ich hier erfahren habe!" versetzte Riego niedergeschlagen.

„Du darfst aber so nicht sehen, Juan, denn Du vernichtest dadurch das Vertrauen auf Dich selber. Nur bei dem kehrt das Glück ein, der muthig darauf baut, wenn es auch nicht gleich zu winken scheint!"

„Ganz gut," entgegnete Riego mit einem Anflug von Bitterkeit, „aber gesetzt den Fall, man gehe darauf ein, mit mir über das Manuscript zu unterhandeln, werden nicht Monate vergehen, bis ich eine Gewißheit über das Schicksal desselben erhalte? Und ist nicht unsere Casse in einigen Wochen bereits erschöpft?"

„Du wirst nicht unthätig den Erfolg der einen Arbeit abwarten!“ antwortete Julia lächelnd. „Schreibe inzwischen Brochüren, wie es diese Leute wollen.“

„Ich könnte da nur die finanziellen und politischen Fragen berühren und darauf hinzielende Vorschläge machen, aber ich bin dazu weder Politiker noch Finanzmann und Publicist genug!“

Die Gräfin sann einen Augenblick nach.

„Nun, so versuche es mit dem Theater!“ sagte sie dann lebhaft.

Riego's Augen begannen zu sprühen. Seine Zuversicht kehrte zurück.

„Das werde ich!“ rief er aufspringend. „Durch das Theater erringt man sich rasch Geltung, und bringe ich ein Stück, das jetzt die Gemüther bewegt, so wird man mein Drama nicht zurückweisen!“

Die Liebenden umarmten einander, die Niederlagen des Tages waren vergessen.

Am folgenden Morgen verließ der junge Spanier von Neuem das Haus, um mit seinem Manuscripte eine Wanderung durch Florenz anzutreten. Er kehrte auch von dieser Jagd nach einem Verleger erfolglos zurück. Das Manuscript ward eingesiegelt und nach Mailand gesendet. Unmittelbar darauf aber machte sich Riego an den Entwurf zu einem Drama.

In so reizend idyllischer Umgebung, an der Seite eines schönen Weibes, deren Gesang fähig war zu begeistern und die Seele gen Himmel zu tragen, was hätte da nicht ein Dichter von Gottes Gnaden Herrliches schaffen können!

Ein solcher war aber unser spanische Cavalier freilich nicht, sein weltmännischer Geist, seine vielseitigen gesellschaftlichen Kenntnisse und Lebenserfahrungen, die er sich während eines unstäten Wanderns durch aller Herren Länder erworben hatte, und die ihn in den venetianischen Kreisen als eine blendende Erscheinung hinstellten, ersetzten nicht, was ihm zum Poeten abging.

Aber Julia fühlte das nicht, Julia, deren Künstlernatur ihr das Wesen des Geliebten verklärte.

Und Riego?

Wenn er gescheidt genug war, sich nicht für einen Dichter zu halten, so ließ er es sich wenigstens nicht merken.

So ward denn nach Wochen ein Drama zu Stande gebracht, auf das Julia mit Stolz, Riego anscheinend voll froher Zuversicht blickte.

Sie mußten um so mehr ihre Hoffnungen auf dieses Werk concentriren, als von Mailand keine Antwort gekommen war, und ihr ganzes Capital nur noch einen Ducaten betrug.

„Unsere Lage wird sich binnen Kurzem ändern!“ sagte Riego triumphirend, als er die von Julia's

Hand sauber angefertigte Abschrift des Drama's in die Tasche schob, um den wichtigen Gang zum Director des Florenzer Theaters anzutreten. „Man hat mir gestern, als ich Erkundigungen einzog, den Impresario der hiesigen Bühne als einen Mann geschildert, der freilich nur Musiker sei, daher höchstens große Summen auf Oper und Ballet verwende und das Schauspiel nicht sonderlich pflege, aber doch Verstand genug besitze, auch ein solches beurtheilen zu können, und hinreichend Unternehmungsgeist, ein Drama aufführen zu lassen, falls sein Scharfblick ihn auch nur einigermaßen einen Cassaerfolg davon hoffen lasse."

„Und wie heißt dieser Mann?" fragte Julia.

„Carlatti."

„Mir ist, als hätte ich diesen Namen schon irgendwo gehört."

„Das kann sein. Im Theater mag er oft genug neben uns genannt worden sein, ohne daß wir darauf achteten."

„Nicht doch. Es scheint mir, als hätte ich schon in Venedig —"

„Wohl möglich! Der Ruf eines tüchtigen Impresario dringt bis über die Grenzen der Stadt hinaus, in der er wirkt. Und nun, leb' wohl! Ich gehe mein Glück versuchen!"

Und Riego verließ Julia, deren Wünsche ihm folgten.

Nach einer Stunde kehrte er mit strahlendem Antlitz zurück.

Julia vermochte in heftiger Erregung kaum seine Antwort abzuwarten.

„Ich darf hoffen!“ lautete diese. „In Carlatti habe ich einen Mann von Bildung und Kenntnissen gefunden. Er hat mein Drama entgegengenommen, und mir versprochen, daß ich noch vor Ablauf von vier Wochen eine Antwort erhalten werde.“

„Vor Ablauf von vier Wochen?“ stammelte Julia bestürzt. „Weißt Du nicht, daß in wenigen Tagen unser Geld bis auf den letzten Denaro verausgabt sein wird?“

„Dann werde ich Rath zu schaffen wissen!“ entgegnete Riego lächelnd. „Wenn mir, dem Fremden, unter den jetzigen Zeitverhältnissen auch nicht so leicht Jemand borgen sollte, so besitze ich ja noch Einiges von Werth — Uhr und Ringe, werthvolle Waffen — das ich veräußern kann.“

Julia blickte unruhig auf den Geliebten.

„Das wäre hart!“ flüsterte sie. „Du wolltest verschleudern, was —“

„Nun denn,“ unterbrach sie Riego in sorglosem Ton, „so lasse ich die Sachen auf's Versatzamt tragen.“

„Entsetzlich!“ rief die junge Frau.

„Was ist's denn weiter?“ fuhr Riego fort.

„In einigen Wochen werden diese Dinge, deren ich jetzt recht gut in unserer Zurückgezogenheit entbehren kann, wieder in meinen Händen sein, ich zweifle keinen Augenblick daran. Von Mailand muß doch auch endlich eine Antwort kommen!“

Den nächsten Tag schickte Riego sich an, Uhr und Ringe, sein Pistolenkästchen und sonst noch Einiges, wie er gesagt hatte, forttragen zu lassen.

Julia hatte unruhig die Nacht zugebracht. Für eine Dame, wie sie, die in Glanz und Ueberfluß gelebt hatte, war der Gedanke, ein Versatzamt in Anspruch nehmen zu müssen, schon gewissermaßen eine Schmach, eine Erniedrigung.

Aber hieß es hier nicht, sich in die Nothwendigkeit fügen?“

Als Riego sich am Morgen entfernen wollte, da zitterte sie.

Begann sie bereits insgeheim daran zu zweifeln, daß ihr Geliebter in der Schriftstellerei eine Erwerbsquelle finden werde?

Erröthend trat sie an ihn heran.

„Behalte wenigstens Deine Uhr, Juan,“ murmelte sie kaum hörbar, „und nimm dagegen, was ich an Schmuck mit mir genommen habe.“

„Nicht um die Welt,“ rief der junge Mann heftig, „wie, ich sollte Dich des Einzigen berauben, was Du besitzest?“

„Hast Du nicht selber gesagt,“ entgegnete Julia

dringend und mit flehentlichem Blick, „daß Du binnen wenigen Wochen in der Lage sein werdest, das wieder einzulösen, was Du jetzt im Begriff stehst fortzugeben? Nimm!“

Und die junge Frau hielt ihrem Geliebten ein Kästchen hin.

„Es ist Alles, was Du hast!“ erwiederte dieser abwehrend. „Es demüthigt mich, Julia, von Dir zu nehmen!“

„Werde ich Dir ohne diese Spangen weniger gefallen?“ versetzte sie lächelnd. „Geziemt es sich für unseren idyllischen Aufenthalt nicht eher, daß ich mich mit Blumen schmücke?“

Ein kurzer, zärtlicher Streit entspann sich, der damit endigte, daß die junge Frau ihren Willen durchsetzte.

„Wohlan,“ sagte Riego, indem er das Kästchen nahm, „ich gebe dieses zu dem Uebrigen, damit Du getrost der nächsten Zukunft entgegensehen kannst!“

Riego sagte die an und für sich so zuversichtlichen letzten Worte, indem er einen schwermüthigen, fast mitleidigen Blick auf die Geliebte heftete.

Was ging in seinem Innern vor?

Er entfernte sich mit sichtlichem Widerstreben.

Was Riego davontrug, sicherte auf acht Tage die Existenz des Paares.

Dann langten das Manuscript und ein Schreiben von Mailand an. Der Roman wurde mit der Bemerkung abgelehnt, daß sich schwerlich für dieses Conglomerat von Leitartikeln und endlosen Liebesscenen in ganz Italien ein Verleger finden werde.

Riego warf den Brief in's Feuer, aber auch das Manuscript, bevor ihn seine Geliebte daran verhindern konnte.

„Was hast Du gethan?“ rief Julia erbleichend. „Der Erfolg Deines Stückes hätte den Leuten über diese Arbeit die Augen geöffnet! Jetzt hast Du Monate an Zeit und Mühe verloren!“

„Julia,“ antwortete Riego leidenschaftlich, „ich würde an mir selbst verzweifeln, bliebe mir nicht die Aussicht auf mein Drama! Aber drei Wochen,“ fuhr er düster fort, „heißt es noch auf den Ausspruch des Impresario warten, volle drei Wochen! Ich that unrecht, keine Bekanntschaften unter Cavalieren hier anzuknüpfen. Leute meines Standes helfen einander oft genug aus momentaner Verlegenheit.“

„So knüpfe Bekanntschaften an!“ murmelte Julia beklommen.

„Wenn ich auftreten könnte, wie es sich für einen Cavalier geziemt! Doch so —! Von morgen an werde ich mich um was immer für eine Anstellung bemühen.“

Riego brach ab, und blieb den Tag über meist in sich gekehrt.

Am nächsten Morgen verließ er zeitig das Haus.

Als er zurückkehrte, drückte die Geliebte ihm Gold in die Hände.

Sie hatte heimlich ihr Piano verkauft.

„Du hast jetzt," lispelte sie, „was Du brauchst, um Dein Entrée in der Gesellschaft machen zu können. Geh'! ich verzichte darauf, Dich stets um mich zu sehen!"

Riego fuhr zurück. Und als sie ihm nun gestand, was sie für ihn gethan habe, da bebte er.

„Wie," rief er, „Du hast Dein Piano veräußert? Du hast Dich der einzigen Freude beraubt, die Dir noch in unserer beschränkten Lage geblieben war? Armes Weib!"

Und es war, als habe Riego einen inneren, heftigen Kampf durchzuringen, als stehe er im Begriff mehr zu reden, als wolle er sich der Geliebten zu Füßen werfen.

Sie gewahrte eine furchtbare Angst in seinen Zügen, während er den Blick vor ihr zu Boden schlug. Sie fühlte aus seinem Wesen heraus, daß ein Etwas mit einer Centnerwucht auf seinem Herzen laste.

Sie hatte ihn nie zuvor so gesehen.

Und jetzt drückte sein Antlitz die Qualen eines marternden Schuldbewußtseins aus.

Wie ein armer Sünder stand er zitternd vor ihr.

„Was ist Dir?“ rief sie in banger Zärtlichkeit.

Und wieder war es, als ob Riego sich aufraffe, in Worte zu fassen, was ihn augenscheinlich in tiefster Seele erschütterte.

Aber kein Laut kam über seine bebenden Lippen.

Dann warf er mit der Miene des Abscheues das Gold auf den Tisch, und sank auf einen Sessel nieder.

Er preßte die Hände vor das Gesicht.

„Ich bin ein Elender!“ stöhnte er.

„Um Gottes willen, Juan, ermanne Dich!“ flüsterte Julia, sich zu ihm niederbeugend, indem sie ihm besorgt und sanft die Hände vom Antlitz fortzog.

Sie blickte in von heftigem Schmerz verzerrte Züge.

„Ich habe Dich betrogen,“ stammelte er, „um Alles betrogen — um Deine Ruhe, Deine Ehre, Deine Zukunft, — ich habe Dich aus Verhältnissen fortgelockt, für die allein ein edles Wesen Deiner Gattung geschaffen ist, — habe Dich Foltern erdulden lassen, die Dir zu bereiten mein Inneres mehr und mehr mit Verachtung gegen

mich selber erfüllt, — und das Alles habe ich Elender gethan, für — "

„Halt ein!" unterbrach ihn Julia in zärtlicher Leidenschaft, „fahre nicht fort, Dich anzuklagen! Bin ich Dir nicht freiwillig gefolgt?"

„O Du ahnst nicht —!" murmelte Riego fast tonlos.

„Still!" beschwor ihn Julia mit einem Blick voll heißer Liebe. „Höre auf, Deine edle Natur zu lästern! Sie zog mich unwiderstehlich Dir nach, ich mußte Dir folgen, und hättest Du mich zurückgestoßen! Es war meine Bestimmung! Und ist sie es, Dich zu lieben, so muß sie es auch sein, für Dich zu entbehren!"

Riego wollte reden, sie verschloß seinen Mund durch glühende Küsse.

„Kein Wort, als das der Liebe, komme ferner über Deine Lippen!" rief sie dann. „Keine Anklage gegen Dich selbst! Schwöre mir's!"

Riego entwand sich den Armen seiner Geliebten. Wie vernichtet sank er zu ihren Füßen nieder und umklammerte ihre Kniee.

„Glaubst Du, daß ich Dich liebe? Wahrhaft liebe? Daß Du meine ganze Seligkeit bist, Julia?" stammelte er in fieberhaftem Ton.

„Wie kannst Du fragen?" antwortete die junge Frau, durch die fieberhafte Erregung ihres Geliebten beinahe erschreckt.

Dieser aber sprang auf und stürzte aus dem Zimmer fort. Als hätte er vor den Schrecknissen der Hölle die Flucht ergriffen, so war er geflohen.

Und wie nun Julia wenige Minuten später nach ihm forschte, da hatte er das Haus verlassen.

Was hatte ihn fortgetrieben?

Empfand er Gewissensbisse, und hatte Julia unwissentlich ein Geständniß unterdrückt, das ihr mehr enthüllt haben würde, als sie sich auch nur im Entferntesten träumen lassen konnte?

Lag wirklich eine so entsetzliche Last auf seinem Herzen, hatte die Anklage gegen sich, die er nicht zu vollenden wagte, und die Julia kurz abgeschnitten, eine noch tiefere, noch geheimnißvollere Begründung, als jene war, welche die junge Frau darin erblicken mußte?

Und wohin hatte Riego so eilig sich entfernt?

Als Julia ihn am Abend wiedersah, da war er düster, still, ja scheu fast. Ihre zärtlichen Aufmunterungen schienen ihm eher Schmerz als Linderung zu verursachen.

Er wagte es kaum, seine Geliebte anzublicken, sein ganzes Benehmen war das eines Mannes, der sich seiner Geliebten gegenüber einer großen Schuld bewußt ist, und der nicht wagt, diese rückhaltlos zu bekennen.

Von Zeit zu Zeit fragte er sie mit glühendem

Blick und fieberhafter Hast: „Liebst Du mich? Wirst Du mich ewig lieben, was auch immer geschehen möge?“

Und hinterher versank er in dumpfes Brüten. Unruhe und Scheu aber kennzeichneten von jetzt ab jederzeit sein Wesen.

„Er fürchtet, daß mit unserer wachsenden Noth meine Liebe zu ihm erkalten möge!“ sagte sich Julia.

Und sie schwor sich, alle Entbehrungen, selbst die härtesten, lächelnd zu ertragen.

So verging ein Tag nach dem andern.

Riego hatte das aus dem Verkauf des Pianos gelöste Geld an sich genommen. Es reichte nicht lange aus.

Kleine Schulden wurden auf Schulden in der Nachbarschaft gehäuft, ein Gegenstand nach dem andern verschwand aus dem Häuschen; die Dürftigkeit kehrte in dasselbe ein.

Endlich erschien der Termin, bis zu welchem Carlatti, der Impresario, zugesagt hatte, sich über Annahme oder Ablehnen des Drama's auszusprechen.

Julia war anscheinend voll froher Zuversicht. Sie lächelte, als Riego niedergeschlagen fortwankte, den Ausspruch des Directors entgegenzunehmen.

Warum gab er sich nicht der Hoffnung hin, nun der Tag da war, der eine solche erfüllen konnte?

Klammert sich nicht selbst der Ertrinkende noch voll Hoffnung an das morsche Brett, das die Meereswogen ihm entgegenschleudern?

Nach einer Stunde kehrte Riego zurück. Er war sehr bleich.

„Der Impresario hat Dich auf später vertröstet, einen Bescheid hinausgeschoben?" fragte Julia, ihm beklommen entgegentretend.

„Er hat — mein Drama abgelehnt!" brachte Riego mühsam hervor.

„Abgelehnt!" stammelte Julia verzweiflungsvoll. „Er kann es nicht gelesen haben!"

„Es ist ein leidliches Opernsujet — hat er gesagt — aber kein Drama," fuhr Riego fort, indem er sich Gewalt anthat zu reden, „machen Sie ein Libretto daraus und senden Sie es Verdi nach Paris, vielleicht daß dieser sich entschließt, es zu componiren! — Und somit — wurde ich abgefertigt. Ich — deutete dem Manne meine verzweifelte Lage an, und er —"

„Und er?" wiederholte Julia, ängstlich und hastig fragend.

„Sie haben Anstand und ein hübsches Aeußere, junger Mann, gab mir der Impresario zur Antwort, vielleicht auch eine hübsche Stimme, Sie können damit Ihre Existenz sichern, wer weiß, sich ein Vermögen erwerben. Gehen Sie zum Theater. Sie sind ein Cavalier, ein Graf, wie Sie sagen —

das darf Sie nicht hindern. Nehmen es doch heut zu Tage selbst hochgeborne Damen nicht so genau mehr, — ist nicht die Piccolomini fürstlicher Abkunft und die Ristori nicht eine Marchesa? Gehen Sie zum Theater!"

„Zum Theater?" lallte Julia, ihren Geliebten überrascht anstarrend. „Das hat er gesagt?"

„Das hat er gesagt!" murmelte Riego mechanisch und beinahe tonlos.

Sodann warf er das Manuscript des Drama's auf einen Sessel und trat, die Lippen krampfhaft aneinander gepreßt, zu einem der Fenster.

Dort drückte er die bleiche, feuchte Stirn an die Scheibe. Sichtlich mühte er sich, Fassung zu gewinnen.

Während er gesprochen hatte, war seine Miene die eines Verurtheilten gewesen, hatte sein Blick keine Secunde den Fußboden des Zimmers verlassen.

Julia aber war hoch aufgerichtet stehen geblieben. Sie starrte jetzt vor sich hin.

Ihr Busen wogte heftig — ein Durcheinander der verschiedenartigsten Gefühle bestürmte sie in diesem Augenblick.

„Zum Theater!" murmelte sie wiederholt und wie träumerisch, ohne daß sie es zu wissen schien. „Ja, ja — die Ristori — die Piccolomini —!"

Riego schien seine ganze Seelenkraft aufzubieten,

als er sich jetzt vom Fenster ab und seiner Geliebten zuwendete.

Er begann zu reden, aber den Blick gesenkt, wie zuvor.

Julia fuhr auf als er sprach, und heftete ihre Augen flammend auf ihn.

„Als Schriftsteller," begann er mit derselben Anstrengung wie vorhin, ist mir also jegliche Hoffnung auf Erwerb abgeschnitten. Und des Impresarios Rath klingt wie Hohn — ich habe weder Stimme, noch Talent für die Bühne!"

„Und doch," rief Julia, deren Antlitz jetzt ein energischer Entschluß röthete, ein Entschluß, der gleich einem plötzlich aufzuckenden Sonnenstrahl die Nacht ihres Innern erhellte, „doch hat uns jener Carlatti den Weg gezeigt, den einzigen, der uns dem Elend entreißen kann!"

Riego blickte seine Geliebte an, aber nur flüchtig, scheu, verstohlen.

Seine Züge vibrirten krampfhaft.

„Was sagst Du?" fragte er in fast athemloser Spannung.

„Nun denn," fuhr Julia fort, während ihr Auge blitzte und ihre junonische Gestalt sich zu vergrößern schien, „wenn Dir die Natur Stimme und Talent für die Bühne versagte, hat sie nicht mir solche Gaben verliehen? Sind nicht die berühmtesten Gesangmeister Venedigs meine Lehrer ge-

wesen? Und habe ich nicht in allen Soiréen unserer haute volée mit einem Erfolge gesungen, der mich selber in Erstaunen versetzte? Seit Jahren steht mein Sinnen und Trachten nach der Kunst, gehen mir musikalische Genüsse über Alles! Und ich glaube kaum, daß ich das Urtheil eines wenig nachsichtigen Publikums, einer Menge, die für das gezahlt hat, was der Künstler bietet, zu fürchten brauche. Wohlan, was zögere ich da noch, mich der Bühne zu widmen?"

„Wie? Du wolltest — Du —?" warf Riego ein. „Du könntest Dich überwinden, einen schlüpfrigen Boden zu betreten, den —"

„Den vor mir — jener Carlatti hat recht — altadelige Damen betreten haben, deren Kunstfertigkeit man jetzt anstaunt, die Lorbeeren und Gold in Ueberfluß erringen, Achtung und Begeisterung überall ernten, wohin sie sich wenden, die selbst der Adel mehr fetirt als zuvor, da sie noch nicht die Vorurtheile ihres Standes abgestreift hatten! Und hat die Welt nicht längst erkannt, daß die hohe, herrliche Kunst den Menschen erst wahrhaft adelt? Du selber, Juan, hast mir Aehnliches gesagt, als Du den Entschluß faßtest, zur Feder zu greifen. Soll ich die Gabe, welche mir Gott verlieh, leichtsinnig und in falschem Stolze unbenutzt lassen, zumal sie uns vor Erniedrigung und allen jenen Kränkungen und bit-

teren Erfahrungen schützt, die — ich fühle es nur zu tief — die Armuth in ihrem Gefolge hat? O ich begreife es kaum — der Ausweg aus unserer Noth liegt so nahe, und doch mußte ihn ein Carlatti mir erst zeigen! Und läßt sich nicht ohne Verzug handeln? Habe ich nicht hier noch die namhaftesten Primadonnenpartien eines guten Opernrepertoires einstudirt? Du selber, Juan, brachtest alle jene Partien, und warst ahnungslos die Ursache, daß ich jetzt ohne Aufschub vor die Oeffentlichkeit treten kann. Liegt nicht darin schon ein Fingerzeig der Vorsehung?"

„Ahnungslos!" murmelte Riego, den Blick vor der Geliebten zu Boden schlagend.

„Nun denn," fuhr Julia begeistert fort. „Alles ruft mich zur Kunst, mein innerer Beruf, der Gedanke an unser materielles Wohl, die Vorsehung selber! Führe mich zu Carlatti, Juan!"

Riego fuhr wie aus einer momentanen Geistesabwesenheit auf.

„Julia," sagte er mit gepreßter Stimme, „Dein Entschluß ist schön und edel, und er wird Dir zu Reichthümern und Ruhm verhelfen. Aber wenn Du ihn ausführst, dann habe ich nichts für Dich gethan, dann wirst Du die ganze Fülle des Ueberflusses, der Dir zuströmen muß, nur Dir allein verdanken, ich aber werde mit dem beschämenden Bewußtsein vor Dir stehen, daß ich Dich nicht

einmal vor Mangel schützen konnte, daß es die Geliebte ist, die mich erhält. Wenn ich dies annehmen kann, dann — wirst Du mich verachten!"

„O sprich nicht also!" rief die junge Frau, den Hals des Geliebten umschlingend. „Fragt wahre Liebe, wer gibt und wer empfängt?"

„Und wenn Du nun je Deinen Entschluß bereuen solltest, aus — was immer für welchen Motiven?" stammelte Riego.

„Ich werde ihn nie bereuen!" antwortete Julia leidenschaftlich. „Kann ich denn je bereuen, mein Dasein an das Deinige gekettet zu haben?"

Riego zuckte leicht zusammen.

Ihre Augen begegneten einander. Riego's Blick vermochte kaum den liebeglühenden der reizenden Frau auszuhalten.

Dann sank der Spanier zu ihren Füßen.

„Ich liebe Dich! Ich kann nicht mehr ohne Dich leben!" rief er in einem Tone, den Wonne und Schmerz zugleich durchschauerten.

„Steh auf!" lispelte die junge Frau, sich zu ihm neigend, „Du bist so erregt! Wir werden einander ja ewig angehören! — Und nun — führe mich zu Carlatti!"

Viertes Kapitel.

Eine Enthüllung.

Das Begehren Julia's war erfüllt worden — sie hatte sich dem Impresario durch Riego vorstellen lassen, ja, mehr noch, vor Carlatti eine Probe ihrer musikalischen wie dramatischen Befähigung abgelegt.

Diese Probe war über alle Maßen glänzend ausgefallen.

Der Impresario sowohl wie der Opernregisseur hatten einander schon nach den ersten Tönen, die Julia sang, freudetrunken angeblickt, und waren nach der ersten Passage in lauten Jubel ausgebrochen.

Die angehende Primadonna hatte ein Repertoire vorgelegt, das in hohem Grade befriedigte, und durch Vorträge aus verschiedenen Opern nicht allein ihre Bravour und Sicherheit im Gesange, son-

dern auch den dramatischen Ausdruck desselben, die Reinheit ihrer Tonbildung, den staunenswerthen Umfang und die Ausdauer ihrer Stimme bewiesen.

In Folge dessen hatte ihr Carlatti ein Engagement angeboten, mit einer Jahresgage, deren Höhe selbst die kühnsten Erwartungen Julia's noch bedeutungsvoll überstieg.

Und man war übereingekommen, diesen Contract unmittelbar nach dem ersten Auftreten der jungen Frau zu unterzeichnen.

So mußten alle Sorgen der Liebenden ein Ende nehmen.

Es stand zu erwarten, daß Julia binnen kurzer Frist eine der gefeiertsten Gesangsgrößen Italiens sein werde.

Schon jetzt durfte sie mit Sicherheit voraussagen, daß sie sich im Zeitraum weniger Jahre ein nahezu fürstliches Vermögen erwerben werde.

Julia schwelgte in Wonne, freudestrahlend, mit klopfendem Herzen sah sie dem Augenblicke entgegen, an dem sie zum Erstenmale die Bühne betreten sollte. Ihr bangte keine Secunde davor, denn sie fühlte in sich den Muth des Bewußtseins, ihrem inneren Berufe zu folgen, sie empfand jene Sicherheit des Selbstgefühls, welche die Ueberzeugung verleiht, seiner Aufgabe gewachsen zu sein, eine Ueberzeugung, die sehr wohl mit der Bescheidenheit Hand in Hand gehen kann.

Nicht weniger aber fühlte sich Julia durch den Gedanken beglückt, daß nun am Himmel ihrer Liebe die Sonne ungetrübt glänzen werde, daß alle jene drückenden Sorgen des alltäglichen Lebens, die nur zu oft den Aufschwung des Geistes hemmen, das lebenskräftigste Dasein allmälig untergraben, Phantasie und Talent abtödten und selbst liebende Herzen einander mit der Zeit entfremden, für ewig gebannt seien.

Riego zeigte, wie sehr der Erfolg seiner Geliebten auch ihn mit Freude und Stolz erfülle, aber es war, als sei sein Entzücken nicht rein und ungetrübt, als laste, trotz aller Wonneäußerungen, ein geheimes Weh auf seiner Seele. Noch jetzt gab es für ihn Momente, in denen er nur mit dem äußersten Aufwand seiner Seelenkräfte fähig zu sein schien, der jungen Frau grade in's lachende Antlitz zu blicken.

Der beseligten Julia entgingen diese Momente, — wie hätte sie dieselben während ihres jetzigen Triumphes, in ihrer jetzigen Stimmung auch nur ahnen können?

Als sie vor Carlatti erschienen war, da hatte sie diesem einen anderen Namen als den ihrigen angegeben. Sie war vom Impresario mit Höflichkeit, aber als eine ihm völlig fremde Dame empfangen worden.

Erinnerte er sich der Gräfin von seinem

Ausfluge nach Venedig her so ganz und gar nicht?

Hatte diese stolze, ungewöhnliche Erscheinung, die ihn damals doch frappirte, und ihr wundersames Gesangstalent nur einen flüchtigen Eindruck auf ihn gemacht?

Und doch war er in jener Soirée eine ganze Stunde an ihrer Seite gewesen, hatte mit ihr geplaudert, ihr Wesen, ihren Charakter im Fluge studirt, er, der feine und gewandte Menschenkenner, der nie ohne Ueberlegung handelte und sich auch des geringfügigsten Umstandes nach Jahren noch zu erinnern pflegte.

Und doch hatte er, als er beim Verlassen der Soirée an die Gräfin und ihr staunenswerthes Talent dachte, sich gesagt: Eine Million ließe sich verdienen! Und warum nicht? Es verlohnt sich der Mühe, darüber nachzudenken!

War dies Alles aus seinem Gedächtniß geschwunden?

Wer hätte darüber mit Gewißheit Aufschluß geben können, wenn ihm nicht ein Blick in das Innere des geschmeidigen Impresarios vergönnt gewesen wäre?

So viel stand fest, daß Carlatti weder beim Eintreten Julia's noch während und nach der Probe ihres Talentes, oder bei Nennung jenes Namens, den es ihr gefallen hatte sich beizufügen, auch nur

durch eine Miene, einen Blick, eine Bewegung zu erkennen gegeben hatte, daß ihm die junge Frau keine fremde Erscheinung sei. Nicht eine Secunde war der Ausdruck des Triumphes über seine schlauen Züge gegangen, als Julia durch ihren Geliebten ihm vorgestellt worden. Nur als sie ihn in Begleitung Riego's verließ, da war dem Blicke des Letzteren der stechende Carlatti's auf einen Moment begegnet, und zwar mit einem so eigenthümlichen Ausdruck, daß Julia von diesem Blicke überrascht worden wäre, hätte sie ihn gewahrt.

Und wie stand es denn mit der Gräfin Amalfi? Hatte sie den Impresario wieder erkannt?

Es läßt sich dies mit Bestimmtheit verneinen. Die Persönlichkeit Carlatti's war nicht geeignet gewesen, in jener Soirée so sehr ihre besondere Aufmerksamkeit zu erregen, daß sie sich nach Monaten noch derselben hätte erinnern müssen.

In ihr bescheidenes Asyl zurückgekehrt, gab Julia sich vorerst ihrer Freude hin. In acht Tagen, so wie verabredet worden, sollte sie ihre erste Rolle singen, die „Norma."

Eine Stunde, nachdem sie und Riego nach Hause zurückgekehrt waren, sandte Carlatti einen Vorschuß von hundert Louisd'ors, in einem dieser Sendung beigefügten, zierlich abgefaßten Billet

mit großer Delicatesse andeutend, daß er aus der Lage Riego's, der ja mit ihm des Drama's halber verhandelt, diejenige seiner künftigen Primadonna errathen habe.

Julia war von der Aufmerksamkeit des Impresarios entzückt, ihr Geliebter eilte mit einem Theile des Geldes fort, das Piano zurückzukaufen, dessen die Debutantin nun dringender als zuvor bedurfte. In einer Stunde stand das Instrument auf seinem alten Platze, — wer beschreibt die Seligkeit der jungen Frau?! Weinend und lachend zugleich sank sie an die Brust Riego's.

„In acht Tagen werde ich einen glänzenden Contract unterschreiben!“ sagte sie unter Freudenthränen. „Und dann, am folgenden Morgen, einen andern, der mich noch mehr beglücken wird, — erräthst Du nicht, welchen? Du Böser hast vergessen, daß seit Monaten schon meine Trauerzeit verflossen ist — aber wie hättest Du, Aermster, unter Sorgen und Entbehrungen auch darauf denken können?! Nun all unser Leiden ein Ende hat, nun darf ich Dich drängen, Juan, mich zu Deinem rechtmäßigen We[illegible] zu machen! Auf den Abend, der mir hoffentlich eine Reihe von Erfolgen und Ehre sichert, soll ein Tag folgen, der unser Glück, will's Gott, für ewig begründet! Aber dann — nicht wahr, Juan? — werden wir in diesem reizenden kleinen Verstecke

nach wie vor verbleiben und einander genug sein, und so wenig mich die Huldigungen der Menge Dir entfremden sollen, so wenig wirst Du Dich von meiner Seite weg nach den lauten Zerstreuungen der Welt sehnen, — nicht so? Willst Du mir das geloben?"

„Ich gelobe es Dir!" antwortete Riego leidenschaftlich. —

Und von nun an gab es in dem kleinen Häuschen durch jene nächsten acht Tage, nach deren Ablauf Julia debutiren sollte, viel zu schaffen. Arbeiterinnen waren da, die nöthigen Costüme anzufertigen. Riego ließ in's Haus bringen, was während der Nothlage hatte verschwinden müssen; was versetzt worden war, erschien wieder — der Schmuck Julia's, Riego's Bijouterien und Waffen.

Der junge Mann war bald fröhlich, bald so seltsam ernst und niedergeschlagen, wie seit einiger Zeit schon. Julia aber lachte und sang den ganzen Tag hindurch.

Und nun begannen die Bühnenproben.

Riego begleitete die angehende Primadonna in's Theater, und holte sie von dort ab.

In der ersten Probe schon entledigte sich Julia ihrer Aufgabe mit staunenswerther Sicherheit.

Sie versetzte das anwesende Künstlerpersonal in Begeisterung, das heißt die Herren, während

die Damen, lächelnd und Beifall spendend, von giftigem Neid erfüllt wurden.

Unter diesen Damen befand sich Signora Trappola, die seit einigen Jahren erklärte Geliebte des Impresarios. Bis in jüngster Zeit hatte diese etwas reife Schönheit als Primadonna tyrannisch das Repertoir beherrscht und keine andere Sängerin neben sich aufkommen lassen. Dem Publikum hatte sie schon längst nicht sonderlich mehr gefallen, ihre Leistungen waren nur noch durch die reichlich bezahlte Claque gefeiert worden.

Carlatti war ein viel zu guter Geschäftsmann, als daß er der Dame seiner Neigung die Reputation und die Cassenerfolge seines Theaters auf die Dauer zum Opfer gebracht haben würde, er hatte daher der Signora unumwunden erklärt, daß sie mit nächster Gelegenheit aufhören müsse, die Primadonna seiner Bühne zu sein, dagegen stets mit demselben Gehalt die „Donna principale“ seines Herzens bleiben werde.

Signora Trappola wohnte den Proben der Oper, in welcher Julia auftreten sollte, als Zuschauerin bei. Sie ward nicht allein durch Kunstfertigkeit und Stimme belehrt, daß sie nun nicht wagen dürfe, ferner die Florenzer Bühne zu betreten, sondern sie fürchtete auch in anderer Beziehung vor der so siegreich auftretenden schönen jungen Frau weichen zu müssen, denn sie gewahrte,

daß sich Carlatti dieser mit einer Begeisterung nähere, welche ebensowohl ihren körperlichen Reizen wie ihrem genialen Talente gelten konnte. Und sie glaubte Carlatti genugsam zu kennen, um von solcher Begeisterung Alles erwarten zu dürfen.

Julia war daher noch nicht vor dem Publikum erschienen, als sie bereits Verehrer und Neiderinnen in Fülle, vor Allem aber eine gefährliche Feindin hatte, deren ränkesüchtiger Geist schon längst der Schrecken aller Mitglieder der Florenzer Oper gewesen.

Wie ein Lauffeuer war die Nachricht durch die Stadt gegangen, daß ein Gesangswunder sich demnächst als „Norma" werde hören lassen. Der industrielle Carlatti hatte obendrein in allen Journalen das erste Auftreten Julia's als ein Ereigniß austrommeln lassen. So war denn die Erwartung des Publikums auf's Höchste gestiegen.

Und nun war der Tag da, an welchem dieses Ereigniß vor sich gehen sollte.

Die Generalprobe hatte stattgefunden und Julia, wie man in der Recensentensprache zu sagen pflegt, sich selber übertroffen. Das enthusiasmirte Orchester hatte der genialen „Norma" zum Schluß ein Vivat und einen Tusch gebracht.

Carlatti hatte ihr beim Fortgehen die Hand geküßt und ihr lächelnd gemeldet, daß bereits alle Plätze für die Vorstellung vergriffen seien.

Riego erwartete Julia vor dem Theater und geleitete sie nach Hause.

Julia befand sich in erregter Stimmung, aber sie war zugleich voll froher Zuversicht.

In wenigen Stunden sollte sich ihr Schicksal als Primadonna entscheiden.

Sie brachte den größten Theil dieser Stunden damit zu, ihre Garderobe für den Abend zu ordnen, diese und jene Fioritur vor sich hinzuträllern, und hier und dorthin durch Haus und Garten zu schlüpfen. Sie nahm bald dieses, bald jenes in der Erregung vor, die denjenigen naturgemäß beherrschen muß, der sich bewußt ist, in kürzester Frist einem wichtigen Momente seines Lebens entgegenzugehen.

Riego verließ das Haus, für die Geliebte ein reizendes, aus seltenen Blumen zusammengefügtes Bouquet vom nächsten Kunstgärtner zu besorgen.

Der junge Spanier war kaum eine Viertelstunde fort, da ward Julia ein Brief überreicht.

Als sie die Aufschrift dieses Briefes las, erstaunte sie.

Die Aufschrift lautete: An die Frau Gräfin Julia Amalfi aus Venedig.

Der Brief trug keinen Poststempel, er kam also aus Florenz.

„Wer kann hier meinen Namen wissen?“ sagte sich Julia. „Die Handschrift ist mir fremd!“

Julia öffnete den Brief und überflog den Inhalt desselben.

Sie begann die Farbe zu wechseln. Je weiter sie las, desto bleicher ward sie.

Ihre Züge nahmen allmälig den Ausdruck eines furchtbaren Schmerzes an. Ihr ganzer Körper begann convulsivisch zu zittern, ihre Augen erweiterten sich schreckhaft, während sie das Blatt anstarrte, das jetzt in ihren bebenden Händen flog.

Dann stieß sie einen leisen Schrei aus und sank halb bewußtlos auf einen Sessel nieder.

Sie war allein, aber dennoch rief sie nicht um Hülfe.

Sie glich jetzt mehr einer Leiche als einer Lebenden.

Was hatte sie gelesen? Ihr mußte eine entsetzliche Nachricht geworden sein.

Und dem war so.

Der Brief enthielt Folgendes:

„Frau Gräfin!

Sie stehen im Begriff sich der Bühne zu widmen und einen Contract mit dem Theaterdirector Antonio Carlatti abzuschließen. Sie ahnen nicht, daß dieser praktische und unternehmende Geschäftsmann mit jenem Herrn, der sich Juan de Riego nennt, und in dessen Begleitung Sie, Frau Gräfin, aus Venedig entflohen sind, bereits vor längerer Zeit einen andern Contract eingegangen ist, dessen

Inhalt Sie überzeugen muß, daß Sie das Opfer einer schändlichen Intrigue wurden. Wollen Sie diesen Contract kennen lernen, so erbrechen Sie in Abwesenheit Ihres Geliebten seine Schatulle oder seinen Koffer, Sie werden dort jedenfalls irgendwo den Vertrag finden. Er muß schon deshalb noch in den Händen des sogenannten Herrn de Riego sein, da die Summe, welche ihm im genannten Contracte zugestanden ist, erst nach dem Abschluß Ihres Engagements von Carlatti ausgezahlt wird, der ein vorsichtiger Mann ist. Erfahren Sie zugleich, daß jener junge Cavalier, dem Sie Ihr Herz geschenkt, Ihre glänzende Stellung, Ihre Ehre geopfert haben, für den Sie sich anschicken, die Vorurtheile Ihres Standes hintanzusetzen, weder aus den spanischen Colonien stammt, noch de Riego heißt, sondern ein verarmter Adeliger aus dem Neapolitanischen ist, ein gewandter Abenteurer, den Carlatti zu seinem Emissär machte und mit allen Mitteln ausstattete, Sie, Frau Gräfin, die er in Venedig in einer aristokratischen Soirée gehört hatte, durch einen satanisch angelegten Plan aus Ihren glänzenden Verhältnissen hinweg zu locken, Ihnen jede Rückkehr zu denselben abzuschneiden, und so allmälig seinem Theater Ihr Talent dienstbar zu machen, von dem er sich goldene Berge versprochen. Was Ihnen als eine Kette von Zufälligkeiten, oder wenn Sie

wollen als eine Fügung des Himmels erschienen ist, war somit nichts weiter als eine schlaue Manipulation, die das Werkzeug Carlatti's nach Vorschrift geschickt ausgeführt hat. Die Wohnung, welche Sie innehaben, war von Carlatti für seinen Zweck gemiethet, bevor Sie noch nach Florenz kamen, die Schriftstellerei des angeblichen Spaniers und seine Mißerfolge waren nur zum Schein, Ihre Grundsätze und Ansichten umzuformen, Sie gewissermaßen auf natürlichem Wege zu dem Entschlusse zu drängen, Ihre Gesangsgabe zu verwerthen. Carlatti ließ Sie verarmen, Ihrer um so sicherer zu sein.

„Daß die Schreiberin dieser Zeilen Ihnen dieses Alles entdeckt, geschieht, weil sie Mitleid mit Ihnen empfindet, weil sie fühlt, daß es genug des unwürdigen Spieles sei, das man mit Ihnen treibt, weil sie es als eine Ungerechtigkeit ansieht, daß ein Elender — denn das ist derjenige, den Sie seither geliebt haben — die Früchte Ihres Talentes mitgenießen soll!

„Schieben Sie nicht diesen Zeilen den Zweck einer böswilligen Verleumdung unter, diese hüllt sich stets in den Deckmantel der Anonymität. Die Schreiberin dieses Briefes aber gibt sich Ihnen ohne Weiteres zu erkennen, sie ist die Geliebte des Impresarios, der ihr in einer schwachen Stunde, wenn Sie es so nennen wollen, im Aufwallen

einer Eitelkeit, von der auch vorsichtige Männer der Speculation nicht immer frei sind, einst seine weitgehenden Pläne vertraut hat.

„Indem Schreiberin dieser Zeilen Ihnen enthüllte, was sie weiß und verbürgen kann, ist sie überzeugt, Sie, Frau Gräfin, die Sie im Begriff stehen, sich mit einem Ehrlosen unauflöslich zu verbinden, vor einem entsetzlichen Schicksal bewahrt zu haben, wenn es ihr auch nicht vergönnt sein dürfte, Ihnen eine grausame Enttäuschung zu ersparen, welche indessen die Zeit, die alle Wunden heilt, Ihnen weniger schmerzhaft wird erscheinen lassen."

Dieses Schreiben trug die Unterschrift: Teresa Trappola.

Julia erholte sich von ihrem Zustande, der nahe an Bewußtlosigkeit grenzte.

Sie gab sich nicht den Ausbrüchen einer wilden Verzweiflung hin. Ihre fieberhaft glänzenden Augen hatten selbst keine Thränen.

Sie war eine jener stolzen Naturen, deren Herz brechen kann, ohne daß sie wehklagen, wie schwache Weiber.

Ihr Schmerz war riesengroß, aber noch größer ihre Empörung.

War das, was dieser Brief sagte, den sie in Händen hielt, nicht die Ausgeburt eines intriguanten Geistes, sondern buchstäblich wahr, dann

hatte sie ihr ganzes Erdenglück an einen Schurken geopfert, dann gab es für sie kein anderes Heil mehr, als den Tod.

Sie verschmähte es, den Rath der Schreiberin zu befolgen — sie ging nicht, Riego's Schatulle oder Koffer zu erbrechen.

Konnte er nicht doch schuldlos sein?

Aber sie wagte nicht daran zu glauben.

Sie erklärte sich nun sein in ihrer Gegenwart oft seltsames, scheues, bedrücktes Wesen — es bestätigte jetzt seine Schuld. So verhärtet war doch sein Gemüth nicht gewesen, daß er nicht Gewissensbisse empfunden hätte, Mitleid mit ihr, die er täuschte, nach Vorschrift systematisch täuschen mußte.

Mitleid für sie! Und nicht Liebe?

Vielleicht hatte er sie lieben gelernt, und in der letzteren Zeit Qualen erduldet, so unsägliche, wie jene, die augenblicklich ihr Herz zerfleischten.

Und wenn er sie jetzt liebte, war er darum weniger ein Schurke?

Das sagte sich Julia in ihrem finsteren, unseligen Brüten.

Und jetzt ging die Thür. Riego kehrte zurück. —

Lächelnd trat er ein, ein wunderreizendes Bouquet in der Hand.

Er konnte lächeln! Es durchrieselte Julia's Herz.

Sie richtete sich hoch auf, geisterbleich, aber stolz, majestätisch.

Das Lächeln verschwand von Riego's Lippe. Er ließ das Bouquet fallen und starrte die Geliebte betroffen an.

„Was ist Dir?" stammelte er.

Sie hielt ihm den Brief entgegen.

„Lies!" war Alles, was sie sagte.

Riego nahm das Billet. Er entfaltete es, er las nur wenige Zeilen.

Dann entfärbte sich sein Antlitz.

Mit verzweiflungsvoller Geberde stürzte er zu Füßen der jungen Frau.

„Du weißt Alles," rief er in herzzerschneidendem Ton, „aber Du kennst nicht die Martern, die mich seit lange foltern, Julia! Ich ward zum Scheusal, zum Verbrecher, als ich auf die Pläne Carlatti's einging, ich wähnte als herzloser Egoist die vorgezeichnete Rolle durchführen zu können, ich ward namenlos bestraft für meine Unthat, denn ich liebe Dich, der allmächtige Gott ist mein Zeuge, seit wir in Florenz sind, seit Deine Aufopferung mir die ganze Größe Deiner Leidenschaft für mich, den ganzen Edelmuth Deines Herzens gezeigt hat, ich liebe Dich seit jener Zeit mit dem Bewußtsein, daß ich ein Elender sei, den Du einst

verachten werdest! Ich darf nicht auf Deine Vergebung hoffen, denn Du wirst meinen Schwüren keinen Glauben mehr schenken!"

Julia trat mit entsetzlicher Ruhe von dem jungen Manne zurück, der den Saum ihres Kleides erfassen wollte.

Es war die starre Ruhe einer Frau, die ausgerungen hat und auf diese Welt Verzicht leistet.

„Sie haben recht, mein Herr!" sagte sie. „Aber ich vergebe Ihnen, um der Liebe willen, die ich einst für Sie gehegt —"

„Julia —!" schrie der junge Mann, sich vom Boden aufraffend.

„Ich vergebe Ihnen," fuhr diese im eisigen Tone fort, „doch unsere Wege sind hinfort geschieden! Seien Sie glücklich, wenn Sie es können! Und nun — verlassen Sie mich!"

Julia streckte ihre Hand gebieterisch nach der Thür aus.

„Ist das Dein letztes Wort?" stammelte der Unglückliche. „Julia, ich vermag nicht mehr ohne Dich zu leben! Stoße mich nicht von Dir! Ich will hinfort nicht wagen, mein Auge begehrlich zu Dir zu erheben, laß mich Dein Diener, Dein Knecht, der Letzte Deiner Umgebung sein, aber gewähre mir den Trost, Dir beweisen zu können, daß nicht Alles an mir Lug und Trug ist, wie

Du jetzt glauben mußt! Sei barmherzig, stoße mich nicht von Dir!"

Julia blieb regungslos stehen. Kein Zug ihres bleichen Antlitzes zuckte.

„Ich kann einem Ehrlosen vergeben," sagte sie mit fester Stimme, „aber mit ihm Gemeinschaft pflegen — niemals! Leben Sie wohl!"

„O Gott," rief der Unglückliche in wahnsinnigem Schmerz, „so scheide ich denn, Julia. Aber scheidend werde ich Dir den Beweis geben, daß ich mich mehr verachte, als Du mich verachten kannst, daß ich Dich nicht weniger liebe, als Du mich geliebt hast! Leb' wohl!"

Und er wankte zur Thür hinaus.

Julia bedeckte ihr Antlitz mit den zitternden Händen.

So stand sie lange, lautlos, einer Statue gleich.

Plötzlich fuhr sie zusammen und stieß einen Schrei aus.

Ein Schuß krachte vom Nebenzimmer her.

Voll Entsetzen sprang sie dorthin.

Ihr Geliebter lag entseelt auf dem Boden.

Ein Blutstrom quoll aus seiner Brust hervor.

Der Arme hatte sich durch's Herz geschossen.

Julia warf sich über die Leiche.

Jetzt hatte sie Thränen, jetzt brach sie in abgerissene Worte wilder Verzweiflung aus. Jetzt

küßte sie ihm die Stirn und die bleichen, krampfhaft verschlossenen Lippen.

Aber das währte nur wenige Momente. Bevor noch ihre Dienerin das Zimmer betreten konnte, raffte sich Julia von der Leiche auf, stürzte fort um Hut und Shawl zu holen, und verließ die Wohnung. — —

— — Seit zwei Stunden umwogte die Menge das Opernhaus.

Kurz bevor die Vorstellung beginnen sollte, rasselten zahllose Equipagen nach einander unter das Portal des Gebäudes.

Ein glänzender Zuschauerkreis versammelte sich im Saale.

Dicht an einander geschaart, Kopf an Kopf, saß die Menge.

Ein lautes Murmeln gespannter Erwartung lief durch den weiten Raum.

Die Stunde des Beginnens der Vorstellung schlug.

Die Musiker waren versammelt. Aber kein Zeichen zum Anfang der Ouverture ward von der Bühne aus gegeben.

Das Publikum fing an unruhig zu werden, man vernahm Scharren, Klopfen, einzelne Ausrufe der Ungeduld.

Plötzlich und unerwartet rauschte der Vorhang in die Höhe.

Lautlose Stille folgte unmittelbar.

Was war das? Die Wald- und Felsendecoration des ersten Actes zeigte sich, aber keine Norma, keine Schaar von Priesterinnen.

Ein Flüstern des Erstaunens ging rings durch den Zuschauerraum.

Und nun, wer war der corpulente Mann im schwarzen Frack, der hinter der ersten Coulisse hervorwankte?

„Der Impresario!“ murmelte man betroffen hie und dort im Saale.

Carlatti trat bis zu den Lampen vor.

Seine Miene war verstört, Todesblässe deckte seine scharf markirten Züge.

Und jetzt begann er zu sprechen.

Es ward so still im Saale, daß man das Rascheln einer Maus hätte hören können.

„Ein beklagenswerthes Ereigniß,“ sagte Carlatti mit unsicherer Stimme, „macht die heutige Vorstellung unmöglich. Die Cassiere sind angewiesen, dem verehrten Publikum das Eintrittsgeld zurückzugeben. Soeben kommt mir die Nachricht zu, daß die junge Dame, welche heute die „Norma“ singen sollte, sich das Leben genommen habe. Man hat ihre Leiche aus dem Arno hervorgezogen!“

Der Impresario trat ab, der Vorhang rauschte nieder. Die bestürzte Menge verlief sich.

Wenige Tage nach diesem Abende verließ Carlatti, von der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, die Stadt.

Man hatte bei der Leiche Julia's den Brief der Geliebten des Impresarios gefunden.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.

Aus aller Herren Ländern.

Gesammelte Erzählungen und Skizzen

von

Adolph Schirmer,
Verfasser von „Lütt Hannes", „Wilford", „Familiendämon" ꝛc.

Dritter Band.

Leipzig.
Fr. Wilh. Grunow.
1866.

Inhalt.

Ein Drama in der Luft.

I.

Wenige Monate ist es her, da schlenderte zeitig an einem Nachmittage ein junger Herr im Palais Royal neben der Fontaine auf und nieder.

Seine elegante, graziöse Haltung, die tadellose Toilette verkündeten den Cavalier und Stutzer der vornehmsten Salons des französischen Kaiserreiches.

Auf den ersten Blick war leicht zu erkennen, daß der junge Mann kein Lustwandelnder, sondern ein Harrender sei — eine gewisse Ungeduld in den Bewegungen, rastlos umher schweifende Blicke, leicht zusammengezogene Brauen und fest aneinandergepreßte Lippen verrathen selbst dem gedankenlosen Laien in der tiefsinnigen Kunst des Beobachtens nur allzu dienstfertig, in welches Stadium der Geduldsprobe wir zu treten im Begriff sind.

Diese untrüglichen Anzeichen einer abschiednehmenden Langmuth offenbarten sich denn auch zur Genüge an dem, seit einer halben Stunde

unermüdlich auf und nieder schreitenden Cavalier, der, wie seines Gleichen, gewohnt die Straßen von Paris im zierlichen, rennerbespannten Coupé oder Tilbury zu durchfliegen, nach und nach sämmtliche Foltern der Ungeduld durchzukosten schien. Bietet gleich das Palais Royal Zerstreuung genug, blitzen auch in den anmuthigen Gallerien dieses wunderbaren, erinnerungsreichen Schlosses aus zahllosen Schmuckkästchen, sonst Magazins genannt, die verführerischen Schätze eines zauberischen Luxus wie diamantenfunkelnde Träume persischer Märchen hervor — was hat der verwöhnte Pariser Dandy damit zu schaffen? Er sieht hier nur unsaubere, verwitterte Steinmassen, die ihn das aus Sammet und Gold gewobene liebliche Boudoir einer reizenden Berühmtheit des Tages nicht vergessen machen, das bunte Gassengedränge mit seinen Werktagsgesichtern, seinem plumpen Ueberstürzen, seiner unschönen Hast verletzt ihn, statt ihn zu zerstreuen; zu seinen aristokratischen Sinnen spricht nur das glänzende Durcheinander im Foyer der italienischen Oper oder auf der Promenade von Longchamps.

Zum hundertsten Mal schritt der junge Mann von der Fontaine zum Café de la Rotonde und von dort zurück zur Fontaine, ein Gemisch von Unruhe und Verstimmung dämmerte leise in den feinen, geistvollen Zügen seines durch

eine zarte Blässe melancholisch angehauchten Antlitzes auf.

Er hemmte seinen Schritt vor der Fontaine und starrte lange in den spärlichen Wasserstrahl, dessen kaum sichtbarer Staubregen seine Kleider zu netzen begann.

Fesselte dieser armselige Springbrunnen magnetisch seinen Blick, den zu andern Stunden weder die prächtigen Wasserkünste von Versailles noch St. Cloud zu locken vermochten?

In Wahrheit, unser Held sah so wenig die rastlose, glitzernde Fontaine, so wenig er die winzigen Perlchen ihres Staubregens auf seiner Wange fühlte — er war tief in Gedanken versunken, Gedanken, die sein Gemüth auf's Lebhafteste zu bewegen schienen, und seine braunen Augen starrten den Springbrunnen an, wie sie in diesem Augenblicke die ganze Welt mit all ihren Wundern würden angestarrt haben — träumerisch, regungslos, gleichgültig, ja glanzlos fast.

So mochten einige Minuten vergangen sein, als sich dem Sinnenden von der Gallerie d'Orleans aus ein junger Mann näherte.

Dieser junge Mann, kaum fünfundzwanzig Jahre alt, hatte nur einen Arm, war bis zur äußersten Sorgfalt elegant gekleidet und trug das Band der Ehrenlegion im Knopfloche.

Sein Auge blitzte leidenschaftliche Lebensglut

sein Antlitz war gebräunt, jeder Zug desselben kühn und liebenswürdig — man sieht dergleichen stolze, lebensfrische Köpfe auf Horace Vernets Schlachtenbildern.

Beim Anblick des Träumers brach er sofort in ein helles, munteres Lachen aus.

Jener schreckte aus seiner Zerstreuung empor.

„Ach, Eugène, endlich! Ich erwarte Dich hier schon seit hundert Jahren!“ begann er halb scherzend, halb verdrießlich.

„Charmant!“ entgegnete der Angeredete lächelnd, — „und um Dich vor den centnerschweren Phantasien einer erdrückenden Einsamkeit zu schützen, nimmst Du ein Douchebad unter freiem Himmel! Indessen verzeihe mir, daß ich so spät komme, ich hatte mich durch tausend allerliebste Gefahren bis zu Dir durchzuschlagen!“

„Wie? Und zu wie viel Fahnen schwurst Du heute schon?“

„Man fragt dergleichen einen pensionirten Hauptmann nicht. O Freund, wie ist Paris so groß und die Zeit ein so flüchtiges Gut!“

„Das ließest Du mich diese halbe Stunde vergessen.“

„Verzeih' mir, aber ich mußte an zehn Orten Visite machen, bevor ich zu Dir gelangen konnte. Man läßt mich nicht zu Athem kommen.“

„Armer Freund, vor Puebla Belagerer, in

Paris Belagerter. Vom Regen in die Traufe, haha!"

„Und doch beneidet uns die Pariser Jugend um das eine, wie um das andere!"

„Dem Helden gehört die Welt! Ihr Soldaten tragt selbst in Paris über unsere stolzesten Salonhelden den Sieg davon."

„Bah, als Invaliden höchstens, Freund. Mein zerschossener Arm ist der einzige Trumpf, den ich auszuspielen habe."

„Und ich wette, an diesem verlorenen Arm hängt manches verlorene Herz!"

„Was willst Du? Jeder Erfolg macht ungenügsam, — für mein vollkommenes Glück habe ich noch einen Arm zu viel!"

„Du redest frivol!"

„Ich neige mich vor Deiner Frömmigkeit! Doch sage in aller Welt, was hat Dich bewogen, mich hierher zu trommeln, hierher zu einer unglücklichen Fontaine, die ewig weint, weil sie sich ewig zum Mittelpunct sentimentaler Rendezvous hergeben muß?"

„Die Nothwendigkeit, Freund, — denn ein Frühstück ist eine Nothwendigkeit."

„Ah, ich begreife, und da die Verys, Vefours die Frères Provençaux das Palais Royal beherrschen —"

„Errathen!"

„Und woher ist Dir so plötzlich der erhabene Einfall gekommen, mit mir heute frühstücken zu müssen? Gesteh' nur, Du hast mich, wie alle Deine Freunde, in letzterer Zeit ein wenig vernachlässigt. Foltert Dich Abtrünnigen indessen wahrhafte Reue, so komm in meine Arme, das heißt in drei Viertel derselben, und ich will Dein Gast sein, sei's auch nur auf zwanzig Schüsseln und gefrornen Cliquot!"

„Lieber Eugène, ich weiß weder von Vernachlässigung, noch Reue, doch ich habe mit Dir von ernsten Dingen zu reden."

„Von ernsten Dingen? Dann müssen wir freilich frühstücken gehen. Ich kann über ein Stündchen verfügen, Freund Arthur. Wohin führst Du mich?"

„Ich denke zu Very."

„Gut, gehen wir zu Very."

Die beiden Freunde schritten Arm in Arm zum Könige der Pariser Restaurants.

„Bleiben wir nicht, wo alle Welt sitzt!" sagte Arthur beim Eintreten in den geheiligten Tempel der Gastronomie — „Garçon, wir müssen ein Cabinet haben und in fünf Minuten das Auserlesenste Ihrer Küche!"

„Ein Cabinet für den Herrn Baron von Ransay!" näselte der Fürst des Hauses mit nachlässiger Protectormiene hinter einer hoch aufgethürm-

ten Pyramide von auserlesenem Obst und Gebäck hervor, dem Kellner zu.

Der niedliche Miniatursalon des Etablissements und schwellende Fauteuils empfingen die jungen Cavaliere und in wenig Augenblicken prangte vor ihnen eines jener lucullischen Dejeuners, die Very's Namen unter die Sterne der Civilisation versetzten.

Man nahm die köstliche Suppe mit Befriedigung, die räthselhaften Entremets mit Genugthuung, das indische Geflügel, die Majonnaisen, Pasteten und zahllosen, lieblich duftenden kleinen Raffinements der Küche, von denen unsere Weltweisheit sich nichts träumen läßt, mit Bewunderung hin, schlürfte vom Champagner Rosé und tauchte Biscuit, so leicht und zart wie verzuckerte Sonnenstäubchen, in das perlende Naß.

Man scherzte und lachte, und noch immer offenbarten sich nicht jene ernsten Dinge, mit denen Ransay gedroht hatte.

Er gab sich indessen der Heiterkeit nicht völlig unbefangen und unbedingt hin, es war, als ob etwas auf seinem Herzen laste, das weder Perigords Zaubergewächse, noch Chalons Flammennectar in Vergessenheit zu lullen vermochte, und er schien nach dem schicklichen Augenblick zu haschen, der seine tiefinnigsten Empfindungen zu Tage fördern und ihm Gelegenheit geben konnte, die Ausgelassenheit des Freundes ein wenig herabzustim-

men, ihn für die ernste Mittheilung, die er für ihn in Bereitschaft hielt, empfänglich zu machen.

Der junge Officier dagegen war in glücklichster Laune, doch Pariser Weltkind genug, die kaum sichtbare Unbehaglichkeit seines Gefährten ihrem vollen Umfange nach zu errathen.

Kommen wir ihm zu Hülfe! dachte er.

Er wischte daher mit der Serviette die Biscuitstäubchen, einige Champagnertropfen und ein Lächeln, alles in einem, von der Lippe.

„Arthur," begann er bedächtig und mit einer Seelenruhe, die nur dem zu eigen wird, der bei Very gespeist hat, und den sonst nichts drückt — „Arthur, Du hast mit mir von ernsten Dingen zu reden?"

„Allerdings."

„Gut. Ich muß Dir bekennen, daß mich das freut, denn seit vierzehn Tagen schon habe ich die Absicht, mit Dir ein Gleiches zu thun."

„Du? Was könnte Dich, den lachenden Kriegsgott, zur Ernsthaftigkeit stimmen?"

„Eine Deiner Thorheiten!"

„Ah, das wäre! So vermag ich mehr über Dich, als Du selber, mein Freund. Du setzest mich in Erstaunen. Und welcher meiner Handlungen hast Du Deine väterliche Mißbilligung zugewendet?"

„Lieber Arthur, lassen wir einen Augenblick

den Humor, ich habe Dir ohnehin längst angemerkt, daß er Dir heute, aus was immer für einem Grunde, nicht aus der Seele kommt. Aber ich verstehe, Du traust mir nicht den rechten Ernst zu und fürchtest, ich werde Dich mit Phrasen der Porte St. Martin abfertigen, oder mit einem wohlfeilen Calembourg die Situation verderben. Sei indessen versichert, daß ich zu dieser Stunde und dieser Zusammenkunft einen größeren Ernst mitgebracht habe, als mein lachendes Gesicht Dich glauben machen könnte."

„Ich glaube Dir, was Du willst, Eugène, und bin bereit, jede Epistel über mich ergehen zu lassen. Du magst beginnen."

„Dir käme freilich das erste Wort zu, da Du mich zur Besprechung ernster Dinge hierher beschieden, doch mag es sein, wer weiß, wozu es frommt. Arthur, ein gewisses Verhältniß hat Dich seit einiger Zeit den Salons, Deinen Gewohnheiten, Deinen Freunden sogar entfremdet. Seit sechs Wochen sehe ich Dich heute zum ersten Male — erlaube mir, daran meine Betrachtungen knüpfen zu dürfen."

„Und das Resultat derselben?"

„Du hast mit Deiner schönen Spanierin gebrochen —?"

„Du irrst!"

„Nun, um so schlimmer. Laß mich offen mit

Dir reden. Ich beweise Dir nicht allein meine Achtung und Freundschaft dadurch, daß ich Dir blindlings in das gelobte Land der Trüffelhors-d'oeuvres folgte, ich sage Dir auch schon nach dem dritten Glase die Wahrheit, unbekümmert was daraus entstehen möge. Arthur, Du bist auf dem besten Wege, Dich völlig zu Grunde zu richten!"

„Du täuschest Dich — Dolores kostet mich keinen Sous!"

„Wer redet davon?! Ich wiederhole, Du bist auf dem besten Wege, Dich zu Grunde zu richten, — moralisch unterzugehen, in den Augen der guten Gesellschaft und, was noch mehr ist, in den Augen Deiner Freunde. Du bist ein Mann von Welt, ich kenne keinen vollendeteren Cavalier, ich weiß Niemanden, dessen Herzensadel, dessen edle Eigenschaften ihn mehr als Dich berechtigten, einen geachteten, einen hohen Rang in der Gesellschaft zu behaupten. Aber seit einiger Zeit erkenne ich den Arthur de Ransay nicht mehr, der mir stets als ein nacheiferungswürdiges Vorbild, als ein Muster weltmännischer Tadellosigkeit erschienen. Arthur, halte der aufrichtigen, der innigen Freundschaft diese Sprache zu gut. Du glaubst nicht, wie sehr es mich schmerzt, Dir alles dieses sagen zu müssen — aber ich hatte es mir längst vorgenommen Dein Verhältniß zu der

schönen Spanierin kostet Dich mehr als Du wähnen magst und mehr, als Dir die Liebe zu ersetzen vermag, — Deine Reputation. Man wird Dich in der Gesellschaft für todt erklären."

„Was kümmert mich die Gesellschaft!"

„Aber Du bist in ihr aufgewachsen, glaube mir, jede Faser Deines Seins ist eng mit ihr verknüpft, eine Existenz wie die Deine ist ohne sie nicht denkbar — Arthur, man schüttelt seine Heimat nicht ungestraft wie den Staub von seinen Füßen!"

„Aber ich liebe!"

„Ich fürchte es fast, denn nur eine blinde, leidenschaftliche Liebe treibt einen Mann zu solchen Extremen. Hätte man mir vor einigen Monaten gesagt: Eugène, Du mit Deinen fünf und zwanzig Jahren wirst Dich gezwungen sehen, die gewöhnlichsten Lehren einem Manne zu geben, der Dich an Geist und Erfahrung überragt, der mehr gelebt als Du, der tausend Fallstricken mit sicherer Gewandtheit entgangen, tausend Thorheiten den Lebensnerv mit feinem Tact zerschnitten, noch bevor Du in das Gaukelspiel der eleganten Welt eingeweiht wurdest — ich — ich würde aufrichtig den Kopf geschüttelt haben. Und jetzt? Soll ich ernstlich an Dir erfahren, daß ein kurzes Fieberschauern der Leidenschaft ein ganzes, geregeltes, erfahrungsreiches Dasein über den Haufen zu

werfen vermöge, daß man selbst in der Kunst zu leben nie zur Meisterschaft gelangen könne?"

„Mein Freund, ich habe nur ein Wort der Entgegnung für Dich — ich liebe — und der Mann von zwei und dreißig Jahren liebt anders als der von fünf und zwanzig."

„Gut. Gestehen wir selbst dieser Liebe eine Berechtigung zu — wenngleich ich nie einer Leidenschaft traue, die uns zum Leben in eine schiefe Stellung drängt. Nun gut, Du liebst und ein Mädchen, das außerhalb unserer Kreise steht, ja außerhalb der bürgerlichen Gesellschaft — das haben Viele vor Dir gethan, der Eine eine Tänzerin, der Andere eine Dame des Cirque Olympique u. s. w. — für Niemanden aber entstand die Nothwendigkeit einer Verbannung aus den Kreisen der großen Welt daraus. Doch man hüllt seine Liebe in den Schleier der Heimlichkeit, man opfert den Grazien in der Stille, man verträumt liebliche Stunden — und zeigt dennoch der Welt ein Antlitz voll makelloser Gleichgültigkeit!"

„Das Alles paßt auf Deine fünf und zwanzig Jahre, mein Freund. Du nimmst die Liebe als Tändelei, wie Du sie jetzt nur begreifen kannst, wie ich sie in Deinem Alter nur begriff. Aber man scheut weder das Tageslicht noch die Welt, wenn man endlich wahrhaft liebt!"

„Schon recht, doch nur wenn man dieser Welt

zeigen kann, daß man durch die Wahl seines Herzens sich selber ehrt."

„Dolores ist ein ungewöhnliches Mädchen! Sie ist tugendhaft!"

„Es handelt sich hier weder um ihre Tugendhaftigkeit, noch ihre außergewöhnlichen Gaben, aber sie ist eine Kunstmacherin, eine Seiltänzerin, eine Luftschifferin, eine was weiß ich — das wollest Du nicht vergessen, mein Freund!"

„Sind wir nicht in Paris?"

„In der That, Paris ist Paris, man darf sich hier mehr erlauben als irgendwo sonst in der civilisirten Welt. Jeder von uns weiß das zur Genüge. Aber ein Scandal bleibt überall ein Scandal, mein Freund, und Paris vergiebt nur Excesse, die aus Leichtsinn begangen werden, für andere Motive hält es den Fluch des Lächerlichen bereit, wenn es nicht etwa den Sünder am guten Ton aus seinen Listen zu streichen beliebt."

„Mag Paris thun, was ihm gut dünkt — ich bin ein unabhängiger Mann!"

„Und Du benutzest diese Unabhängigkeit, eine Luftspringerin des Hippodrom im offenen Tilbury in Longchamps an Herzoginnen vorüberzuführen, deren Soiréen Du stets zur Zierde gereicht hast, sie in die italienische Oper und den Concertsaal zu begleiten, um dort ringsumher bekannten, vornehmen Gesichtern zu begegnen, die Dich aus An-

laß der Gesellschaft, in der Du vor ihnen erscheinst, mit leicht zu enträthselnden fremden Blicken anstarren."

„Ich gehe sogar noch weiter, Freund Eugène. Dolores unternimmt heute ihre letzte Luftfahrt, und ich — werde mit ihr die Gondel besteigen."

„Im Hippodrom, vor aller Welt — charmant! So bleibt Dir nur noch eine Tollheit zu begehen übrig."

„Und die wäre?"

„Die kühne Luftschifferin Dolores zur Baronin von Ransay zu machen!"

„Nun, so werde ich morgen den Gipfelpunkt meiner Narrheit erreicht haben. Morgen um diese Zeit wird ein glückliches Paar die Kirche St. Roche verlassen. Zugleich benachrichtige ich Dich, daß ich mir heute diese Stunde nicht allein von Dir erbat, um noch ein kleines vertrauliches tête à tête mit Dir vor meiner auf morgen angesetzten Abreise von Paris zu haben, sondern Dich auch zu ersuchen, mir morgen um ein Uhr als einer der beiden Zeugen dienen zu wollen, deren ich zu meiner Trauung mit der Doña Dolores de Costa Leite bedarf — der andere dieser Zeugen wird der Marquis d'Avremont sein."

„Arthur, Du siehst mein Erstaunen! Ich finde nicht Worte —"

„Alles was Du mir entgegnen kannst, weiß

ich, Eugène — für ein Mädchen vom Stande der Dolores kann man sich ruiniren, doch heiraten darf man sie nicht, sein Herz darf man ihr geben, doch nimmer seinen Namen — und vieles dergleichen — o mein Freund, Du weißt, ich kenne das Leben hinreichend, um mir selber alles das sagen zu können, was eine ganze Facultät von Lebemännern mir vorzuhalten vermag."

„So habe ich nichts mehr zu sagen, und ich bitte Dich nur, mir meine Freimüthigkeit zu vergeben."

„Du wärest nicht mein Freund, hättest Du anders gesprochen."

Die beiden jungen Leute blickten eine bange Minute sinnend vor sich hin.

Arthur's Blick schien sich einen Moment zu verdunkeln, über seine blassen Wangen ging es wie der flüchtige Schatten einer aufdämmernden Empfindung, die er zu unterdrücken strebte.

Dann fuhr er über die Stirne und leerte hastig sein Glas.

Eugène lehnte sich in die Kissen seines Fauteuils zurück und zündete sich eine Cigarre an.

„In der That," begann er nach einigen Zügen — „ich bedaure jetzt, schon um Deinetwillen, daß ich vor Kurzem die Gelegenheit versäumte, mich der schönen Doña vorstellen zu lassen. Ich gestehe zu, sie muß ein wunderbares Mädchen sein

— ein Schwarm von Elegants hat sich vergeblich um sie bemüht, wie ich höre, das will in Paris und ihrer Lage viel sagen!"

„Mein Freund, kenntest Du Dolores!" entgegnete Arthur rasch. — „Als sie noch nichts besaß, bot ihr ein gewisser Herzog, den ich jedoch nicht nennen will und der unserm Kaiser sehr nahe steht, ein Palais und zweimalhunderttausend Franken jährlicher Einkünfte — sie wies den Herzog von ihrer Schwelle."

„Welche Du bereits betratest —?"

„O nein, ich lernte Dolores acht Tage später kennen und — lieben!"

„Und diese Liebe ist unerschütterlich?"

„Unerschütterlich, denn es ist die erste wahre Liebe eines Mannes, der viel gelebt hat, die erste glühende Leidenschaft eines erwachten Herzens, das sechzehn Jahre in gefälligem Schlummer vertändelte. Und dann" — setzte er ernst und langsam hinzu — „sind es nicht allein die Bande des Herzens, die mich an die schöne Spanierin fesseln, auch das Schicksal hält mich durch eine merkwürdige Verkettung von Umständen unwiderruflich an sie gebannt!"

„Hoho!" rief der junge Officier halb lächelnd, halb erstaunt — „das nimmt ja einen Anlauf zum Romantischen! Was hat das unwandelbare Fatum mit Deinem Verhältnisse zu schaffen?"

„Ich will Dir erzählen, was ich noch Niemandem mitgetheilt habe," entgegnete Arthur mit fast düsterem Ernst — „vielleicht gelingt es mir, durch diese Erzählung Dir meine jetzige Handlungsweise in einem anderen Lichte erscheinen zu lassen. An der Meinung der Welt liegt mir nicht mehr, als sie verdient, daß man von ihr halte, ich habe lange genug in dieser Welt gelebt, die Aussprüche einer blinden, oberflächlichen Menge nach ihrem Werthe abwägen zu lernen. Ihr gegenüber habe ich kein Wort zu verlieren. Doch die Freundschaft hat andere Rechte an mich. Höre also!"

„Du siehst mich auf's Höchste gespannt!"

„Nun denn! Vor zehn Jahren ging ich auf einer französischen Corvette von Marseille nach Gibraltar. Nachdem ich diese wunderbarste aller Festungen in Augenschein genommen hatte, verweilte ich etwa acht Tage in Cadix, und, angelockt durch die paradiesischen Reize der Umgegend, entschloß ich mich zu einer Reise durch die ganze pyrenäische Halbinsel. Mein erster Ausflug sollte Sevilla und Barcellona gelten. Ich verließ Cadix bei Nacht, denn die glühende Sonne dieses Landes macht das Reisen bei Tage beschwerlich. Ich hatte einen Platz im Innern des Postwagens; neben mir, so viel ich im zweifelhaften Dämmerlichte der Nacht zu erkennen vermochte, befand sich ein Mann, der einem ehrsamen Krämer der lebensprühenden

Handelsstadt glich, die wir im Rücken hatten. Mir gegenüber saß ein ältlicher, kurzer, gedrungener Herr mit mächtigem Schnurrbart und ausdrucksvollem Gesicht. Dieser Herr begann ein Gespräch mit mir, das mich bald lebhaft fesselte; seine Worte waren voll Geist, Anmuth und Lebenserfahrung, doch zog, wie mir schien, eine gewisse Ironie, ein sarkastischer Hohn sich hin und wieder, gleich einem rothen Faden, durch seine Rede, als sie um gewisse Verhältnisse und Zustände meines Vaterlandes und seine Stellung zu Spanien sich zu drehen begann. Alle Schlummerlust, die sich im Anfang meiner bemeistern zu wollen schien, war im Verlaufe der Unterhaltung von mir gewichen, und ich empfand, vielleicht auch erhitzt durch die kleinen Debatten, zu denen mich der satyrische Schnurrbart reizte, doppelt die Schwüle des engen Raumes, in dem wir saßen. Ich schlug daher dem Herrn vor, mit mir einen Platz außerhalb der Kutsche einzunehmen. Der Vorschlag ward angenommen, der Postillon mußte halten, der Conducteur, die einzige Person, welche sich auf der Kutsche befand, stieg ab und nahm einen unserer Plätze ein, wir kletterten zu den schwankenden, luftigen Sitzen empor, und fort ging es in frischem Trab. Eine jener herrlichen, unbeschreiblichen Nächte, die nur dem zauberhaften Süden eigen, umflutete uns, ein Duft ging rings

umher, wie von tausend Blumenkelchen, und ein leiser, kühlender Hauch küßte mir Wangen und Schläfe, wie das Fächeln sammetweicher Schwanenfedern. Ich athmete voll Lust alle jene Reize dieser tropischen Natur in mich ein, schaute mit trunkenen Sinnen nach den Sternen, die dem tiefblauen Grunde meteorengleich entfunkelten, und auf das Land, das wie ein elegischer, verkörperter Traum sich vor meinen Blicken ausbreitete. Denke Dir meine Gefühle, die Gefühle eines zweiundzwanzigjährigen Herzens! — Mein Gefährte schien diese Empfindungen nicht zu theilen, er plauderte fort und fort und hatte mich bald der schwärmerischen Stimmung, in die meine jugendfeurige Seele tauchen wollte, entrückt; er verwickelte mich nach und nach in ein Gespräch, das die Politik Frankreichs und Spaniens zum Gegenstand hatte, vom gewöhnlichen Plaudern gingen wir zur ernsten Debatte über, nationaler Ehrgeiz mischte sich in die anfangs harmlose Unterhaltung, wir ereiferten uns, wir glühten, eine sarkastische Bemerkung folgte der andern, und bald loderte ein heller Streit aus unseren Reden hervor."

Die letzten Worte sprach Arthur mit großer Beklommenheit, er schien bleicher geworden zu sein, und seine Stimme bebte fast. Es war einen Augenblick, als ob er unschlüssig sei, wie er seine Erzählung fortsetzen solle — er stockte.

„Und dann —?“ fragte Eugène mit wachsendem Interesse.

Arthur fuhr mit der Hand über die Stirne.

„Dann — weiß ich doch kaum wie es geschah — fiel eine boshafte Bemerkung meines Gefährten über meine Nation — mit Blitzesschnelle fuhr ich empor — da sah ich den Spanier wanken und vornüber zwischen die Pferde stürzen.“

Eugène schaute seinen Freund scharf an, der seine Augen vor dem durchdringenden Blicke des jungen Officiers zu Boden schlug.

„Wie?“ rief Eugène nach einer kurzen Pause.

„Der Schlag hatte ihn gerührt!“ entgegnete Arthur fast tonlos.

Er fuhr von Neuem mit der Hand über die Stirne und sagte dann ruhiger:

„Du wirst begreifen, daß die Erinnerung an diese Situation mich noch jetzt in eine eigenthümliche Stimmung versetzt. Doch weiter! — Ich schrie auf, der Postillon hemmte den Lauf seiner Pferde, doch zu spät — der schwere Postwagen war über den Spanier hinweggegangen, blutend, besinnungslos, mit gebrochenen Gliedern lag er auf der Landstraße. Ich stürzte neben ihm nieder, mit welchen Gefühlen, vermag ich Dir nicht zu schildern, — ich — sah mich als den Urheber seines Todes an, mein Wunsch hatte den ältlichen Mann verleitet, die Höhe der schwankenden Post-

kutsche zu besteigen, ein unüberlegtes Wort vielleicht ihm das Blut in die Schläfe getrieben, der Zorn den Sanguiniker schwindeln gemacht und — die entsetzliche Katastrophe herbeigeführt. Ich war kaum meiner Sinne mächtig!"

Hier stockte Arthur von Neuem einen Augenblick und ein leises Schauern durchzuckte ihn, als bebte seine Seele vor einem Schreckensbilde zurück.

Eugènes Blicke hafteten unbeweglich auf dem blassen Antlitze seines Freundes.

Arthur fuhr fort:

„Die nächste Station, ein armseliges Dorf, war nicht weit von dem Orte dieses unglücklichen Ereignisses entfernt, wir schleppten den Zerschmetterten zum Wagen und in wenigen Minuten öffnete uns eine elende Schenke ihr unsauberes Thor. Hier erst, auf einem traurigen, morschen Bette, kehrte die Besinnung des Unglücklichen wieder — ich kniete neben ihm, ich weinte bittere Thränen, ich verzieh ihm tausendfach im Herzen, daß er mich reizte, und bat ihm mit verstörtem Sinne flehentlich meine Heftigkeit ab, die so unselige Folgen nach sich zog. Er lächelte bitter und sagte mit matter Stimme: Mein Herr, ich bin ein ehemaliger Officier, ich gehöre einer Partei an, die noch nicht wagen darf, wieder frei und offen mein schönes Vaterland zu betreten, als ihr Emissär reise ich seit einem Jahre unerkannt in Spanien

umher. Ich habe eine Tochter, ein Kind von acht Jahren, die ich in London bei fremden Leuten zurückließ, — schwören Sie mir, dieses Kind aufsuchen zu wollen. — Ich schwur, dieses Mädchen als meine Schwester, als mein eigenes Kind betrachten zu wollen. Er lächelte seltsam. Gut, flüsterte er, setzen Sie sich, ich werde Ihnen einen Brief an mein Kind dictiren. — Ich that, wie er mir geheißen, und er richtete an seine Tochter mit halbgebrochener Stimme Worte voll väterlicher Ermahnungen, die ich niederschrieb."

„Und dieser Brief enthielt keine Sylbe Eures Streites und seiner Folgen?" fragte Eugène rasch.

„Keine Sylbe, es hieß darin nur: ich sterbe, und der Ueberbringer dieser Zeilen ist derjenige, der mir die Augen zugedrückt hat, er wird für Dich sorgen! — Nachdem der Brief beendet war, mußte ich dem Unglücklichen die Feder reichen; mit unsäglicher Anstrengung und schwacher, bebender Hand schrieb er einige Worte unter den Brief und siegelte ihn selbst. Dann mußte ich ihm auf das Kreuz schwören, das Schreiben nur von seiner Tochter erbrechen zu lassen. Sein Auge blitzte freudig, als ich den Schwur geleistet, er ließ mich mehrere Papiere verbrennen, gab mir die Adresse der Kleinen, sagte, daß das Kostgeld für sie auf drei Jahre im Voraus bezahlt sei, und

sie kein Vermögen besitzen werde. Ich erneuerte meine Betheuerungen, die er ruhig anhörte, ohne mir auch nur ein Wort zu erwidern, dann schloß er die Augen und verfiel eine halbe Stunde darauf in Convulsionen. Der rasch herbeigerufene Arzt eines nahen Fleckens fand nur noch eine Leiche."

Arthur schwieg düster, auch Eugène schien in ernste Betrachtungen versunken zu sein, — er hatte zu rauchen aufgehört.

„Und dann?" fragte endlich Letzterer.

„Du wirst mir glauben," fuhr Arthur fort — „daß ich nicht daran dachte, meine Reise nach Barcellona fortzusetzen, ich eilte nach Cadix zurück, und von dort auf dem kürzesten Wege nach London. Ich fand das von der Adresse bezeichnete Haus, doch von den Leuten verlassen, denen das Kind des Unglücklichen anvertraut worden. Der Mann hatte sich im Spiele ruinirt und war nach Amerika entwichen, die Frau sich dem Trunke ergeben und war dann, arm und siech, nach ihrem Geburtsorte, einer kleinen Stadt der Grafschaft Wales, mit der Kleinen gewandert. Im Fluge war ich auch dort, ich fand die Spur der Alten, sie war als Bettlerin gestorben und hatte das Kind fremden Vagabunden überlassen, die längst nicht mehr im Orte verweilten. Was war zu thun? Ich bot die Polizei der Grafschaft auf,

durchstreifte ganz England, erließ Aufforderungen in allen Londoner Blättern — vergebens! Dann kehrte ich nach Paris zurück und erneuerte von Jahr zu Jahr die Annoncen in Betreff des Mädchens — vergebens! Der Brief blieb in meinem Portefeuille. Der Hang zu den Naturwissenschaften trieb mich in ferne Länder, ich sah die Capstadt, Indien, Brasilien, den stillen Ocean, das Polarmeer — der Brief wanderte mit. Reisemüde kehrte ich nach Paris und zu den vergoldeten Salons zurück, das Vermächtniß des Armen begleitete mich — ich hegte es wie ein geheiligtes Kleinod. Vor zwei Monaten —"

„Ich errathe!" rief Eugène.

„Vor zwei Monaten, weißt Du, tauchte im Hippodrom die wunderbare Erscheinung auf, welche in wenigen Tagen Paris von sich reden machte, die kühne Luftschifferin Señora Dolores. Der Ruf ihrer Schönheit, verbunden mit ihrer beispiellosen Waghalsigkeit, gründete binnen Kurzem ihr Glück, und ließ mehr als einen vornehmen Cavalier sich, wiewohl vergeblich, um sie bemühen. Ich sah das seltsame junge Mädchen zufällig, suchte ihre Bekanntschaft, und erhielt, wie alle Welt, einen Korb. Ich weiß nicht, was mich an dieses Mädchen bannte, vielleicht ihr Widerstand, vielleicht ein unerklärliches Etwas, vielleicht daß sie eine Spanierin — genug, ich warb unausgesetzt um

ihre Gunst und in diesem Werben offenbarte sich mir der edle, stolze Reichthum eines Frauenherzens, den ich hier nicht erwartet hatte. Dolores zwang mich, sie trotz ihres abenteuerlichen, verrufenen Standes zu achten, und von der Achtung zur glühenden, unbegrenzten Verehrung und Liebe war nur ein kurzer Schritt. Sie sah in mir zum ersten Male einen Mann der guten Gesellschaft, der sich ihr mit ehrerbietigen, uneigennützigen, edlen Gefühlen näherte, ihr Herz erschloß sich niegeahnten Regungen, sie liebte mich heiß, inbrünstig, edel, als sie noch glaubte mich nur zu achten, bevor sie noch ihrer tiefen Empfindungen sich völlig bewußt ward. Kurz, es kam zu einem Bekenntniß unserer gegenseitigen Gefühle und — Du wirst errathen haben — zur endlichen Enthüllung eines Geheimnisses, dem ich so lange vergeblich nachgeforscht — denn Dolores ist die Tochter des vor zehn Jahren vor meinen Augen verunglückten Spaniers."

„Und wie nahm sie die Nachricht von dem Tode ihres Vaters auf? Sagtest Du ihr mehr, als er Dich schreiben hieß?"

„Nein. Bevor sich die gewissenlose Kostgeberin der Kleinen entäußerte, hatte sie ihr den Tod des Vaters vorgespiegelt, ohne zu wissen, daß sie nur allzu sehr die Wahrheit rede. Dolores war also gewöhnt, sich ihren Vater todt zu denken. Sollte

ich dieser trüben Erinnerung ein unvergängliches Bild des Schreckens hinzufügen?"

„Und jener Brief?"

„Ich übergab ihn ihr am Tage nach unsrer stillen Verlobung., und entfernte mich aus Delicatesse noch bevor sie ihn öffnete — ich wollte sie, jenen traurigen Verhältnissen gegenüber, nur den heiligen Erinnerungen ihrer Kindheit überlassen. O wie tief ist Dolores zu empfinden fähig! Ich kehrte am folgenden Tage zu ihr zurück, sie konnte mich nicht sehen — sie war krank — der Brief mußte sie tief erschüttert haben!"

„So, so!"

„Erst drei Tage später war es ihr möglich, mich zu sehen. Sie trat mir lächelnd entgegen, doch war sie blaß, hatte verweinte Augen, und ihre Hand zitterte, als ich sie drückte."

„Und seit jener Zeit —?"

„Seit jener Zeit sind acht Tage verflossen. Sie ist ruhig und lächelnd, kein Wort, das ihren Vater betrifft, kommt über ihre Lippen, ihr Gemüth scheint noch von einer stillen Schwermuth erfüllt zu sein, die selbst der Gedanke an unsere nahe Vermählung nicht völlig zu bannen vermag. Ich ehre die Gefühle einer Tochter! O Freund, wüßtest Du, was ich diese zehn Jahre hindurch gelitten! Diese Ehe ist meine einzige Hoffnung, ich betrachte sie als die Sühne einer düsteren Ver-

gangenheit, als eine Nothwendigkeit, vor der alle Einsprüche der Gesellschaft verstummen müssen! Eugène, wirst Du mich noch schonungslos verdammen?"

Eugène reichte seinem Freunde bewegt die Hand.

„Laß mich schweigen, Freund, und — Dich beklagen!" sagte er — „Du bist in einer Lage, der gegenüber die Meinung eines Andern, selbst die des redlichsten Freundes, nur leicht in die Wage fällt! Gott gebe, daß diese Ehe Deine Hoffnungen erfülle!"

Arthur erhob sich rasch von seinem Sitze.

„Es ist vier Uhr!" rief er — „Dolores erwartet mich. Kann ich mich morgen auf Dich verlassen?"

„Du kannst es!" versetzte Eugène aufstehend.

Die jungen Leute verließen das Kabinet; Arthur zahlte. Sie gingen schweigend neben einander.

In der Rue Vivienne blieb Eugène stehen.

„Leb' wohl!" sagte er — „ich muß in dieses Haus, zu meinem Agenten."

„Leb' wohl, Freund, auf morgen also!"

„Auf morgen! — Noch eins! Ich habe etwas auf dem Herzen, das mich beunruhigt."

„Nun?"

„Die Luftfahrt —"

„Es ist die letzte, die Dolores unternehmen wird.“

„Muß es sein?“

„Sie ist contractlich dazu verpflichtet.“

„Du kannst Franconi einen Schadenersatz geben.“

„Sie wollte nicht.“

„Und Du mußt sie begleiten?“

„Es ist der Wunsch, den sie gegen mich geäußert hat. Und dann — welchen köstlichen Anblick werde ich haben!“

„Arthur, ich bitte Dich inständigst, unterlasse die Fahrt!“

„Du bist thöricht, mein Freund! Dolores ist so geschickt wie kühn.“

„Das ist es nicht, — ich weiß nicht, was mich um Dich besorgt macht —!“

„Soll sie an meiner Entschlossenheit zweifeln?“

„Nun gut. Leb' wohl! Auf morgen, um ein Uhr!“

„Leb' wohl!“

Die Freunde trennten sich.

Eugène trat in das von ihm bezeichnete Haus, Arthur eilte in die Rue de la Chaussée d'Antin.

II.

Im ersten Stock eines Hauses der Straße Chaussée d'Antin saß Dolores in ihrem Boudoir.

Ein reizender, erlesener Luxus umgab die schöne Bewohnerin dieses kleinen Gemaches.

Die weiß und silberlackirten Meubles waren mit himmelblauem Sammt und weißer Seide in zarten Arabesken überkleidet, rings an den Wänden herum lief statt der Tapete eine phantastische, zeltartige Draperie aus blau und weißer Satin-Chine mit Silberstickereien, und um die Fenster erhob sich, statt der üblichen Gardinen, eine reiche Composition Valencienner Spitzen. Die neuere französische Schule blickte in farbensprühenden Gemälden von den Wänden herab, und unter einem mächtigen Trumeau, dessen breiten Goldrand zierliche Liebesgötter, aus verschlungenem Laubwerk sich emporwindend, in Basrelief schmückten, erhob sich auf vergoldeten Satyrfüßen ein Tischchen, dessen Mosaik Vögel, Blumen und Früchte bildete, und welches kostbare, seltsam geformte Flacons in in Gold, Silber und bunten Krystallen trug. Den Kamin von cararischem Marmor zierten als Randausschmückung liebliche kleine Engel, mit goldig angehauchten graziösen Guirlanden spielend, und auf der glänzenden Platte desselben prangten Vasen von Sevres, China und Indien,

denen eine Fülle der herrlichsten duftenden Blumen entquoll.

Hätten Leute aus der Provinz sich dem anmuthigen Zauber dieses kleinen Boudoirs gegenüber befunden, sie würden darauf geschworen haben, hier müsse wenigstens eine Herzogin wohnen.

Und doch thronte hier nur eines jener jedenfalls stets eigenthümlichen und interessanten Wesen, deren vage Existenz sich auf die Launen einer Masse gründet, die morgen vergessen hat, was sie heute vergöttert.

Darum gleichen auch solche Wesen Meteoren, — sie glänzen, versprühen und im nächsten Augenblicke bleibt nichts von ihnen als — Schlacken.

Ausgenommen — ein Mann von Stand begehe eine Thorheit ihrethalben und gebe ihnen eine Stellung in der Gesellschaft.

Nur Paris kennt das Wunder solcher Erscheinungen, die gestern noch im tiefsten Dunkel vegetirten und heute alle Welt von sich reden machen — die Begeisterung des Parisers ist gleich fertig, gleichviel ob für Kriegshelden oder Kunstmacherinnen, und eine heroische That umgiebt nicht rascher mit ephemerem Ruhm und Glanz als ein kühner Luftsprung. —

Dolores saß an einem mit Seidenstickerei verzierten Schreibtische von rothstreifiger Jacaranda. Sie trug ein Kleid aus perlgrauem Atlas mit

breiten Volants. Ihr schwarzes, reiches Haar hatte jenen bläulichen Schein, der nur den Südländerinnen eigen ist, und fiel in kunstloser, anmuthiger Wellenform um ihre Schläfe. Das schöne, ebenmäßige Antlitz umgab eine zarte Blässe, die indeß nicht jene leichte dunkle Färbung des Teints zu verdrängen vermochte, welche ebenfalls die feurigen Kinder des Südens charakterisirt.

Dolores hatte den Kopf gestützt, ein offener, vergilbter Brief und ein Medaillon lagen vor ihr.

Das Medaillon trug die Züge Ransays.

Das schöne Antlitz der Doña war über jene beiden Dinge geneigt, eine tiefe Schwermuth verlieh den zauberisch gemeißelten Zügen dieses klassisch vollendeten Kopfes einen unbeschreiblich weichen Ausdruck und dämpfte die leidenschaftliche Glut der großen braunen Augen.

Fast unmerklich zuckten die Lippen.

Dann perlte eine Thräne um die andere auf das Bild nieder.

Doch nur wenige Augenblicke währte diese Aeußerung einer schmerzerfüllten Seele.

Die Stärke, die Entschlossenheit dieser Seele war nur auf Momente zu bewältigen, sie begann sich allmälig von Neuem klar und entschieden in diesen reizenden Zügen wiederzuspiegeln und nahm ihnen die kaum erst angehauchte Weiche.

Stolz und Festigkeit beherrschten die blasse

Stirn, ihre schmalen Lippen umzog wieder jener kühne Ausdruck, der den blasirten Parisern zu imponiren gewußt hatte, und der dem edlen Antlitze einen wunderbar energischen Character verlieh, ihre Blicke flammten, — die Tropenblume hatte den nächtigen Thau von ihren Wangen abgeschüttelt.

„Es muß so sein!" murmelte sie vor sich hin.

Sie erhob sich und überschritt einige Male rasch das Zimmer.

Dann trat sie zum Schreibtische zurück und schellte.

Eine Dienerin erschien.

„Zünde im Kamin ein Feuer an!"

„Ein Feuer?" fragte das erstaunte Mädchen.

„Sogleich! Was stehst Du und gaffst?"

„Im Juli —"

„Du wirst die Gefälligkeit haben, mir sogleich zu gehorchen!" entgegnete die Herrin in gewissermaßen gereiztem Ton.

Das Mädchen beeilte sich — nach wenig Augenblicken prasselte ein lustiges kleines Feuer im Kamin.

„Jetzt geh!" sagte Dolores zu dem harrenden Mädchen — „Ich bin für Niemanden außer für den Baron von Ransay zu sprechen, doch auch dieser darf nicht unangemeldet vorgelassen werden."

Dolores trat zum Kamin und starrte in die Glut.

Die Dienerin entfernte sich schweigend, kopfschüttelnd.

Einige Minuten vergingen, die schöne Spanierin war in tiefes Sinnen verloren.

„Warum mußte ich ihn lieben lernen, bevor dieser unselige Brief in meine Hände kam!“ murmelte sie vor sich hin. — „Warum trieb mich die Vorsehung, den Mann anzubeten, den zu hassen sie mich durch die Bande der Natur bestimmte! Sein Anblick macht mich schauern, und dennoch liebt ihn meine Seele fort und fort! O ich bin namenlos elend!“

Sie trat zum Schreibtische und blickte kummervoll die halberloschenen Worte an, welche ihr Vater unter jenen Brief schrieb, den er Arthur dictirte — ihre Energie schien von Neuem gebrochen.

„Vater! Vater!“ begann sie fieberisch schluchzend, und ihre Thränen flossen wieder — „hättest Du in Deiner Sterbestunde geahnt, welchen Jammer Du über Dein armes Kind heraufbeschwören werdest, Du hättest Deine zitternde Hand sinken lassen, statt jene entsetzlichen Worte zu schreiben! O mein Gott,“ — fuhr sie fort, ihre Thränen trocknend — „Du weißt, was der schreckliche Entschluß mich gekostet hat, zu dem das unerbittliche Schicksal, die grauenvolle Nothwendigkeit, das Gebot eines unglücklichen Vaters mich drängt! Werde ich mich emporraffen können und ausführen,

was ich mir gelobte, wenn der Augenblick gekommen? Großer Gott, gedachtest Du dieser Stunde, als Du dem Kinde so viel männliche Entschlossenheit in die Wiege gabst, und seinen Muth durch Noth und Gefahren stähltest? Aber es ist übermenschlich, was ich ausführen soll — übermenschlich, und ich bin doch nur ein schwaches Weib, und ein liebendes Weib!"

Dolores sank in einen Sessel und verbarg ihr Antlitz in die Hände, Thränen perlten durch die bleichen, schmalen Finger; sie weinte bitterlich.

So saß sie einige Zeit, es war als ob ein Krampf durch ihren Körper ginge, der ihr Herz zu zerreißen drohe.

Endlich ließ sie die Hände sinken, ihr Auge war trocken, ihr Antlitz bleich, doch ruhig.

„Es muß so sein!" sagte sie fast tonlos. — „Nirgend ein Ausweg, wohin ich blicken mag! — Armes Herz, eine Welt voll süßer Liebesfreuden erschloß sich Dir, und nun sollst Du brechen, Du träumtest von einem Himmel auf Erden, bevor der Brief kam! Ich könnte diesen Brief vernichten, doch werde ich auch mit ihm die Kenntniß jener furchtbaren Vergangenheit zerstören können? Kann ich Arthur liebeglühend umfassen, indeß meine Seele sich schaudernd von ihm wendet, kann ich lächelnd ihm die Hände drücken und ihm selig, voll Hingebung in die dunklen Augen schauen,

wenn es in mir flüstert: Arthur, an Deinen Fingern klebt das Blut meines Vaters, aus Deinen Blicken nachtet die Schuld mich an?!"

„Nein! Nein!" fuhr sie bebend auf — „für mich ist Alles dahin, Alles! Und Er — sollte er Ruhe, Zufriedenheit, Glück an meiner Seite gewinnen? Nein, nein! Düsteren Schatten gleich würden wir neben einander wanken und einander durch ein ärmliches Lächeln belügen! Die Schuld lastet auf seiner Seele, wie ihre Kenntniß auf der meinen, und unsere heiligsten, feurigsten Empfindungen würde sie zu Grabe tragen!"

„Es muß so sein!" fuhr sie, mit wachsender Energie ihre Seelenangst bekämpfend, fort — „hinweg mit den süßen Träumen von Frühling, Liebe und Glückseligkeit! Was bin ich ohne ihn, den ich schaudernd nur zu nennen wage?! Mein Entschluß ist gefaßt!"

Ihre Blicke leuchteten, ihre Züge wurden fest, beinahe ehern für ein Frauenantlitz.

Sie erhob sich mit rascher Bewegung und eilte zum Schreibtische.

Eine verborgene Feder sprang unter dem Drucke ihrer Finger, ein geheimes Fach öffnete sich; sie nahm ein Päckchen Briefe daraus hervor, die Ransays Handschrift trugen, preßte leidenschaftliche, heiße Küsse auf sie und das Medaillon, und — fort ging alles in die Flammen.

Ein Seufzer entbebte ihren bleichen Lippen, als sie Bild und Briefe hell auflodern und verglühen sah.

Dann drückte sie ihre Hand auf das Herz, ihr schönes Antlitz verrieth keine Spur einer Aufregung mehr, — sie hatte ausgekämpft, und alles war still im kleinen Gemache. — Die Dienerin meldete den Herrn Baron von Ransay.

Der Brief des unglücklichen Spaniers war vom Schreibtische verschwunden, Dolores hatte ihn in das Busentuch geschoben.

Lächelnd empfing sie den Geliebten.

Nur ein Weib versteht es, mit gebrochenem Herzen zu lächeln, ja zu scherzen.

„Du kommst spät, mein Freund!“ sagte sie — „wärest Du weniger Cavalier, ich hätte längst besorgen müssen, Du fürchtest dieses Stelldichein! Du wußtest ja, daß ich heute mit Dir in gefährliche Regionen fahren werde, in denen die Kühnheit sogar der Geschicklichkeit nachstehen muß.“

„An Deiner Hand ginge ich mit Freuden zur Hölle, um so sicherer werde ich also entzückt mit Dir gen Himmel schweben. Und dann — soll ich fürchten, was mir täglich Dein Herz eröffnet? Ich gelange heute auf einem anderen Wege dahin, das ist alles!“

„Ich weiß, der Herr Baron von Ransay ist nie um eine anmuthige Wendung verlegen!“

„Seit die verkörperte Poesie mir verstattet, ihr huldigen zu dürfen. Doch wie? Du bist heute so bleich?"

„Es ist nichts! Ich habe die Nacht schlecht geschlafen."

„Hm! — Man hat hier ein Feuer angezündet? Und es ist etwas in der Luft hier —! Womit parfümirst Du Deine Salons?"

„Ich will Dir sagen, was Du denkst — mit Liebesbriefen, die der künftigen Gattin würden unbequem geworden sein."

„Ich rechne zu meinen Fehlern weder Eifersucht noch Indiscretion."

„So wirst Du das Muster aller Ehemänner sein. Doch es ist spät, mein Freund. Man darf eine Menge nicht warten lassen, die ihr Vergnügen bezahlt. Celine!"

Die Dienerin erschien mit einem reizenden Florentiner Hütchen und einem weißen Shawl, dessen zartes Gewebe wie Silberwellen niederfloß.

„Gestatte mir, in Deiner Gegenwart meine Toilette beendigen zu dürfen."

„Gestatte mir zuvor, liebe Dolores, Dich einen Augenblick durch andere Dinge zu beschäftigen."

„Wie, mein Freund?"

Arthur antwortete nicht, er schritt zur Thür, öffnete sie und rief einem seiner Diener, der ihn

bereits eine Stunde beim Portier erwartet hatte und ihm dann bis in den Vorsaal gefolgt war.

Der Diener erschien mit einem umfangreichen Carton und verschiedenen kleinen Etuis, und entfernte sich sogleich, nachdem der Baron ihm alles abgenommen.

„Ich habe mir erlaubt," begann Arthur, den Carton öffnend, — „nach einem Deiner Kleider etwas anfertigen zu lassen, das sich hoffentlich Deinen Beifall erringen wird."

Ein herrliches Kleid von weißem, silberdurchwirkten Moiré mit kostbarem reichen Besatz von wunderbar schönen Brüsseler Spitzen und einer zarten Liliengarnirung, aus der Diamanten gleich Thautropfen hervorblitzten, entquoll dem Carton.

„Dein Brautkleid!" flüsterte Arthur.

Dolores bebte leise, fast unmerklich, sie schwankte und mußte sich an der Lehne eines Sessels halten.

Doch das war nur ein Augenblick, Arthur sah nichts davon in der Freude seines Herzens.

„Mein Brautkleid!" stammelte sie, in tiefster Seele erschüttert.

„Und hier," rief Arthur froh bewegt, ein Etui öffnend — „ist ein Schmuck. Doch wenn Du ihn trägst, so schlage den Blick zu Boden, Deine Brillanten nicht durch die Edelsteine Deines Angesichts zu beschämen!"

Dolores sah weder die funkelnden Diamanten, noch hörte sie die einschmeichelnden Worte des Mannes, an dem ihre ganze Seele hing.

Das sonst so starke Mädchen rang einen Moment vergeblich nach jener Fassung, die sie bis jetzt in Gegenwart ihres Geliebten so energisch sich bewahrt hatte.

„Mein Brautkleid!" stammelte sie von Neuem und sank schluchzend auf Arthurs Schulter.

Armer Arthur! Er nahm den letzten Ausbruch eines qualerfüllten Herzens für Freudenthränen. Er küßte die Hände, den Hals, die Lippen seiner Braut, er schwelgte in Wonne.

Und Dolores?

Auch dieser letzte Kampf ging vorüber. Sie ward ruhig, nicht einmal die Wimper ihres schönen Auges zuckte mehr — sie lächelte wieder.

„Du thust so viel für mich, Arthur, zu viel!" begann sie.

„O trübe meine Seligkeit nicht durch solche Worte!" flüsterte er. — „Dolores, ich bin unendlich glücklich! Doch fort von Paris! Hier regiert nur der Sinnenrausch oder das sarkastische Lächeln. Die Atmosphäre der Salons, das kaltherzige Treiben einer ungläubigen, gleichgültigen Menge umstarrt die tiefe, leidenschaftliche Glut einer reinen, süßen Liebe. Hier berechnet man die Empfindungen nach Effecten und treibt mit den heiligsten Ge-

fühlen ein gleißnerisches, frevelhaftes Spiel. Fort von hier! Unsere Liebe soll unter Blumen tändeln, in die geheimnißvollen Schatten des Waldes tauchen, auf Bergeshöhen im Glanze der Abendröthe sich sonnen! Ich habe eine Villa am Comersee gemiethet, aus Lorbeer- und Orangenbüschen blickt sie nieder auf die sanfte Flut, und ein Himmel lächelt darüber hin wie stille blaue Verklärung. Dort laß uns lieben und träumen!"

Welcher Sterbliche litte nicht Qualen des Tantalus in der Lage der armen Dolores?

Doch auch dem Schmerze sind seine Grenzen gesteckt, und Dolores hatte mit sich abgeschlossen. Jegliche Empfindung in ihr trug nur noch die Farbe eines verzweifelten Entschlusses, doch auf den Lippen hatte sie ein Lächeln für alles — Arthur hätte ihr ein Paradies zu Füßen legen können, sie würde mechanisch gelächelt haben.

Und Arthur ahnte nichts — er war zu lebhaft mit seinem Glücke beschäftigt.

Auch der erfahrenste Beobachter täuscht sich leicht da, wo sein Herz mit im Spiele ist — das Herz ist nichts weniger als die Mutter objectiver Ruhe.

„Ein schöner Traum," sagte Dolores lächelnd — „zu schön für diese Erde!"

„Er verwirklicht sich in wenig Tagen, und diese Wirklichkeit wird schöner sein als der Traum!

Doch ich vergesse" — fügte Arthur hinzu, fast unmuthig und gewaltsam eine Fülle der lieblichsten Empfindungen unterbrechend — „daß Du heute noch die Sklavin des vielköpfigen Ungeheuers Paris bist — Paris erwartet Dich!"

„Du hast recht," sagte Dolores — „wir haben keine Zeit mehr zu verlieren!"

Sie umarmte den Geliebten und — lächelte. Der Carton schloß sich, mit ihm eine Welt zauberischer Gefühle, die holde Phantasie eines süßen Liebesrausches.

Die Toilette der Doña war rasch beendet.

„Du hast noch keine Anstalten zur Abreise getroffen, bemerke ich!" sagte Arthur, während sie die breite Stiege des Hauses hinuntergingen.

„Ich werde nur mit leichtem Gepäck reisen, mein Lieber, und das ist in einem Augenblicke zusammengelesen."

„Und Deine Meubels, Deine kleinen Schätze?"

„Ein Agent, an den ich alles verkaufen werde, ist auf Morgen zu mir beschieden."

Die Equipage des Barons, ein graciöser Tilbury mit herrlichen Schimmeln bespannt, hielt im Portale. Ein kleiner Neger in reicher Livrée grinste am Schlage.

Ransay stieg ein, Dolores folgte ihm, das kleine schwarze Ungethüm kletterte mit der Gewandtheit eines Affen auf den Dienersitz, und fort

ging es im Galopp über die Boulevards des Capucins und Madelaine.

III.

Auf dem Platze de la Concorde, in den Champs Elysées, bis hinauf zur Barrière de l'Etoile wogte eine bunte, unabsehbare Menge.

Selbst der Triumphbogen war mit Menschen übersäet, und bis zum Boulogner Wäldchen sogar fluteten die Wogen des Volksgedränges.

Man hatte drei Tage lang an allen Straßenecken von Paris die colossalen Anschlagezettel gelesen, welche verkündeten, daß Señora Dolores zum letzten Male mit dem Riesenballon „Mexico" aufsteigen werde; Veranlassung, halb Paris um das Hippodrom zu schaaren.

Das Wetter war einer Luftfahrt nicht allzu günstig, die Sonne lachte wohl hernieder, doch erschien der Himmel nicht völlig klar, und eine starke Luftströmung in den höheren Regionen trieb lange Wolkenstreifen mit rasender Eile von Osten nach Westen.

Der Eingang zum Hippodrom ward bestürmt

— Alles drängte, zerrte, tobte — noch nie hatte dort ein größeres Gedränge stattgefunden. Corpulente Herren, angsterfüllte Damen schwankten händeringend in diesen tosenden Menschenwellen, ohne mit ihren Füßen den Boden berühren zu können, Hunde wurden zertreten, an Kindern fast buchstäblich der Ausspruch Salomo's vollführt, kreischende Mütter übertönten die Donnerrufe nach Billets, Mantillen und Kleidersäume wurden zerknittert und zerfetzt, von Fracks verschwanden die Schöße, von Köpfen die Hüte, Wehklagen, Gelächter, Schreien, Zanken, Jubeln durchbrauste die Stickluft, die wie Nebelqualm das tolle Gewirre umkreiste.

Im Hippodrom fand eine Festvorstellung statt; mit reißender Schnelligkeit überwogte der Menschenstrom Logen, Sperrsitze, Amphitheater, keine Fußbreite Raumes blieb unbesetzt, der Circus glich einem mächtigen unbedeckten Treibhause.

Inmitten des Rundtheiles, um den sich die Rennbahn zieht, schwankte gleich einem Trunkenen der Ballon, durch starke Stricke an den Boden gehalten. Um das Ungethüm waren Diener des Hippodrom beschäftigt, und ordneten dieses und jenes.

Um das Ankleidezimmer der Amazonen, die vor der Luftfahrt ihre üblichen Wettritte halten sollten, schaarte sich eine Anzahl Verehrer und

Sportsmen, dieser mit Blumen, jener mit Zuckerwerk und gefüllten Bonbons. Man scherzte, lachte und verabredete Partien für den Abend.

Zierliche Grooms führten die schnaubenden Renner auf und nieder.

Endlich ward das Zeichen zum Beginn der Vorstellung geben.

Die Amazonen brausten dahin, zahllose Rufe folgten ihnen, ein wildes Kreuzfeuer von Bravo's schallte ihnen von allen Seiten anspornend entgegen.

Die Siegerin ward mit Hurrah und Beifallsklatschen begrüßt.

In diesem Augenblicke hielt Ransay's Tilbury an jenem kleinen Eingange, der ausschließlich für die Mitglieder des Hippodrom bestimmt ist.

Dolores entschlüpfte dem Wagen, Arthur warf dem Schwarzen die Zügel hin und folgte ihr in den Circus.

Die schöne Spanierin schritt rasch zum Balcon, man erkannte sie, ein Murmeln, gleich der Brandung des Meeres, lief rings umher und ward zu lautem Beifallsjubel.

Dolores achtete dessen nicht.

Sie prüfte ernst den Ballon, das Ventil, die Gondel, die Stricke, den Füllapparat, und ertheilte ihre Befehle an die geschäftigen Diener.

Sie legte selbst Hand mit an — in wenigen Minuten war alles zur Luftfahrt geordnet.

Arthur blieb an der Seite seiner Geliebten, eine eigenthümliche Empfindung hatte sich seiner bemächtigt, gewissermaßen eine bange Erwartung, doch lächelte er bei den Zubereitungen und sein Antlitz trug den ruhigsten Ausdruck.

Und nun bestieg Dolores mit Arthur die Gondel.

Ein Flüstern ging rings umher.

„Wer ist der junge Mann?“

„Ein Bruder vielleicht!“

„Nein, ein Engländer, der geschworen hat, auf irgend eine Weise den Hals brechen zu wollen.“

„Ein Anbeter, der sich über seine Nebenbuhler erheben will.“

Einige der eleganten Zuschauer erkannten Ransay.

„Was Teufel,“ hieß es, — „er wird dieses Weibes halber den Verstand verlieren!“

„Und sein Vermögen obendrein!“

„Sie wird es ihn als Ballast betrachten lehren!“

„Das gibt ein Bild für den Charivari!“

„Ein devilish kluger fellow,“ sagte Lord Mutton — „er wird jedenfalls haben ein Rendezvous ohne Zeugen!“

In einiger Entfernung stand der einarmige Hauptmann Eugène, der Freund Arthurs. Er

hatte sich's nicht versagen können, den Circus in aller Stille aufzusuchen.

„Also doch!" murmelte er vor sich hin und schüttelte den Kopf.

Arthur saß, Dolores stand hoch aufgerichtet in der Gondel. Sie hatte Shawl und Hut entfernt, ihr reizendes Antlitz war bleich, wie das einer Marmorstatue, ihr Blick flammte kühn in die Runde.

Ein gebieterisches Wort, ein Wink — die Stricke lösten sich, und der Ballon erhob sich pfeilschnell in die Luft.

Beispielloses Jubelgeschrei ertönte aus hunderttausend Kehlen vom Hippodrom und den Champs Elysées. Aus den Logen, von der Höhe des Triumphbogens, in den Promenaden, selbst von den Fenstern der angrenzenden Häuser aus schwangen unzählige Damen ihre Taschentücher, und eine Armee von Operngläsern und Lorgnetten setzte sich in Bewegung.

Der Ballon erhob sich fast senkrecht bis zu einer Höhe von etwa zwölfhundert Fuß.

Noch immer stand Dolores hoch aufgerichtet da, ein Lächeln des Triumphes schwebte auf ihren Lippen, ihre Wangen waren leicht geröthet.

Arthur schaute mit sprachlosem Erstaunen in die Tiefe hinab.

Dort unten lag die colossale Arena, die sie

vor wenigen Secunden erst verlassen, zu einem kleinen Fingerring zusammengeschrumpft. Die bunte Menge des Hippodroms und seiner Umgebung glich tausendfarbigen Punkten, die, kaum dem Auge sichtbar, massenhaft durcheinander wimmelten. Aus den hohen, üppigen Laubdächern der Champs Elysées, des Tuileriengartens, wie des Boulogner Wäldchens waren liebliche Rasenplätze geworden, deren frisches Grün sich kaum von der Erde abhob. Die ineinander verschlungenen Promenaden, die fernhin sich durchkreuzenden Chausseen, erschienen wie ein zartes Gewirre drappfarbener Bänder auf tiefgrünem Sammetteppich. Und der stolze Triumphbogen an der Barrière de l'Etoile, an der soeben noch der Ballon vorüberstreifte, wie die kühne Pyramide von Luxor des Eintrachtsplatzes und der majestätische Dom der Invaliden, sie alle waren durch die schwindelnde Höhe, von der Arthur niederschaute, zu winzigen Spielereien herabgedemüthigt.

Doch vor allem gewährte Paris einen unbeschreiblichen Anblick, Paris mit seinen zahllosen Giebeln, seinem düstergrauen Häusermeere, seinen labyrinthartigen Gassen, seinen Palästen, Kirchen, Plätzen, Monumenten, Quais, Brücken, Festungswerken und Boulevards. Ueber allem lag ein leichter Duft, wie Abendnebel in feuchten Thälern,

und durch alles hin schlängelte sich, einem Silbergürtel gleich, die prächtige Seine, blitzend im Sonnenglanze, der lieblich verklärende Reflexe auf diese Wunder der zauberischen Weltstadt warf.

Und rings umher, wie mit sanften, laubigen Kränzen umwoben und vom Sonnenlichte vergoldet, tauchten in bläulicher Ferne Neuilly, St. Cloud, Versailles, Montmorency, Auteuil, Passy und viele kleine Ortschaften auf.

Es war ein feenhafter Anblick!

Arthurs Lippen entrang sich ein leiser Ausruf der Bewunderung.

Dann pries er begeistert die Schönheit dessen, was er sah.

Dolores war beschäftigt, den Ballon zu lenken, der, in leiser Strömung schwankend, über Paris dahinschwebte.

Ein Summen und Brausen, das dem Geräusche glich, welches eine ans Ohr gehaltene Muschel verursacht, tönte von dort herauf.

Dolores schaute nicht hinunter, sie prüfte ernst den Lauf der nahe über dem Ballon hinstürmenden Wolken, die eine nordwestliche Richtung verfolgten.

Hastig warf sie Ballast aus, der Ballon stieg, bis er fast den Saum der untersten Wolkenschicht berührte, und folgte dann plötzlich, von der hef-

tigen Luftströmung erfaßt, schnell wie der Blitz, dem rasenden Laufe der Wolken.

Arthur klammerte sich an die Gondel; die rastlose Schnelle, mit der das Luftschiff sich fortbewegte, benahm ihm fast den Athem und ließ ihn kaum mehr die Gegenstände tief unten erkennen, die er soeben noch bewundert hatte, und von denen sie sich auffallend rasch entfernten.

Dolores saß ihm gegenüber — das stereotype Lächeln umspielte wieder ihre Lippen.

Paris war unter ihnen in nebelgrauer Ferne verschwunden, St. Denis zur Rechten, St. Germain zur Linken folgten der Hauptstadt mit Windeseile, und die Seine blieb ihre Gefährtin, gleich einer riesigen, glänzend sich dahin windenden Schlange.

Doch auch sie, fast der einzige Anhaltspunct des umherirrenden Auges, sollte bald vor Arthurs Blicken erlöschen.

Dolores warf von Neuem Ballast aus, der Ballon verschwand in den Wolken und undurchdringlicher Nebel umhüllte die Segler.

Arthur gewahrte nichts um sich her, nicht einmal die kühne Geliebte, deren Antlitz doch nur eine Elle etwa von dem seinigen entfernt war.

Dem sonst so entschlossenen jungen Manne begann das Herz hörbar zu klopfen.

„Dolores," sagte er, nach ihrer Hand tastend

— „bist Du gesonnen, mich in den Mond zu führen?"

„Wir müssen diese Wolkenschichte durchkreuzen!" sagte sie ernst.

Nach wenigen Augenblicken schwebte der Ballon wieder im klaren, tiefblauen, unendlichen Aether. Die scheidende Sonne warf all' ihr Gold auf die Liebenden.

Unter ihnen aber wogte und schäumte jetzt das weiße, glitzernde Wolkenmeer, weithin in den wunderbarsten Gestaltungen, mächtige Risse enthüllten ihnen von Zeit zu Zeit die ferne Erde, die gleich einem matt beleuchteten Panorama fast nebelhaft in unbestimmten Farben heraufdämmerte.

Der Ballon hatte nicht die Strömung verlassen, die ihn mit Sturmeseile nach Nordwesten trug.

Arthur schwelgte im Vollgenusse aller der Herrlichkeiten, die sein trunkener Blick zu erspähen vermochte. So gewaltig ergriff ihn die Erhabenheit der majestätischen Schöpfung, daß er, keines Wortes mächtig, zusammengekauert dasaß, staunend, selbstvergessend, verzückt, das Herz voll ungeahnter, wunderbarer Empfindungen.

Stunden strichen mit raschem Fittig an seinem Haupte vorüber — er ahnte es nicht.

Dem kleinlichen Erdentreiben weit, weit ent-

rückt, erhebt sich die Seele auch über Zeit und Raum.

Und Dolores saß schweigend dem Manne ihrer Liebe gegenüber, schweigend, ernst, hoffnungslos.

Für sie war nicht das Gold der Sonne, nicht das Paradies der hehren Schöpfung — sie starrte nach Nordwesten, all' ihr Sinnen, Trachten, Spähen ging dorthin.

Plötzlich zertheilten sich die sturmgepeitschten Wolken unter ihnen mehr als vordem, ein großer Theil der Erde ward sichtbar und mit ihm der blitzende Schlangenlauf der Seine, an deren einer Krümmung es sich wie felsiggrauer, compacter Schatten ausdehnte.

„Was ist das?" rief Arthur, nach jenem Schatten deutend. — „Jetzt ist es dort — weit, weit hinter uns schon! Siehst Du? Was ist es?"

„Rouen!" versetzte Dolores.

„Rouen?! Wie ist es möglich? Rouen ist fünf und dreißig Lieues von Paris!"

Dolores wies stumm auf die untergehende Sonne.

„Mein Gott!" rief Arthur erstaunt, „hab' ich geträumt? Wie kann es sein —? Die Sonne sinkt —!"

„Den Parisern ist sie bereits untergegangen!" entgegnete Dolores, sich hastig aufrichtend. — „Wir müssen ihren letzten Strahl erhaschen!"

Und sie warf massenhaft Ballast aus, der Ballon verließ die furchtbare Strömung und erhob sich in unglaublich kurzer Zeit zur schwindelnden Höhe von elftausend Fuß.

In leichte Nebel gehüllt lag, einer Landkarte gleich, tief unten das schöne Frankreich.

Dolores starrte, ängstlich fast, nach Nordwesten.

Ein Silberstreifen zeigte sich am Horizont.

Dieser Streifen erweiterte sich mehr und mehr.

Eisige Ruhe kam über das Antlitz der Spanierin.

Betroffen starrte Arthur nach jenem Silberglanze hinüber, der sichtlich an Ausdehnung gewann.

„Was bedeutet dieser Glanz, der dort wie ein funkelnder Spiegel sich auszubreiten beginnt?" fragte er hastig.

„Es ist der Canal La Manche, der atlantische Ocean!" sagte Dolores ruhig.

„Um Gottes willen!" rief Arthur in höchstem Erstaunen — „wohin gerathen wir denn? Dort ist das Meer, die Sonne sinkt —! Wie lange noch soll diese Luftfahrt währen?"

„Sie ist zu Ende!" sagte Dolores mit dumpfer Stimme.

Arthur blickte seine Geliebte an — jetzt erst gewahrte er den unbeschreiblichen Ausdruck todes-

muthiger Entschlossenheit in ihren Blicken, die geisterhafte Blässe ihres Antlitzes, ihrer Lippen.

„Was ist Dir, Mädchen?“ rief er beunruhigt.

„Ich gedenke meines Vaters!“ sagte Dolores mit fester Stimme.

Arthur entfärbte sich.

„Deines Vaters?“ stammelte er — „in diesem Augenblicke —?“

„Du warst der Zeuge seines Todes,“ fuhr Dolores langsam fort — „hast Du vergessen, daß heute sein Sterbetag ist?“

„Sein Sterbetag!“ murmelte Arthur, den plötzlich alle Fassung zu verlassen schien.

„Du sahst sein brechendes Auge, Du hörtest sein letztes Röcheln. Und ihn rührte der Schlag, sagst Du?“

„Ja, ja!“ lallte Arthur verstört.

„Arthur,“ sagte Dolores mit fast strengem Ernst — „wir schweben zwischen Himmel und Erde, jede Secunde kann uns Verderben bringen, jeden Augenblick müssen wir bereit sein, vor Gott treten zu können!“ Sag' — traf meinen Vater der Schlag, hast Du die Wahrheit geredet?“

Arthur schien nach Entschlossenheit zu ringen, er bebte.

Dann entgegnete er mit leiser, unsicherer Stimme: „Die Wahrheit!“

„So strafe den Lügen, der diese Zeilen schrieb!“

Und Dolores nahm den Brief ihres Vaters vom Busen. Sie entfaltete das Schreiben und hielt es dem Geliebten hin.

„Da lies!“ sagte sie.

Arthur empfing das Blatt mit zitternden Händen.

Die Sonne war im Ocean untergesunken, brennende Abendröthe hatte den Horizont in Glut gesetzt, verklärte den Aether rings umher und leuchtete von tausend fernen Wölkchen wieder.

Auch das vergilbte Blatt, das Arthurs Hände krampfhaft preßten, war rosig angehaucht.

Auf dem Blatte aber stand, unter Arthurs Schriftzügen, von der Hand des Spaniers:

„Tochter, meine Augenblicke sind gezählt. Ich liege hier mit zerschmetterten Gliedern, mein Mörder wird mir die Augen zudrücken, er bringt Dir den Brief, aber er weiß nichts von diesen Zeilen. Bei meinem letzten Lebenshauche, bei der Seligkeit Deiner Mutter beschwöre ich Dich — räche mich!“

Arthur las, seine Knie schlotterten, seine Lippen zuckten, sein Auge umflorte sich, ihn schwindelte, er stürzte, sinnlos fast, zu den Füßen seiner Geliebten nieder.

„Dolores,“ stöhnte er, während ein kalter Schweiß über seine Stirne rann und verzweiflungsvolles Schauern ihn rüttelte — „Dolores, verdamme mich Unglückseligen nicht, ohne mich zu

hören. Eine traurige Verkettung von Umständen führte das Schreckliche herbei. Dein Vater reizte mich, der ältere Mann den heißblütigen Jüngling, er beschimpfte meine Nation — der Zorn übermannte mich — ich — ich —"

„Du —"

„Weh' mir! Ja, ja — in rasendem Zorn wollte ich ihn erfassen und stieß — stieß ihn vom Wagen hinunter unter die Pferde. O Dolores, weinend, in tiefster Seele zerknirscht rang ich an seinem Sterbebette die Hände, ich flehte zu Gott, daß sein Blitz mich vernichte. Ich würde mir verzweiflungsvoll das Leben genommen haben, hätten nicht die letzten Worte des Sterbenden Dich an mich verwiesen. Trotz unsäglicher Seelenqualen hatte ich den Muth, die Kraft zu leben — für das Kind meines Opfers zu leben! Ich fand Dich nicht. Bitterer Schmerz, namenlose Foltern ließen mich nirgend rasten, unstät wanderte ich von Land zu Land, doch mit mir zog die Erinnerung an jene entsetzliche Stunde und stand grell vor meiner Seele, mochte ich Trost suchen im Gebet oder Vergessenheit im Rausche betäubender Genüsse!"

Arthur schwieg erschöpft und rang die Hände.

Dolores blickte erschüttert zu Boden, alles Blut war aus ihren Wangen gewichen, doch das arglose Abendroth verklärte mit rosigem Hauche ihr

Schmerzensantlitz — so glänzt oft ein lebensfrischer Blütenstrauß an gramerfüllter Brust.

„Ich fand Dich," fuhr Arthur bebend fort — „und eine Liebe zog in mein Herz, jene heiße, unnennbare Liebe, die Gott zu Lust und Qualen geschaffen, die Paradies und Hölle auf Erden ist. Und als sich mir enthüllte, wer Du seiest, als mir das Geständniß Deiner Gegenliebe ward — o Dolores, da klammerte sich meine Seele an die einzige Hoffnung auf Sühne des Vergangenen, da nahm ich Deine Liebe als den Palmenzweig des Friedens, den der Geist Deines Vaters durch Dich mir bot, als ein Zeichen des Himmels, daß mir noch Vergebung lächeln werde!"

Er schwieg von Neuem und sein angsterfüllter Blick haftete an den Lippen seiner Geliebten.

„Arthur," begann Dolores mit fester Stimme, „höre mich! Seit jenem Tage, da dieser Brief in meine Hände kam, habe ich die schrecklichsten Martern der Verzweiflung empfunden, — entsetzlich litt ich, litt wie Du leidest. Arthur, es giebt nichts Unseligeres auf Erden, als Du und ich. Ich liebe Dich, kein Weib hat so geliebt, wie ich Dich liebe — aber hier ist meine Sendung die Liebe nicht — ich gehöre mir nicht mehr an — ich darf nur noch das Werkzeug der Rache sein!"

„Was willst Du beginnen?"

„Ein Leben fordert das andere. Ich bin eine

Spanierin. Ich muß das Gebot eines sterbenden Vaters erfüllen. Du darfst nicht lebend zur Erde zurück."

„Tödte mich!" rief Arthur außer sich — „tödte mich — doch nein, nein! Beflecke nicht Deine reinen Hände mit meinem schuldigen Blute! Ein Wink von Dir und ich stürze mich aus der Gondel hinab!"

„Und Du wähnst, ich könne leben ohne Dich?" rief Dolores leidenschaftlich — „ich werde ein elendes Dasein hinschleppen, dem ein trübseliges Schicksal seine Kränze raubte? Arthur, kein Weib hat so geliebt, wie ich Dich liebe! Du mußt sterben — aber ich sterbe mit Dir!"

„Dolores!" schrie Arthur entsetzt.

„Blicke hinab, Geliebter! Von dort unten schimmert es bläulich herauf — das ist der Ocean, dort ist unser Ziel. Bete zu Gott, daß er unsern Seelen gnädig sei!"

Dolores erhob sich, ihr Blick strahlte seltsam, sie raffte von der Gondel ein scharfes, verborgen gehaltenes Messer auf.

„Halt ein, Unglückliche!" schrie Arthur mit dem Tone des Wahnsinns, umschlang die Geliebte und preßte sein Angesicht krampfhaft an ihre Brust.

Dolores küßte seine Stirn.

„Du wolltest einen Himmel mit mir theilen,"

rief sie — „ich — ich theile die Hölle mit Dir!“ —

Mit Blitzesschnelle zerschnitt sie den Strick, der die Gondel an den Fallschirm knüpfte. — —

Hochauf bäumten sich die schäumenden Wogen des Meeres und der wildkochende Gischt blitzender Kreise dehnte sich, gleich einem tobenden Strudel, weiter und weiter.

Am folgenden Tage trieb eine zerschmetterte Gondel bei Dieppe ans Land — Matrosen fischten sie auf.

Vierundzwanzig Stunden später stand in den Pariser Zeitungen, daß die kühne Luftschifferin Dolores und der Baron von R . . . auf einer Luftfahrt verunglückt seien.

In Paris ward eine halbe Stunde davon geredet.

Ein deutsches Mädchen.

I.

In einem der Wohnzimmer eines unscheinbaren, doch gut gehaltenen Vorstadthauses einer süddeutschen Residenz saß am Sonntagsmorgen ein altes Ehepaar. Ordnung und Reinlichkeit herrschten in dem kleinen Gemache, das eine gewisse bescheidene Wohlhabenheit zeigte. An den spiegelhellen Fenstern blühten wohlgepflegte Rosen, standen, in kleinen Sträußchen, die ersten Veilchen des Thales. Am Fensterkreuz hing ein Käfig und darinnen schaukelte sich das gelbe Canarienvögelchen, dessen schmetternder Sang von Zeit zu Zeit das Summen der Kirchenglocken übertönte, die draußen den Tag des Herrn verkündeten.

Im altmodischen Glasschranke, von der Sonne beleuchtet, standen Schalen und Kännchen aus Porzellan, mit nur mehr halb sichtbaren Goldrändern und theilweise verwischter Malerei, dann Gläser mit Inschriften und frommen Sprüchen, sämmtlich Mahner an vergangene, stille, häusliche

Freuden. Dazwischen befanden sich, unter Glas und in allerlei Rahmen, Kränzlein, Herzen, Altäre, Heilige mit Versen geziert, einfache und doch so beredte Liebeszeichen. Und alle diese kleinen Schätze aus längst verflossener Zeit flimmerten und blinkten, als verkläre sie die Erinnerung an jene fröhlichen Stunden, denen sie gedient.

So bot dieses kleine Stillleben, mit seinen Möbeln in altväterlichen Formen, ein Bild der Vergänglichkeit, doch zugleich auch der Ordnung, der Sauberkeit und des Friedens dar; die beiden alten Leute jedoch saßen einander gegenüber, stumm und mit kummervollen Mienen. Für sie schien heute nicht das Frühlingslächeln, noch der festliche Klang der Kirchenglocken zu sein. Der Mann hatte das silberhaarige Haupt gesenkt, die treuherzigen Züge verdunkelte ein tiefer Gram. Sie saß mit gefalteten Händen da, der Morgenschimmer traf ihr gefurchtes Antlitz. Bald zaghaft, bald ermuthigt ruhte ihr thränenfeuchter Blick auf dem Alten.

Nach langem, bangen Schweigen stand sie auf, trat zu ihrem Manne hin und legte eine Hand auf seine Schulter. Ueber ihre Züge war eine unnennbare Milde und Weichheit gekommen, ihr ausdrucksvolles Auge suchte voll Zärtlichkeit den Blick des Greises.

„Josef,“ sagte sie, „laß uns hoffen und ver-

trauen! Es kann sich noch Alles zum Besten wenden!"

Der Greis erhob das Haupt, sein Auge ruhte fest auf dem seines Weibes.

„Du willst mich trösten," antwortete er langsam, „und glaubst doch selber nicht an Deine Worte, Mutter!"

Die Frau senkte verwirrt den Blick.

„Siehst Du, Mutter, wie es um Deine Zuversicht steht?" fuhr er fort, die Hand der Frau ergreifend. „Gott hat uns in unsern alten Tagen eine schwere Prüfung gesendet, doch Du hast recht, der Mensch soll nicht verzagen, und ob auch alle Hoffnung schwinde, er soll gerüstet sein, das Schwerste zu ertragen. Wo ist die Resi?"

„In der Kirche!" stammelte die Frau.

„Und der Franz?"

„Er ist auf seinem Zimmer und wartet, daß ich ihn rufe."

„So rufe ihn, Mutter."

Die Frau ging langsam bis zur Thür. Dann kehrte sie zurück, ergriff beide Hände ihres Mannes und sagte mit leiser, bebender Stimme: „Josef, thu ihm nicht zu weh!"

Die beiden Eheleute schauten einander in die alten, innigen Züge, Aug' in Aug' lasen sie in diesem schweren, bangen Augenblick so die Lust

und das Herzeleid, die sie schon mitsammen getragen, doch auch die tiefe, unwandelbare Liebe zu dem einzigen Sohne, dessen Lebensglück sich heute entscheiden sollte.

„Geh, Mutter, geh," sagte der Alte bewegt und schob sanft die Hände der Frau zurück.

Und sie ging. Er aber faltete die Hände, blickte zum Bilde des Gekreuzigten unter dem Spiegel und dann in den lichten Sonnenschein. Er betete. — — —

Nach einer Minute kehrte die Alte zurück, ihr folgte der Sohn, ein hübscher, kräftig und hoch gewachsener junger Mann von achtundzwanzig bis dreißig Jahren.

Er näherte sich dem Greise mit bescheidener Festigkeit. „Sie haben mit mir zu reden, lieber Vater?" sagte er nach freundlichem, ehrerbietigen Gruß.

Der Alte reichte seinem Sohne die Hand.

„Komm her, Franz," begann er, „setze Dich einmal neben mich, und Du, Mutter, nimm Deinen alten Platz. Sieh, was ich Dir zu sagen habe, ist kurz und schlicht gefaßt; Du bist ein braver Bursche und hast uns niemals wissentlich Kummer verursacht."

„Wo soll das hinaus, lieber Vater?"

„Höre mir geduldig zu!" fuhr der Alte sanft fort. — „Ich gab Dir eine, unserem Gewerbs-

stande angemessene Erziehung und prägte Dir vor Allem jene Grundsätze ein, die mich durch ein langes, erfahrungsreiches Leben auf rechtschaffenen Wegen treu und sicher leiteten."

„Ich werde Ihnen ewig dafür dankbar sein!" unterbrach Franz seinen Vater mit Wärme.

Der Alte blickte liebevoll auf seinen Sohn.

„Den Dank dafür habe ich tausendfach eingeerntet," sagte er, „denn schon frühzeitig begannst Du allen meinen Erwartungen zu entsprechen. Wir sahen Dich zum biederen, fleißigen Burschen aufwachsen, und als Du in die Fremde gingst, da segneten wir Dich in der Ueberzeugung, daß unser Franz den sichersten Schutz gegen eine verderbte Welt in sich selber trage."

Der Alte athmete tief auf, Franz schaute seinem Vater freimüthig in's Gesicht. Die Mutter aber war zum Glasschrank getreten, sie durchlebte das, was der Alte gesprochen, noch einmal, sie schluchzte heimlich.

„Acht lange Jahre," begann der Vater wieder, „entbehrten wir Dich, doch die lieben Nachrichten, die über Dich von Zeit zu Zeit zu uns kamen, erquickten unsere Herzen, und machten uns stolz, ja stolz kann ich wohl sagen! Und endlich, vor einem halben Jahre, drückten wir Dich wieder an unsere Brust, und einen wackeren Menschen brachtest Du in Dir dem Vaterhause zurück. Ich über-

gab Dir mein Gewerbe und rüstig griffst Du zu, die Alte da und ich, wir schauten heiter drein, und einer frohen Zukunft entgegen."

„Und nun?" fragte Franz beklommen.

„Franz, Du weißt, ich bin nicht an Ungeradheit gewöhnt — was soll ich noch viele Worte machen? Seit Kurzem bist Du anders geworden, nicht in Fleiß und Rechtschaffenheit, doch Deine Fröhlichkeit ist hin, und der Muth, mit dem Du Dich durch die Welt schlugst. Bald sitzest Du da und brütest und träumst, bald überkömmt Dich eine tolle Lebendigkeit, die wohl dem früheren Frohsinn gleichen möchte, dann wieder schlägst Du den sonst so freien Blick nieder zur Erde — wie jetzt! Ja, ja," fuhr er fort, indeß sein helles Auge forschend auf dem Sohne ruhte, „Du bist nicht mehr der Franz von sonst, denn — Du bist verliebt!"

„Es ist so, Vater!" sagte leise der erröthende junge Mann.

Die Mutter war näher getreten, der Ausdruck der Sorge und Bekümmerniß lag auf ihrem Gesichte.

„Wir haben den Augenblick herbeigewünscht," begann der Vater von Neuem — „an dem Du mit dem Bekenntnisse zu uns treten werdest, daß sich ein braves Mädchen gefunden, dem Dein Herz angehört."

Franz blickte wechselweise auf Vater und Mutter.

„Sie sagen das so ernst und feierlich, so traurig fast," murmelte er mit unsicherer Stimme, „und die Mutter hat rothverweinte Augen! Wie soll ich glauben, daß Sie sich über mein Bekenntniß freuen?"

„Glaube es auch nicht, Franz," versetzte der Greis mit trübem Blicke, „glaube es nicht, wenn — wenn Du die Resi liebst!"

Der junge Mann starrte seine Eltern an.

„Wie?" sagte er klanglos, „ist die Resi nicht Euer Einziges und Alles, Euer Augentrost? Ist sie nicht Euer zweites Kind, das Ihr hätschelt und liebkost, Eure Zuversicht, die Freude in Eurem Alter? Ist ihr Gemüth," fuhr er lebhaft und erglühend fort, „ihr Herz nicht rein? Und gibt es Einen, der mit dem Finger auf sie deuten, und sagen könnte: Dieses Mädchen ist ohne Ehre?!"

„Du hast recht, Franz," entgegnete der Vater, „Deine Ziehschwester ist ein braves Geschöpf. Zehn Jahre sind es nun, seit ihr Vater starb und wir sie in's Haus genommen, und in allen zehn Jahren hat sie uns nur Liebes und Gutes bereitet."

„Das hat sie!" betheuerte die Mutter bewegt. „Sie ist aufmerksam, herzig, bescheiden und sittsam, sie weiß uns Alles, was uns Freude machen kann, an den Augen abzusehen, und gelt, Vater,

eine Tochter könnte uns nicht lieber sein, als die Resi?"

„Es ist schon so, wie die Mutter es sagt," begann der Alte, mühsam nach Worten ringend, „die Resi ist uns an's Herz gewachsen, aber Du, Franz, bist es uns auch, darum trifft es uns schmerzlich, daß — daß Du gerade dieses Mädchen heiraten willst!"

Franz saß in banger Erwartung sprachlos da. Endlich faßte er sich und fragte kaum hörbar: „Und warum schmerzt es Euch?"

„Erinnere Dich," fuhr der Alte mit unsicherer Stimme fort — „woran die Mutter und alle Geschwister der Resi starben — schau in die bleichen, abgespannten Züge des armen Mädchens, und verhehle Dir nicht, daß sie jetzt schon den Tod in sich trägt, jene schreckliche, verheerende Brustkrankheit, die von der Mutter auf Kind und Enkel sich vererbt, und namentlich ein Weib schonungslos in der Blütezeit des Lebens in das Grab wirft!"

„Ich habe mir nichts verhehlt," entgegnete Franz dumpf. — „Aber, Vater, kann ich mir denn anders helfen? Ich liebe sie mehr als mein Leben!"

„Franz, Du bist verständig, ich glaube fest von Dir, daß Du nicht blos flüchtigen Eindrücken folgst, und auch die Zukunft mit Dir berathen

hast. Doch ein Herz voll Liebe sieht Alles schimmernd und rosig, es glaubt und hofft und belügt die nüchterne Vernunft. Was weißt Du von Resi's Herzen?"

Franz schwieg und blickte verwirrt zu Boden.

„Sieh, mein Kind," fuhr der Alte fort — „ich weiß, Du hast der Resi noch nicht Deine Liebe gestanden. Ihr seid zu treuherzige, gerade Naturen. Die Mutter und ich, wir wüßten Beide längst davon, wäre es geschehen. Und es ist gut so, daß noch kein Wort über Deine Lippen gekommen, denn noch kannst Du entsagen!"

„Entsagen?" rief Franz leidenschaftlich. „Nur wenn ich wüßte, daß meine Liebe unerwiedert geblieben, sonst nimmermehr!"

Der Alte nahm sanft die Rechte seines Sohnes.

„So würdest Du nicht glücklich sein ohne das Mädchen?" sagte er herzlich.

„Nein, Vater!"

„Doch glaube mir, noch unglücklicher wirst Du mit ihr, nicht allein Du, auch sie und Alles, was Du glücklich und liebevoll Dein Eigen nennen möchtest, Alles, woran jetzt schon Deine Seele hängt, muß es werden. Du wirst ein abgezehrtes Weib an Deiner Seite haben, das Dich mit einem stillen Lächeln zu trösten und zu belügen sucht, indeß sie den Tod in ihrem Herzen fühlt;

sie wird Dir Kinder gebären, die frisch in die Welt hineinlachen, aber abwelken, wenn Du ihrer Liebe, ihres Trostes am meisten bedarfst. Du wirst Dein Weib mit zerrissenem Herzen von diesen kleinen Geschöpfen scheiden sehen, und im Voraus den furchtbaren Schmerz empfinden, der Dich dereinst an den Leichen Deiner lieben Kinder niederwirft. Und wir — sag', Mutter, mit welchem Gefühle willst Du die kleinen Enkel auf Deinem Schooße herzen, wenn Du weißt, daß es nur kranke Blüten sind, die der Tod abschüttelt, noch bevor Dein eigenes Auge sich schließen und Dein Graukopf unter'm Rasen liegen wird? O Franz, bedenke es wohl, noch ist der Schritt nicht gethan! Du leidest für Dich allein, wenn Du entsagst; thust Du es nicht, so bist Du verantwortlich für die Leiden Derer, denen Du Liebe und das Leben giebst, wie für den Jammer Deiner tiefgebeugten Eltern, die Dich rettungslos verkümmern sehen und Dir nicht helfen können!"

Franz saß bleich und bebend da. Die Mutter stand in einer Ecke und weinte still vor sich hin.

Der Alte legte die Hand auf die Schulter seines Sohnes.

„Fasse einen herzhaften Entschluß, Franz," sagte er milde — „Du bist eine schlichte Natur, bist kein Träumer — überwinde! Dein verständiger Sinn wird Dich der Nothwendigkeit gehor-

chen lehren — arbeite und blicke fest in die Welt hinein! Der Frühling ist da mit Sonnenschein und Lebenslust, und, wir wissen ja, manch hübsches Auge lacht Dich verstohlen an. Sieh, frische junge Mädchen gibt es genug, warum muß es gerade die arme, kranke Resi sein? Gib Acht, Gott wird Alles anders fügen, als Du jetzt denkst, und Du wirst nicht verzweifeln! An diese ernste Stunde wirst Du wie an einen schweren Traum denken, wenn muntere Kinder Dich umspielen und ein kerniges, rechtschaffenes Weib Dir die Falten von der Stirne streichelt. Dann mögt Ihr die arme Resi in ihren letzten Stunden pflegen wie eine liebe Freundin, und sie halten wie einen Engel, den Gottes Wille berufen hat, auf Erden zu entsagen!"

„Liebe Eltern," entgegnete der Sohn mit bebenden Lippen, „ich möchte Euch gern in Allem gehorsam sein, aber verlangt von mir nicht mehr, als ich ertragen kann. Ich weiß kaum selbst, wie mein Herz zu der Resi gekommen sein mag, aber das weiß ich, daß die leichtsinnige Fröhlichkeit der andern Mädchen mir nie so recht zum Gemüthe gesprochen hat. Hättet Ihr früher so wie jetzt mit mir geredet, wer weiß, ob ich nicht hätte entsagen können — nun ist es zu spät! Jetzt gibt es nur zwei Fälle, die mich bestimmen könnten, nach Eurem Wunsche zu handeln — entweder

die Resi hätte mich nicht gern, oder sie wäre kein braves Mädchen. Das Letztere ist nicht möglich, das Andere werde ich noch heute erfahren!"

„Du willst mit ihr reden?" forschte ängstlich die Mutter.

„Was geschehen muß, mag bald geschehen," versetzte Franz; „soll ich Euch wie mich noch länger so quälen?"

„Und Dein Entschluß steht fest?" fragte der Alte bekümmert.

„Ja, lieber Vater. Sie kennen meinen Charakter und achten ihn. Ich bin gefaßt, selbst das Schlimmste mit Geduld zu ertragen — doch bevor ich die Resi gesprochen, habe ich zum Entsagen nicht die Kraft."

„Willst Du die Hoffnungen Deiner greisen Eltern vernichten?"

„O mein Gott!" stöhnte Franz, mit den Händen das Gesicht bedeckend.

„So geh," fuhr der Alte erschüttert fort, „mache Dich, die Resi, uns elend! Ich habe kein Wort mehr, um Dich zu überreden!"

Da ließ sich ein leises Geräusch an der Thür vernehmen. Es schien, als ob ein Körper, der auf sie gedrückt, von ihr gewichen wäre, zugleich auch, als ob ein Kleid im Gange rausche.

„Was ist das?" rief Franz bestürzt. „Wer ist draußen?" Er eilte zur Thür und öffnete sie.

Der Gang und die Treppe waren leer.

„Sollt' ich mich getäuscht haben?“ murmelte er.

„Wo ist die Resi?“ fragte er nun.

„In der Kirche.“

„Gott sei mit ihr und Dir, mein Kind!“ seufzte der Alte. „Und nun kein Wort mehr davon. Thu', was Du nicht lassen kannst!“

II.

Im ersten Stocke des kleinen Hauses, über einen Gang, nach dem Hof hinaus, ist die Kammer Resi's.

Aus der Kirche zurückgekehrt, nach ihrem Zimmerchen gehend, hatte das Mädchen im Gange ihren Namen im Gemache der Pflegeeltern nennen gehört und Franzens Stimme erkannt. Sie war lauschend an der Schwelle stehen geblieben, und hatte Alles — Alles vernommen.

Athemlos, bleich, zitternd lehnte sie an der verhängnißvollen Thür.

Ein wilder, tiefer Schmerz ging bei jedem Worte, das der Vater sprach, durch ihre Seele.

Sie liebte Franz mit stiller Leidenschaft; nicht lange war es erst, als sie dieses sich selber schüchtern gestand.

Jedes der Worte, die dort vom Zimmer her leise in ihr Ohr hallten, schien die Kluft, die sie plötzlich zwischen dem Herzen des jungen Mannes und dem ihren aufgerissen sah, zu erweitern.

Sie hatte nie über sich und ihren krankhaften Zustand so recht nachgedacht. Wie einen Bruder hatte sie Franz vor einem halben Jahre aufgenommen, ihn, der in ihren Kinderträumen schon webte und lebte, der ihr, bevor er die Heimat verließ, tausend kleine Freuden bereitete, der einst mit ihr gespielt, als sei er selber noch ein harmloses Kind, und sie wie ein älterer, theilnahmsvoller Bruder belehrte, ermahnte, zum Guten leitete.

Doch diese geschwisterliche Zärtlichkeit war unvermerkt im traulichen Umgange gewachsen; die Briefe des Franz hatten durch die vielen Jahre nicht vermocht, irgend einen andern Gedanken in ihr zu wecken, doch der Umgang mit ihm verwandelte mehr und mehr ihre Empfindungen, und vor sich selber erröthend, gestand sie sich nach einem friedenvollen, glückseligen halben Jahre, was der junge, bescheidene, gemüthstiefe Mann ihr sei und ewig sein werde.

Arglos hatte sie sich diesen süßen Empfin-

dungen hingegeben, selbst ohne den Grund ihrer Berechtigung dazu geprüft, oder die Zukunft genau bedacht zu haben — sie hatte geliebt und geträumt und nicht weiter gedacht.

Wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf sie inmitten ihrer seligen Träumerei der ernste, kummervolle, zerschmetternde Ausspruch des alten Mannes.

Kalte Schauer drangen ihr zum Herzen, es flimmerte ihr vor den Augen, sie fühlte sich einer Ohnmacht nahe. So wankte sie hinauf in ihre Kammer, so brach sie erschöpft, bebend, hoffnungslos, elend auf einem Stuhl zusammen.

Da saß sie am Tische, hielt den Kopf in den Händen, den starren Blick vor sich hin gerichtet.

Kein Laut, kein Seufzer kam über ihre Lippen, aber heiße Thränen perlten durch ihre Finger auf den Tisch.

So blieb sie regungslos eine bange Minute. Dann erhob sie sich schwankend und trat vor einen Spiegel.

Ein mildes, liebliches, doch abgezehrtes Antlitz schaute ihr wehmüthig daraus entgegen. Ein bläulicher Schatten umzog die sanften, ausdrucksvollen Augen, die Schläfe waren vertieft; selbst der verzweifelte Schmerz, der eine fahle Blässe ihr auf Stirn und Wangen legte, hatte nicht vermocht, die leise aufdämmernde, fliegende Röthe in diesen Wangen auszulöschen.

„Es ist schon so, wie sie sagen!" stammelte sie, zum Stuhl zurückwankend. — „Wie konnte ich nur so verblendet sein, es nicht zu ahnen. Diese Schmerzen in der Brust! — Es ist nur zu gewiß. O mein Gott, mein Gott!"

Resi sank matt in den Stuhl zurück.

Dann nahmen ihre Gedanken eine andere Richtung.

„Und er liebt mich!" flüsterte sie.

Der Gedanke breitete Verklärung über ihr Angesicht, doch nur wie der flüchtige Sonnenstrahl.

Resi gedachte der Verzweiflung der Pflegeeltern, wenn sie und Franz dem Zuge ihrer Herzen folgen würden, sie gedachte aller der Hoffnungen, welche die alten Leute auf ihren einzigen Sohn setzten, aller der fröhlichen Zukunftsträume, die sie mit einem einzigen Schlage vernichten konnte! Sie gedachte der entsetzlichen Schilderung, die der alte Mann, ohne es zu ahnen, vor ihr entwickelt hatte, und erschüttert wendete sich ihr tief verwundetes Gemüth von den Bildern ab, die eine geschäftige Phantasie ihr vormalte.

Dem armen, gefolterten Mädchen erschien ihre Liebe fast wie ein Verbrechen an der Zukunft eines warmen, frischen Menschenlebens.

Trostlos rang sie die Hände, leer und düster starrte sie das Leben an, sie fühlte sich hinausge-

stoßen in eine Nacht unendlichen Jammers, ohne Hoffnungsstern!

Und in dieser erschütternden Lage schimmerte seine Liebe in ihre qualerfüllte Seele, wie dem Gefangenen das Blau des Himmels durch's eisenvergitterte Kerkerfenster.

„Du mußt entsagen!" rang es sich tief aus ihrem Innern empor. „Mußt Du?" flüsterte sie bebend. — „Wer kann sagen, daß keine Hülfe für mich sei?"

Ein Hoffnungsstrahl durchflammte ihr Gemüth.

„Ja, ja!" rief sie heftig, „ich muß Gewißheit haben! Noch darf ich hoffen, und kann ich das nimmermehr, o Gott, so lehre Du mich standhaft dulden."

Resi stand auf, ihre Haltung und ihr Gang waren fest und entschieden, aus ihrem matten Antlitze leuchtete eine gewisse Energie.

Sie schlug hastig das Tuch, das ihr entfallen war, um die Schultern, knüpfte das Band ihres Hutes, das sich gelöst hatte, und verließ eilig ihre Kammer.

Vorsichtig schlüpfte sie die Stiege hinunter, damit sie Niemand höre.

Sie gelangte unbemerkt an das Hausthor, athmete freier auf und eilte durch ein rechts vom Hause sich öffnendes Seitengäßchen.

In weniger als einer Viertelstunde befand sie sich in der Wohnung eines der berühmtesten Aerzte, eines Professors und Hofrathes.

Sie zog die Glocke. Ihr Herz klopfte hörbar. Ein Diener erschien.

„Was ist Ihnen gefällig?“ fragte er.

„Kann ich nicht sogleich den Herrn Professor sprechen?“

„Der Herr Hofrath sind im Begriff auszugehen, auch ist jetzt nicht die Ordinationsstunde. Kommen Sie gefälligst zwischen drei und vier Uhr Nachmittags wieder.“

„Sagen Sie dem Herrn Hofrath,“ stammelte Resi flehentlich, — „daß ich ihm nur zehn Worte zu sagen habe und daß es sich um Tod und Leben handle.“

Der Diener entfernte sich kopfschüttelnd.

Gleich darauf kehrte er zurück und führte Resi in ein geräumiges Zimmer, wo rings an den Wänden zahlreiche Bilder berühmter Männer hingen.

Hier ersuchte der Diener das junge Mädchen zu warten und entfernte sich wieder.

Resi trachtete vergeblich darnach, ihre Aufregung völlig niederzukämpfen.

Nach wenigen Augenblicken trat der Professor ein, unrasirt, in einen alten Pelz gehüllt, dessen Kragen von Mäusen angefressen zu sein schien,

ein Cigarrenstümpfchen im Munde hin- und herschiebend, das lange Haar unordentlich zurück hinter die Ohren gestrichen, mit einem Worte in jenem Aufzuge, den die Studenten lieber an ihm sahen, als die selten zur Schau getragene geschniegelte Toilette. Sie wußten, daß seine Vorträge nur dann genial zu sein pflegten, wenn er so vernachlässigt wie möglich erschien.

Der unscheinbare Mann mit dem europäischen Rufe warf einen flüchtigen Blick auf das junge Mädchen, der dem Meister in der Krankheitserkenntniß genügte, um zu wissen, was Resi zu ihm führe.

Dennoch fragte er trocken: „Sie wünschen?"

„Verzeihen Sie mir, Herr Professor, daß ich so ungestüm zu Ihnen dringe. Ich bin brustkrank!" begann Resi zaghaft.

„Wissen Sie das so genau?"

„Alle Anzeichen sprechen dafür, Herr Professor. Auch habe ich es heute erst durch Andere unzweideutig erfahren."

„Das war thöricht von den Andern! Man wird Ihnen Angst gemacht haben. Ich sehe, Sie sind in großer Aufregung, beruhigen Sie sich."

Der Arzt trat zu Resi, horchte an ihrer Brust und forschte nach allen Anzeichen ihres Leidens.

„Sind in Ihrer Familie ähnliche Fälle vorgekommen?" fragte er dann.

„Mutter und Geschwister starben an derselben Krankheit!“ versetzte Resi, die mehr Hoffnung gewonnen hatte.

„Nun,“ sagte er kurz, „es ist freilich nicht Alles, wie es sein sollte, Ihre Brust ist leidend. Aber lassen Sie den Muth nicht sinken. Ich werde Ihnen etwas verschreiben.“

„Ich danke Ihnen, Herr Professor,“ entgegnete Resi hastig, „doch weiß ich nicht, ob ich einer Arznei bedarf, es sei denn, daß Sie zuvor die Güte gehabt hätten, mir eine Frage zu beantworten, derenthalben allein ich eigentlich hierhergekommen bin.“

„Nun?“

„Bin ich unheilbar krank oder nicht?“

„Sie fragen sehr bestimmt, mein Kind!“

„Und ich bitte Sie recht herzlich um eine eben so bestimmte Antwort, Herr Professor!“

„Vermeiden Sie den Tanz, erhitzen Sie sich nicht, arbeiten Sie nicht zu lange in vorgebeugter Haltung, mit einem Worte, schonen Sie sich so viel Sie können und es ist möglich, daß — sogar wahrscheinlich —“

Resi erhob flehentlich die gefalteten Hände. Thränen perlten über ihre Wangen.

„Herr Professor,“ begann sie bebend, mit halberstickter Stimme, „ich beschwöre Sie bei Allem, was Ihnen heilig ist, nur jetzt keine ausweichende

Antwort! Geben Sie mir Wahrheit, volle, lautere Wahrheit! Ich bin nicht das Mädchen, das nicht die Kraft hätte, sie zu hören!"

„Mein Kind," versetzte der Doctor betroffen und theilnahmsvoll, „der Arzt soll nicht dem Körper allein, er soll auch der Seele zu Hülfe kommen, den Verzagenden trösten, aufrichten, und wenn ich Ihnen —"

„Hier ist Wahrheit Barmherzigkeit!" unterbrach sie lebhaft die Rede des Arztes. „Ueben Sie diese Barmherzigkeit an mir, mein Herr, ich habe alle Zuversicht auf Sie gesetzt. — Bei der Mutter Gottes — reden Sie die Wahrheit! Und wissen Sie denn, der nächste Augenblick soll über meine Zukunft entscheiden, Ihr Ausspruch wird mich lehren, ob ich eine Braut werden darf, oder entsagen muß, das Glück, die Zukunft eines rechtschaffenen, fröhlichen jungen Mannes, einer innig von mir verehrten Familie, eines greisen, edlen Paares, das jetzt schon heimlich, kummererfüllt vor meiner Entscheidung zittert, nicht zu zerstören!"

Resi's bittender Blick haftete in namenloser Angst auf den Lippen des Arztes.

Dieser schwieg einen Augenblick, nachdem das junge Mädchen geredet hatte. Dann sagte er langsam, bewegt: „Und Sie lieben?"

„Ich liebe," versetzte Resi erröthend, „und eben

weil ich wahrhaft liebe, will ich Wahrheit! Seien Sie barmherzig!"

„Sie sind ein außerordentliches Mädchen!" sagte der Arzt ergriffen. „Nun denn, wollte Gott, ich hätte ein tröstlicheres Wort für Sie — aber ich darf Sie nicht belügen — fassen Sie sich — unsere Wissenschaft kennt kein Mittel, das Sie vor einem frühzeitigen, allmäligen Hinsiechen retten könnte."

Resi's Antlitz veränderte sich nicht bei dem Ausspruche des Arztes, nur ihre bleichen Lippen bebten eine Secunde.

Dann, bevor es der Arzt verhindern konnte, ergriff sie seine Hand, küßte sie, hauchte aus tiefster Seele ein leises: „Vergelt' es Ihnen Gott!" und eilte davon.

Auf dem grünen Glacis angelangt, warf sie einen schmerzerfüllten, hoffnungslosen Blick gen Himmel. Das heitere Blau lachte sie an, der Sonnenstrahl küßte ihr Stirn und Wangen. Ein wunderbares Gefühl durchzog ihre Brust. Ihr Blick ward freier, sie athmete hoch und höher auf. Heilig durchschauert streifte ihre Seele alle irdischen Regungen ab.

„Herr Gott, Dein Wille geschehe!" flüsterten ihre blassen Lippen.

Ihr Entschluß stand fest, sie hatte mit sich, mit der Welt, mit ihrer Liebe abgeschlossen.

Hastig schritt sie einer andern Vorstadt zu.

Dort eilte sie zu einer Frau, die Stickerinnen in ihrer Wohnung beschäftigte, und für die eine Freundin Resi's längere Zeit gearbeitet hatte.

„Sie haben vor einigen Tagen," sagte sie ihr, „in der Zeitung angekündigt, daß Sie Stickerinnen gegen Kost und Quartier aufzunehmen suchen. Ich bin gezwungen, meine Verwandten zu verlassen — würde ich sogleich bei Ihnen Aufnahme finden können?"

Die Antwort war bejahend.

Resi machte nicht viele Worte, sie besprach mit der Frau, was dringend nöthig war, und eilte nach Hause.

Unbemerkt schlüpfte sie wieder in ihr Zimmer.

Dort schloß sie sich ein, und schrieb folgenden Brief an ihre Pflegeeltern.

„Liebe Eltern!

Verzeiht mir, daß ich Euch seit längerer Zeit hintergangen habe. Darum wage ich auch nicht, Euch jetzt unter die Augen zu treten. Ich liebe einen jungen Mann, und werde binnen Kurzem mit ihm vor den Altar treten. Bis dahin ist es sein Wille, daß ich bei seiner Schwester bleibe. Ich danke Euch von ganzem Herzen für die Liebe und Sorgfalt, welche Ihr mir stets erwiesen, nie werde ich sie vergessen.

Eure Resi."

Nachdem sie diesen Brief gesiegelt, that sie ihn zur Seite, machte ein kleines Bündelchen aus dem Nöthigsten ihrer Wäsche und Kleidungsstücke, und verbarg auch das.

Sie ahnte, daß Franz bald kommen werde, und so war es auch.

Ihr Angesicht verklärte eine fromme Ergebung. Sie schrak nicht zusammen, als leise an die Thür gepocht wurde. Franz trat ein.

Sie empfing ihn mit einem freundlichen Lächeln, als sei ihr Inneres voll Frieden, voll heiterer Ruhe.

Er aber näherte sich beklommen.

„Resi," sagte er, „ich habe mit Dir zu reden, und weiß nicht, wie ich es sagen soll!"

„Was ist Dir?" fragte Resi, als sei sie völlig arglos. „Du bist so verlegen! Bringst Du mir eine böse Nachricht, Franz?"

„Ob gut, ob böse, Du magst es entscheiden!" versetzte der junge Mann. — „Denn," fügte er fast zaghaft hinzu, „hast Du nicht bemerkt, daß seit Kurzem eine Veränderung mit mir vorgegangen ist?"

„Ja doch," antwortete Resi, als ob sie nachsinne, — „es ist wahr — Du gehst seit einiger Zeit zerstreut umher. Ich getraute mich nicht, Dich um die Ursache zu fragen. Bist Du gekommen, mich jetzt darüber aufzuklären?"

„Ja, Resi — ich liebe! —"

„Wie?" rief sie, mit fröhlicher, erstaunter Miene die Hände erhebend — „Du liebst? O das ist herrlich, Franz! Wie oft habe ich im Stillen gewünscht, Du mögest ein munteres, lebensfrisches, braves junges Mädchen finden, das so recht zu Deinem fröhlichen Gemüthe, Deinem redlichen Herzen passe. Wie freue ich mich, daß mein Wunsch nun sich erfüllt! Sei versichert, Dein Mädchen soll mir eine liebe, liebe Freundin werden! Kenne ich sie schon?"

„Du selber bist es, die ich liebe!" stammelte er.

Resi zuckte zusammen.

„Dich liebe ich innig und wahr!" fuhr Franz leidenschaftlich fort. — „Von Deinem Ausspruche hängt mein Glück, meine Zukunft ab. Aber ich fürchte jetzt," setzte er schmerzlich hinzu, daß ich einer bittern Täuschung mich hingab, als ich glaubte, Du hättest mit mir das gleiche Gefühl — es scheint, daß ich Dir nichts bin, nichts sein kann!"

Resi trat ruhig ihrem Ziehbruder näher und ergriff seine Hände. „Franz," sagte sie sanft, „Du bist ungerecht gegen mich! Ich liebe Dich herzlich und treu, ich habe von Kind an wie eine Schwester für Dich gefühlt, und werde Dich ewig wie eine Schwester lieben. Ist Geschwisterliebe Dir nichts?"

„Hast Du kein anderes Wort für mich?“ sagte der junge Mann bebend.

„Höre mich!“ antwortete Resi, und sie erröthete vor der Lüge, die von ihrer Lippe gehen sollte. — „Auch ich muß Dir mein Herz erschließen! Ihr Alle glaubtet mich offen, ohne Arg, ich aber verbarg meine innersten Gefühle vor Euch. Auch ich liebe seit einem Jahre!“

Er trat erschüttert einen Schritt zurück.

„Wie?“ sagte er kaum vernehmbar.

„Es ist so,“ fuhr Resi ruhig nnd milde fort. — „Ich liebe einen Offizier. Da wir Beide ohne Vermögen sind, würden Deine Eltern unser Verhältniß nicht gebilligt haben, darum verheimlichte ich es. Jetzt hat mein Bräutigam seinem Stande entsagt und bewirbt sich um eine Anstellung, die er binnen Kurzem erhalten wird.“

„Und Du“ — stammelte Franz — „Du wirst glücklich werden?“

„Unendlich!“ antwortete sie mit einem verklärten Blick gen Himmel. „Franz,“ sagte sie, seine Hand drückend — „Du siehst, Gott hat es gewollt, daß wir Geschwister bleiben, entsage thörichten Hoffnungen und gedenke meiner wie einer lieben Schwester, so treu, rein und herzinnig, wie ich Dein gedenken werde!“

Thränen schossen in die Augen des sonst so männlichen, entschlossenen Jünglings.

„Gott sei mit Dir," sagte er mit fast erstickter Stimme und verließ die Kammer.

Resi's Standhaftigkeit hatte bis hieher angehalten. Leise schluchzend sank sie in den Stuhl und hielt die Hände vor die Augen. Es waren die letzten Thränen um ihr irdisches Glück, die niederperlten. Dann erhob sie sich fest und entschieden. Sie legte den Brief auf den Tisch, ergriff ihr Bündelchen, nahm ein kleines Kreuz von der Wand, das über ihrem Bette hing, küßte das Bild des Heilands und steckte es zu sich. Noch einmal blickte sie in dem stillen Kämmerchen umher.

In tiefster Seele bewegt kniete sie nieder und betete leise und inbrünstig. Dann huschte sie unbemerkt davon, lautlos, ohne Klage die Heimat ihrer stillen Freuden fliehend.

III.

Zwei und ein halbes Jahr sind seit jenen verhängnißvollen Auftritten verflossen. Resi ist seit jenem Sonntagsmorgen nicht wieder in das Haus

der Pflegeeltern zurückgekehrt. Sie ist verschollen. Doch nicht im Gedächtnisse der Alten.

Oft sitzt das greise Paar beisammen und schweigt, sinnt und träumt. Die guten alten Leute möchten vor einander verbergen, woran sie denken, aber sie können es nicht. Damals, als sie den Brief in Resi's Kammer fanden, da jubelten sie und dankten Gott in Thränen und Gebet. Aber Resi kam nimmer wieder. Und nun sitzen die Alten stumm da, wenn sie allein sich wissen, und die beredten, ernsten Blicke gleiten verstohlen zu dem Plätzchen am Fenster dort, neben den Blumen, die nicht so üppig wie sonst emporschießen, und zu dem gelbgefiederten Vogel, der schon lange sein lustiges Zwitschern verlernt hat und das Köpfchen hängen läßt.

Das leere Plätzchen dort war das ihre seit vielen, vielen Jahren und nun — nun schweifen in stillen Stunden wehmüthige Blicke verstohlen darüber hin. Dann pflegt der Alte vor sich hin zu murmeln: „Könnt' ich nur sagen, sie sei nicht undankbar; aber in ihrem Glücke hat sie uns nicht mehr heimgesucht!"

Die Frau aber schleicht dann lautlos davon, zu einem düstern Winkel des Hauses, und weint. Ahnt ihr von einer armen, bleichen Dulderin?

Und Franz?

Nach jenem Sonntagsmorgen sprach er mit

den Eltern kein Wort mehr über die Resi, doch arbeitete er rastlos vom Tagesgrauen bis in die späte Nacht; mit einer gewissen Hast drängte er sich in das bunte Leben, als fürchte er die Einkehr in sein Herz. In stillen Nächten ging wohl Trauer durch seine Seele, aber die Welt lockte ihn wieder mit fröhlichen Verheißungen.

Und kennt Ihr das Leben, kennt Ihr das Menschenherz, die Ihr von „ewiger" Klage redet? Sehet, jene Mutter hat ihr Kind begraben, dieser Jüngling seine Braut, der Mann dort seine stolzen Träume von Ruhm und Ehre — sie Alle begehren jetzt wohl nichts vom Dasein mehr; und dennoch — laßt nur eine kurze Zeit vorübergehen und blicket hin — die Einen lächeln wieder, der Andere ringt und hofft von Neuem! Das düstere Grab, welches das Aschenhäufchen birgt, dem wir nachweinen, ist zugleich die segensreiche Erde, aus der die lieben Blumen wachsen, deren Duft und Glanz uns Trost und Lebenslust geben werden!

Und Franz hat Eltern, die ihn liebevoll mahnen an Gottvertrauen und freudige Zuversicht, hat greise Eltern, die er in ihren alten Tagen glücklich, zufrieden sehen möchte, Franz weiß, daß Resi nur Schwesterliebe für ihn hat. Fröhliche Mädchengesichter umlachen ihn voll Unschuld und gewinnender Treuherzigkeit, und die Natur, die

aus Vergänglichem und Vernichtung stets neu verjüngt sich erhebt, haucht verjüngte Hoffnungen auch in sein Gemüth.

Und es erfüllte sich, was einst in ernster Stunde der Alte sprach: „Gib Acht, Gott wird Alles anders fügen, als Du jetzt denken magst, und Du wirst nicht verzweifeln."

Franz hat ein frisches, munteres Weib sich genommen, dieses Weib wird einem Kindchen das Leben geben und das Lächeln dieses Kindes wird eine trübe Vergangenheit in seiner Seele auslöschen.

Und diese Stunde ist gekommen.

Zwei und ein halbes Jahr sind seit jenem Sonntagsmorgen vergangen.

Er ist da, der vierundzwanzigste December, der heilige Christ steht vor der Thür.

Die Freude geht sinnig von Haus zu Haus, sie leuchtet von tausend rosigen Kinderwangen, aus tausend Elternblicken, von tausend fröhlich blitzenden Kerzen und Goldschaumflittern der geschmückten Tannenbäumchen.

Im ersten Stocke des kleinen Vorstadthauses aber sitzt der Alte. Mit ängstlicher Miene geht Franz in bangen Sorgen auf und ab, denn neben ihm, im Kämmerchen, das einst Resi bewohnte, liegt sein Weib, und erwartet voll kindlicher Ergebung eine schwere Stunde.

Und Franzens Mutter sitzt im Kämmerchen zu Häupten des Bettes mit sorgenvollem Blicke, und ihre Lippen regen sich leise zum Gebete.

Da tritt die Magd zu ihr heran, und heißt sie hinaus kommen.

Ein armes Weib steht draußen — das Weib kommt vom nahen Spitale.

„Eine Sterbende verlangt nach Ihnen," keucht dieses Weib, „haben Sie die Güte, mir zu folgen."

Mutter Anna erbebt.

„Wie kann ich?" flüstert sie — „Drinnen liegt das Weib meines Sohnes in schweren Geburtswehen!"

Die arme Botin des Spitals wickelt schweigend etwas aus einem bunten Tuche und drückt es der alten Frau in die Hand. Es ist Resi's Kreuz mit dem Heilande daran.

„Die Sterbende hat es geküßt," sagt die Botin, und hat dabei gestammelt: „Sage der Mutter, sie zu sehen sei mein letzter, einziger Wunsch!"

Mutter Anna hat das Kreuz erkannt, sie ist tief erschüttert. Lautlos tappt sie zum Schranke, hüllt sich in ihren Mantel, gibt der Magd ein Zeichen und folgt dem armen Weibe auf die Gasse. Welche Gefühle foltern ihr Herz bei jedem Schritte auf dem knisternden Schnee!

Sie kommen zum Spital, sie durchwandern

mehrere Höfe, die alte Frau tritt in einen langen matterhellten Saal.

Sie steht vor einem Schmerzenslager, sie sieht ein durch Leiden entstelltes Antlitz, aber die sanften himmlischmilden Augen sind dieselben — sind die Augen ihrer Resi!

Weinend küßt sie die Arme.

„Mutter," haucht kaum vernehmbar die Sterbende, „vergeben Sie mir, daß ich Ihren Frieden störe — aber ich sterbe — ich kann nicht mit einer Lüge auf dem Herzen scheiden!"

„O Gott, ich habe es immer geahnt!" schluchzt jammernd die alte Frau.

„Ich sagte Euch Allen die Unwahrheit," flüstert Resi matt — „zu unser Aller Besten — Mutter, nun ist es bald mit mir vorbei — nun kann ich's sagen — ich habe Euer Gespräch an jenem Sonntagsmorgen belauscht, Euern Schmerz gehört — und entsagt!"

„Großer Gott!"

„Ich habe Niemanden geliebt — als Franz" — stöhnt Resi mühsam — „aber er — darf es nicht wissen, beileibe nicht, Mutter — ich weiß, er ist glücklich — doch dem Vater sagt's, und grüßt ihn — und jetzt — jetzt segnet mich, Mutter!"

Schluchzend legt die Matrone ihre zitternden Hände auf das Haupt der Sterbenden.

Ein Seufzer noch — und Resi ist nicht mehr. — —

In selber Stunde aber hebt im kleinen Vorstadthäuschen ein junger Vater seinen Erstgeborenen jubelnd in die Höhe.

In seinen Jubel mischt sich, er hört es nicht, der leise, zitternde Klang eines Glöckleins, — es ist das Todtenglöcklein Resi's.

Vom nordamerikanischen Kriegsschauplatze.

Humoristische Skizze.

Erstes Kapitel.

Wiener in New York.

Es war ein schöner Apriltag des Jahres 1863, der goldige Sonnenschein überflutete den stolz seine glitzernden Wogen rollenden Ocean und die Küsten Nordamerika's.

Eines jener regelmäßig zwischen Bremen und New York verkehrenden Paketschiffe, ein ungefähr 2000 Tonnen haltender und mit Maschinen von 4—500 Pferdekraft versehener Dampfer pflügte durch die grünlichgraue See der Bay von New-York zu.

So weit das Auge reichte, spannte sich ein tiefblauer, fast völlig wolkenloser Himmel aus, keine Dunstschichten verschleierten den Horizont des Meeres oder die Gestade, welche erst begonnen hatten, sich mit dem frischen Grün des Frühlings zu schmücken.

Hier und dort schimmerten weißblinkende Segel, zogen stattliche Dreimaster und Dampfböte nach verschiedenen Richtungen hin, glitten Schifferböte an den Küsten vorüber; ein reger Verkehr herrschte an der Mündung der Lower-Bay und in den Narrows, der zum Hafen der Weltstadt führenden Meerenge.

Der vorerwähnte Bremer Dampfer qualmte unablässig seiner Bestimmung zu. Es befanden sich viele Passagiere an Bord, sie standen jetzt, dicht zusammengedrängt, meistens im Vorschiffe, gespannt und freudig bewegt nach dem nahen Land hinüberstarrend, das sich mit seinen Ortschaften, Cottages und weißen Framehäusern, die da und dort zwischen Holzungen, Wiesen und Hügeln auftauchten, vor den sehnsüchtigen Blicken der Reisenden ausbreitete.

Endlich hatte der Dampfer die innere Bay erreicht, er steuerte zwischen den mit Vertheidigungswerken versehenen Bedlows-, Governors- und Ellisinselchen hindurch; hier aber enthüllte sich den überraschten Blicken der Passagiere das weithin sich dehnende New York, voran die mit Bäumen bepflanzte Terrasse, Battery genannt, zur Seite rechts und links, da wo der Hudson und Eastriver das endlos erscheinende Häusermeer begrenzen, in den Piers der Werften oder Landungsplätze ein Gewühl von Fluß- und Oceandampfern, Fähren, Jollen und riesigen Klipperschiffen, über deren dicht

gedrängten Mastenwald hinaus der gothische Thurm der Dreieinigkeitskirche in den Dunst hineinragt, der selbst an den sonnigsten Tagen die Dächer großer Städte wie ein duftgehauchter Nebelschleier umwogt.

Die Passagiere des Dampfers waren zum großen Theile arme deutsche Auswanderer, die ihre Heimat verlassen, ihr Glück in Amerika zu suchen, — fürwahr sehr zur Unzeit, denn der Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten war im vollsten Zuge. Es befanden sich auf dem Schiffe übrigens noch Reisende der ersten und zweiten Kajüte, von einem Ausfluge durch Europa nach Amerika zurückkehrende Yankees, einige englische Familien und etliche Deutsche. Während die armen Auswanderer und ein Theil der Passagiere sich neugierig und erregt in das Vorschiff gedrängt hatten, waren die meisten Passagiere der ersten Kajüte unter dem Sonnenzelte des Hinterdeckes geblieben, das der arme Zwischendeckreisende nicht betreten darf.

Hier standen in jenem Momente, als der Dampfer sich seinem Landungsplatze näherte, zwei Herren und eine Dame beisammen. Sie blickten bald voll Bewunderung auf die unermeßliche Weltstadt und das Gewühl der Schiffe, bald auf das jenseitige Ufer des Hudson, wo das lieblich gelegene Hoboken und Jersey City sich ausbreiten.

Die Dame mochte wohl achtzehn Jahre alt sein,

sie war eine üppig und zugleich schlank gewachsene Blondine und hatte feine, interessante Züge, die Freimuth und Gutherzigkeit verkündeten. Man sah es ihr auf den ersten Blick an, daß sie keine Amerikanerin sei — denn die jungen Ladies der Vereinigten Staaten sind fast durchweg äußerst ätherische Erscheinungen, haben einen beinahe durchsichtigen, blassen Teint und eine Physiognomie, welche an die zarten Frauenporträts auf englischen Stahlstichen erinnert, der Typus der Südländerinnen des neuen Welttheils aber ist mehr oder weniger der kreolische. War nun das junge Mädchen mit dem lichtblonden, reichen Haare und den großen, lebensprühenden, rehbraunen Augen eine Deutsche, so konnte sie unbedingt nur eine Wienerin sein, denn wo sonst als in der alten Kaiserstadt fände sich in einer Deutschen so viele ungekünstelte Grazie vereint mit anmuthiger Toilette, liebenswürdiger Herzlichkeit und schalkhaftem Wesen beisammen? Und alle jene genannten bezaubernden Eigenschaften besaß die junge Dame, um welche es sich hier handelt, und die in der That eine Vollblut-Wienerin war, in hohem Grade. Sie lachte und plauderte so unbekümmert, daß man ihr wohl anerkennen konnte, sie setze eine Ehre darein, dem altbekannten Spruche:

Leicht ist mein Herz, leicht mein Sinn,
Dafür bin ich 'ne Wienerin,

auch in der Heimat der puritanischen Yankees die umfassendste Geltung zu verschaffen.

Den etwa fünfundvierzigjährigen kleinen korpulenten und vollbärtigen Herrn, der neben der Dame stand, brauchte man wahrlich nicht erst zu fragen, ob er der Vater derselben sei, denn seine Züge und sein lebhaftes Wesen verriethen dies sofort. Den Oesterreicher auch in der Kleidung herauszukehren, trug er einen eleganten Steireranzug, in dem das fettleibige, behäbige Männchen sich freilich ein wenig possierlich und keineswegs wie ein echter Nimrod ausnahm.

Neben diesem beweglichen Herrn stand der zweite, zu dieser kleinen Reisegesellschaft gehörige Mann. Sein Aeußeres bildete den entschiedensten Gegensatz zu dem vorbeschriebenen Paare, denn er sah sehr conservativ aus, was nicht mit konservirt zu verwechseln ist. Er trug einen schwarzen Anzug, einen Frack sogar, eine weiße Halsbinde und einen hohen Cylinder, war ein hagerer, langer Mann von etwa fünfzig Jahren und hatte ein sehr ernstes, faltenreiches, völlig bartloses und keineswegs schönes Antlitz, er sah mit einem Worte aus wie die personifizirte Reaktion, wie ein Mann des abgenutzten Systems, während sein corpulenter Reisegefährte mit der jovialen Miene und der urwüchsigen Aufgewecktheit in Blick und Benehmen ohne Zweifel das „aufgeklärte“ neue Fortschritts-Wien repräsentirte.

Herr Huber, der Mann im Steireranzuge, und Gruber, der Mann des schwarzen Frackes und Cylinders, waren ehemalige Schulkameraden und trotz ihrer Meinungsverschiedenheit in politischen und vielen anderen Dingen wohl aus dem einfachen Grunde sehr gute Freunde, weil der Erstere in seiner Urgemüthlichkeit wegen der guten Eigenschaften, die Gruber besaß, die Eigenheiten und reaktionären Ansichten des Freundes geduldig in den Kauf nahm und ihn gewähren ließ, Gruber aber ebenfalls den alten Kameraden hoch schätzen mußte, obwohl er ihn für einen sich in Exzentrizitäten verrennenden Liberalen erklärte. So war es denn gekommen, daß Beide trotz der hitzigsten Wortgefechte, die öfter zwischen ihnen stattgefunden, einander zugethan geblieben, und daß sie sogar eine gemeinschaftliche große Reise unternommen hatten, Jeder insgeheim von der Hoffnung beseelt, den Andern in der neuen Welt durch die unmittelbare Anschauung der dortigen Zustände zu seiner Ansicht bekehren zu können.

Freilich war die Reise durch einen anderen Grund veranlaßt worden. Herr Gruber hatte eines Tages die Nachricht erhalten, daß sein vor vielen Jahren nach Amerika ausgewanderter Bruder als ein reicher Junggeselle in New York gestorben und ihm sein Vermögen, das meist aus liegenden Gründen bestand, hinterlassen habe. Um

nun nicht von den Yankees, denen er nicht traute, übervortheilt zu werden, hatte er sich entschlossen, den Verkauf der ererbten Besitzungen selber zu leiten. Huber aber, das bewegliche Männchen, und ein Vergnügungszügler par excellence, hatte kaum von diesem Vorhaben vernommen, als er sich entschloß, auch sammt Tochter einen Blick auf Amerika zu werfen, wie er das im Jahre zuvor auf Jerusalem und zwei Jahre früher auf Paris und London gethan. Und dem hageren, reaktionären Freunde war diese Reisegesellschaft um so erwünschter gekommen, als er nur das Englische radebrechen konnte, Huber und Tochter es hingegen mit Volubilität sprachen. Auch mochte der ängstliche Herr Gruber eingesehen haben, daß ihm, der noch niemals „draußen“ war, der rührige, befreundete Tourist bei solchem Unternehmen von größtem Nutzen sein könne. Er hatte ihn denn auch während der Reise nach Bremen und auf der See gewissermaßen beständig als einen Stützpunkt und Rettungsanker betrachtet.

Der Dampfer schoß also, wie erwähnt, dem Landungsplatze zu.

Die beiden Herren und Fräulein Rosa blickten in großer Spannung auf das Gewühl, das dort herrschte.

„Das wird wieder eine schöne Geschichte werden,“ sagte Gruber mit einiger Beklommenheit,

einen seiner langen dürren Zeigefinger nach der Menschenmasse ausstreckend, — „dort kommt uns sicher wieder eine ganze Rotte von Kerlen auf den Hals, wie bei Neu-Brighton, oder wie der Ort hieß, wo wir einige Augenblicke wegen der Quarantaine anhalten mußten. Der Kapitän hat uns ganz besonders vor diesen sogenannten Agenten und Dienstfertigen gewarnt, die hier den Fremden anfallen. Seien wir auf der Hut, Huber!"

„Beruhige Dich, Freund," versetzte der Angeredete lachend — „zeige Dich nur nicht immer so ängstlich! Mich betrügen? Das gibt's nicht! Ein echter Wiener kennt sich überall aus, und wär's im Hottentottenreiche! Und dann — man hat sicher wieder einmal übertrieben, wie man in Europa Alles übertreibt, was Amerika betrifft, das sollst Du sehen —"

„Ah, im Lande des Schwindels darf man darauf gefaßt sein —"

„Rede mir nicht so einseitig! Ich freue mich auf das Land persönlicher Freiheit! Hier kann man endlich einmal aufathmen!"

„Hier? Wo sie einander im Congresse vor den Kopf schießen? Wo es keine Gensd'armen geben soll —!"

„Höre mir auf, um Gottes willen, Du Gespenster sehender Rückschrittsmann!"

„Mit solchem rothen Republikaner, wie Du bist, läßt sich kein verständiges Wort reden!“

„Es ist auch besser, Du schweigst vorderhand und gibst auf unser Gepäck Obacht, denn sieh nur, da stürzt schon Alles an Bord!“

In der That legte jetzt das Dampfschiff an, drängte sich über das kaum vom Landungsperron zum Bord geschobene breite Brett eine ganze Schaar elegant und ordinär gekleideter Menschen auf das Schiff, die Auswanderer aller Klassen in fliegender Hast umringend.

„Vorwärts!“ rief Huber der Tochter und dem Freunde zu, — „erst einen Kofferträger und dann sogleich in ein Hotel!“

Zweites Kapitel.

Ein gefälliger Landsmann.

Herr Huber stellte sich an die Spitze seiner kleinen Gesellschaft und begann sich durch die Menge zu zwängen.

Plötzlich fühlte sich der kleine dicke Mann von einem anständig gekleideten, ziemlich riesenhaften Menschen an's Herz gedrückt und beinahe in die Luft gehoben.

„Grüß' Sie Gott, Bruder Landsmann!“ donnerte eine Bärenstimme im reinsten österreichischen Dialekt durch das Geräusch, das die Menge verursachte.

Als Huber sich so von dem riesenhaften Unbekannten emporgehoben fühlte, da verging ihm fast der Athem. Er zappelte gewaltig mit den kurzen

Beinchen, bis er wieder auf den Schiffsplanken stand.

Und nun kam er eigentlich erst dazu, sich seinen Mann näher anzuschauen.

Der Riese war recht anständig gekleidet. Seine Züge flößten nicht geradezu Mißtrauen ein. Sie hatten im Gegentheil in diesem Augenblicke sogar einen unverkennbar gutherzigen Ausdruck. Ein breites Lächeln zog sich über das ganze, fast viereckige Gesicht hin, das ein nach amerikanischer Weise gezogener massenhafter Backenbart bis zum Kinn einrahmte.

Herr Huber riß die kleinen Augen ziemlich weit auf. Er erinnerte sich nicht, diesen Mann jemals zuvor gesehen zu haben.

„Mein Herr," begann er zögernd — „ich habe wirklich nicht die Ehre —"

„Ei, was brauchen wir da noch eine Ehre?" versetzte der Koloß mit dem österreichischen Dialekt, indem er auflachte. — „Eine Vorstellung in bester Form ist gut für den Graben oder Kohlmarkt, beim Daum oder gar im Redoutensaal, tausend Meilen weiter weg aber, sollt' ich meinen, müßten alle Etikettenbedenklichkeiten schwinden, wenn der Oesterreicher auf den Oesterreicher trifft, ihm die Hand entgegenstreckt und herzlich sagt: Na so segen's! Sein mir a do?"

Bei diesen Worten streckte der Riese in der

That eine seiner großen Hände gegen unseren Reisenden mit etwas unbeholfener und drolliger Gutmüthigkeit aus.

Huber konnte nicht umhin, sich die Hand schütteln zu lassen. Aber er war noch der vorsichtige Mann, besonders da der hagere, hinter ihm stehende Reisefährte, der in jedem Unbekannten einen Gauner zu sehen wähnte, ziemlich heftig an seinem Paletot zupfte.

„Weiß Gott, ich glaube, Sie sind ein Wiener!" begann Huber lächelnd. — „Freut mich sehr, — aber Sie verzeihen, man drängt hier so, und wir müssen —"

„Ob ich einer bin!" fiel ihm der Koloß in's Wort. — „Von der Wieden, sehr guter Leute Kind! — Man drängt Sie? Werden sogleich Platz haben!"

Das Kind sehr guter Leute breitete die ungeheuren Arme aus und dehnte den gigantischen Körper, — ein halbes Dutzend Andrängender sahen sich zur Seite geschoben.

„Sehen Sie, so muß man es hier machen!" fuhr der Mann fort. — „In Amerika heißt es: Behaupte fest Deinen Platz, sonst schiebt man Dich zur Seite! Jedermann ist hier seines Glückes Schmied. — Ach, die junge Dame ist wohl die Fräulein Tochter? Hab' mir gleich gedacht, muß eine Wienerin sein, das Liebenswürdige, Fesche

läßt sich nicht verleugnen. — Bin auch wie so Mancher auf gut Glück nach Amerika gegangen, hab' auch erreicht, was ich wollte, fehlen mir nur noch ein Gulden und fünfundsiebzig Kreuzer zum Rentier —! Der Herr dort hinten gehört wohl auch zur Gesellschaft? — Ich glaube, habe einmal in Wien die Ehre gehabt, — vielleicht im Severinusverein —?"

Gruber, in dessen Arm sich Rosa gehängt hatte, zog ein langes Gesicht und stotterte Unverständliches.

Die junge Dame und ihr Vater lachten hell auf.

„Du bist erkannt, Gutgesinnter! flüsterte der kleine, kugelrunde Fortschrittsmann dem Gefährten zu. — „Warum mußtest Du auch Deinen schwarzen Frack und Deine weiße Halsbinde über's Meer spazieren führen! Mein Herr," — fuhr er in guter Laune fort, sich an den amerikanischen Oesterreicher oder österreichischen Amerikaner wendend — „wenn mir Ihr Dialekt nicht sofort gesagt hätte, daß Sie ein Landsmann von uns seien, Ihr guter Humor würde mir das jetzt verrathen —"

„Ich bitte meines Ungestümes wegen um Vergebung, meine Herrschaften," plauderte der Goliath weiter, der mit seiner Zunge gelenkiger war als in seinen Bewegungen, — „aber ich kann nun ein-

mal nicht anders! Obgleich ich zwanzig Jahre unter den Yankees verbracht habe, steckt mir doch noch die Wiener Gemüthlichkeit im Blute, und da ich — Spaß bei Seite — hier in New York wirklich als eine Art Rentier lebe, also mit überflüssiger Zeit in Hülle und Fülle versehen bin, so treibt es mich immer auf die Dampfer, die von Europa kommen, denn ich sage mir: 'S ist vielleicht irgend ein respektabler Landsmann unter den Passagieren, dem Du die Hand schütteln und den Du vor dem oft recht anständig gekleideten und gebildet redenden Gesindel warnen und schützen kannst, das sich auf die Schiffe drängt, den Fremden auszubeuten und zu betrügen. — Haben Sie viel Gepäck? — Ja, Sie können mir glauben, —! Fräulein, die Seereise gut bekommen? — Was sagte ich doch! Ja, bei diesem Gesindel sind fast alle Nationen der Erde vertreten, die Kerle bilden eine vollständig organisirte Bande, die immer dem Auswanderer, ihn zutraulich zu machen, einen Landsmann auf den Hals schickt. Ich ward auch auf diese Art geprellt, denn leider — bitte, Fräulein, halten Sie im Gedränge Ihren Shawl fest, und geben Sie auf Ihre Taschen Acht, meine Herren, — leider finden sich hier auch Deutsche und Oesterreicher sogar, die selbst gegen den Landsmann die Biederkeit und Ehrlichkeit ihrer Nation verleugnen!"

„Ich danke Ihnen, mein Herr," versetzte Huber lebhaft — „man warnte uns schon in Europa, und ich gestehe, daß ich — daß wir im ersten Momente einiges Mißtrauen —"

„Gegen mich hegten! Ganz erklärlich!" fiel ihm der Koloß in's Wort. — „Aber selbst auf die Gefahr hin, verkannt zu werden, mußte ich Leuten aus meiner guten Vaterstadt Gruß und Handschlag bieten und freundlichen, uneigennützigen Rath ertheilen. — Sieht wohl noch immer lustig in der alten Kaiserstadt aus, — hab' gehört, Stadterweiterung, Geldklemme, Baumwollenfabriken purzeln, wegen unseres Krieges, — he? — Sind wohl zum Vergnügen hierher gekommen? Recht so, geht Alles seinen rechten Gang in New York, man merkt nicht, daß zwei Tagereisen weiter die blutigsten Schlachten geschlagen werden. — Lassen Sie den ersten Andrang zum Ufer vorüber sein, rath' ich, — haben es dann bequemer. — Wollen vielleicht etwas vom Kriegsschauplatze sehen? Gehen Vergnügungszüge genug ab, — aber seien Sie vorsichtig, nehmen Sie nicht Billete vom Ersten, Besten, der Sie Ihnen anträgt — Alles Falsifikate! — Werden aber doch ein paar Tage in New York bleiben? Oder geht's direkt weiter zur Ansiedlung?"

„Soll mich Gott bewahren!" stammelte der hagere Gruber.

„Wir bleiben eine Zeit lang in New York,“ fiel sein Freund lächelnd ein, — „denn Herr von Gruber will hier ein Geschäft —“

Gruber's hagere Faust zupfte energisch an einem der Paletotzipfel des Reisegefährten.

„So, ein Geschäft!“ schwatzte der Koloß — „da heißt es wieder vorsichtig sein —!“

„Eine Erbschaftssache!“ setzte der Wiener Fortschrittsmann hinzu, obwohl Gruber nicht übel Lust zu haben schien, ihm den Rockzipfel völlig abzureißen.

„Eine Erbschaftssache!“ antwortete der Riese — „da heißt es vorsichtig sein! Es gibt in New York Anwälte, Notare, die füglich Räuber heißen sollten! Haben Sie einen Geschäftsfreund hier?“

„Ein Doktor Botherwell schrieb mir in jener Angelegenheit!“ bemerkte Gruber zögernd.

„Rechtschaffener Mann,“ versetzte der Koloß — „ist aber vor acht Tagen gestorben. Führe Sie zu meinem Notar, können ihm die nöthigen Vollmachten ausstellen und während er Ihre Angelegenheiten betreibt — geht nicht so rasch hier zu Lande — getrost sich mit Ihrem Freunde den Kriegsschauplatz anschauen, — sehr unterhaltend!“

„Bei Gott, das ist eine glänzende Idee!“ rief Huber entzückt.

Er vernahm im nächsten Augenblicke ein Krachen seiner Paletotverlängerung.

„Was treibst Du denn?“ murmelte er, sich halb nach seinem hageren Gefährten umwendend.

„Ich — ich — gehen wir!“ stotterte Gruber leise — „Du wirst mich verstehen!“

„Du bist ein Narr!“ flüsterte der Dicke. — „Danken wir dem Himmel, daß wir einen ehrlichen Landsmann gefunden haben, der so liebenswürdig ist, uns an die Hand zu gehen! Du hast keine Menschenkenntniß, warst nie „draußen“, bist ängstlich und schwerfällig. Denkst Du, ich würde diesem Manne trauen, würde ich ihm nicht auf den ersten Blick ansehen, daß er eine so gute, harmlose Haut ist, wie ich selber bin?“

„Aber —“

„Still!“

Während so die beiden Reisenden hastig mit einander flüsterten, plauderte der amerikanische Oesterreicher mit Fräulein Rosa und schien das Flüstern der Anderen nicht zu bemerken.

„So,“ rief er jetzt, — „das größte Gedränge ist vorüber, gestatten Sie Ihrem Landsmanne, Ihnen behülflich sein zu dürfen. Die Dampfschifffahrts-Gesellschaft verwies Sie wohl an ihre hiesigen Agenten?“

„Ja, Müller und Compagnie, mit dem Be-

merken, uns nichts von Anderen vorspiegeln zu lassen!“ erwiederte Gruber eilig und mit Betonung.

„Das ist gewissenlos!“ rief der Koloß. — „Diese norddeutschen Bureaux scheren sich den Henker um das Wohl ihrer Passagiere. Haben sie sie nur einmal über den Ocean bugsirt, das Andere kümmert sie nicht! Müller und Compagnie sind notorische Schelme, die den Leuten Kongreßland verkaufen, worauf schon Andere sitzen und Geschäfte treiben, die —! Genug! Und welches Hotel hat hat man Ihnen angerathen?“

Die Reisenden besannen sich.

„Franklin House!“ lispelte Rosa mit heller Silberstimme.

„Schändlich!“ brummte der Riese. — „Das ist ein geheimes Spielhaus!“

Der geängstigte Gruber schlug erschrocken die dürren Hände zusammen, sein Freund riß die kleinen Augen noch weiter auf, als zuvor.

„Ich sehe schon, man hat Sie schlecht berathen!“ fuhr der deutsche Amerikaner fort. — „O hier zu Lande heißt es vorsichtig sein, ich sagte es ja! Meine Herren, ich sehe es jetzt als meine verdammte Schuldigkeit an, Ihre Sache zu der meinigen zu machen. Sie wären ja sonst verrathen und verkauft! Und Wienern, meinen guten, ehrlichen Wienern darf so etwas nicht passiren, so

wahr ich Josef Maier heiße und von der Wieden gebürtig bin."

„Aber wie erkannten Sie denn die Wiener in uns?" fragte Herr Gruber schüchtern und mit einem Rest von Widerstand.

„Mein Gott," versetzte der Amerikaner, dessen Zungengeläufigkeit sich vermehrte, — „das wäre wohl eine Kunst, einen Wiener auf Reisen zu erkennen, wenn er auch nicht den Mund aufmacht!? Also vorwärts, darf ich bitten, entschuldigen Sie meinen Freimuth, das ist einmal so meine Natur, — geben Sie mir gefälligst Ihre Anweisungen auf das Gepäck; man muß mit den Burschen umzugehen und zu handeln wissen, die es an's Land schaffen, es sind alle mehr oder weniger angehende Rowdies und Hallunken, ich führe Sie in ein anständiges Boardinghouse, zu einer anständigen Agentschaft, wenn Sie eine solche nöthig haben, und zu einem Notar, die Respektabilität selber. Und bei Gott, ich mache vielleicht die kleine Vergnügungstour nach dem Kriegsschauplatze auch mit, ich habe ja Zeit und Mittel dazu!"

Herr Josef Maier — wie der Koloß sich genannt hatte — winkte einige nicht ganz unverdächtig blickende Kerle zu sich heran, die aber doch die Abzeichen der Packträger trugen, die Gepäckanweisungen wanderten aus den Händen des kleinen, dicken Touristen in diejenigen des neuen Freun-

des, und dieser schob mit den Leuten durch das Gedränge, nachdem er unsere Reisenden ersucht hatte, ihm zu folgen. Die kleine Gruppe setzte sich in Bewegung.

Huber war keineswegs ein so praktischer Tourist, als er Wort haben wollte, er dankte dem Himmel, aller Sorgen los und ledig zu sein.

„Wir haben an unserem Landsmann eine wahre Perle gefunden!“ flüsterte er dem dürren Gefährten zu, während sie das Durcheinander auf dem Verdecke durchkreuzten. — „Wer thäte uns dergleichen, ohne alles Interesse, in Wien? Dieser Mann hat sich ohne Zweifel — man sieht es ihm an — aus dem Gröbsten zur Wohlhabenheit emporarbeiten müssen, und ward seines Glückes eigener Schmied, wie er selbst sagte. Das aber erzeugt Charakter. Die herrlichen Institutionen seiner neuen Heimat haben ihn zu einem selbstständigen, unabhängigen Manne gemacht, und die sprichwörtliche deutsche Treuherzigkeit bewahrte ihn in dem rastlosen Treiben nach Erwerb vor dem Egoismus. Rede was Du willst, Gruber, nur in einem Lande, wo Alle gleich sind, kommt die tüchtige deutsche Natur erst zur vollen Entwicklung!“

„Und was ist das Gesindel, vor dem man uns gewarnt hat?“ höhnte der Andere.

„Findet sich in jeder Stadt!" war die Antwort.

„Ich hoffe, auch in Wien ein Ehrenmann geworden zu sein, so gut, wie Du es bist!" murmelte Gruber gereizt.

„Ganz recht, aber —"

Dem kleinen Touristen ward plötzlich seine Rede abgeschnitten, die unbedingt schön und sehr freisinnig geworden wäre, hätte ein lebhafter Ausruf, der unmittelbar neben Herrn Huber ertönte, sie nicht in der Geburt erstickt.

„Doktor Botherwell!" rief ein Yankee, der die Ueberfahrt auf dem Dampfer mitgemacht hatte und sich nun ebenfalls anschickte, das Schiff zu verlassen.

„Jenkins!" antwortete ein wohlbeleibter Mann mit rothem Gesicht, grüner Brille, schwarzem Frack, weißem Bart und bläulicher Nasenspitze.

Dieser Herr war vermuthlich soeben erst an Bord gekommen, um einen aus Europa avisirten Freund — wahrscheinlich jenen Jenkins — zu begrüßen und in Empfang zu nehmen. Die Beiden Herren lagen einander jedenfalls freudig in den Armen.

Zwei andere Herren wurden aber im gleichen Augenblicke von einem gelinden Entsetzen erfaßt, und diese Herren waren — Huber und Gruber.

„Doktor Botherwell!" stammelten Beide fast lautlos, starrten erst einander und dann den alle die vorgenannten verschiedenen Farben spielenden, gemüthlich blickenden Herrn an.

Huber ermannte sich zuerst. Er nahm sein schönstes Englisch zusammen und trat zu dem Brillenbewaffneten, der gerade mit seiner Umarmung fertig war.

„Entschuldigen Sie, Sir," stotterte er — „Sie sind Doktor Botherwell?"

Der Angeredete blickte den Frager verwundert an.

„Ja, Sir," sagte er.

„Und gibt es in New York noch mehr Doktor Botherwell's?"

„Nein, Sir!"

„Haben Sie die Erbschaftssache eines Deutschen zu ordnen, der Gruber heißt?"

„Gruber — richtig, Sir!"

„Und Sie wissen ganz gewiß, daß Sie nicht todt sind?"

„Zum Henker, ob ich das weiß, Sir!"

Das Antlitz des Doktors färbte sich dunkelroth, er hätte jetzt ohne Zweifel eine heftige Frage gethan, aber er kam nicht dazu.

Huber und Gruber starrten einander von Neuem erschrocken an.

„Unsere Koffer!" schrie dann der Letztere und

stürzte zum Vorschiffe, die schöne Rosa, die noch immer an seinem Arme hing, mit sich fortzerrend.

Der kleine Fortschritts-Wiener schoß ihnen nach.

O deutsche Treue, o österreichische Gemüthlichkeit! —

Drittes Kapitel.

Im Boardinghouse.

Ein amerikanisches Boardinghouse — Logis- und Speisehaus — ist ein ganz eigenthümliches Ding. In der ganzen alten Welt, und damit meinen wir unser gutes, kaum noch in seinen Fugen zusammenhängendes Europa, dürfte nichts dergleichen zu finden sein, denn die Hôtels garnis von Wien, Berlin, Paris, die sogenannten „Civilkasernen," wo Sterbliche beiderlei Geschlechts ein abgesondertes Leben führen und so das pennsylvanische Zellensystem zur praktischen Geltung bringen, sind ganz etwas Anderes. Nicht einmal die Londoner Boarding- und Clubbhäuser, in denen sich auch Versammlungs-, Rauch-, Billard- und Lesezimmer befinden, haben das Charakteristische eines Boardingshouse von New York, denn in jenen wohnen wohl junge und alte Her-

ren, aber nicht auch junge und alte Damen, junge Ehepaare oder sogar kleine Familien. Auch das Leben in einem Hotel ist himmelweit von dem unterschieden, was man zu führen genöthigt ist, wenn man ein Boarder oder Kostgänger in den Vereinigten Staaten geworden, denn die Gesellschaft legt Einem allerlei Verpflichtungen auf, die man als Hotelgast nicht kennt. Man wohnt in einem amerikanischen Boardinghouse für sich und bildet doch ein Glied einer mehr oder weniger großen Familie, die täglich zum Frühstück, Mittagsessen und Abends zum Thee in den Parlors (Besuch- oder Sitzzimmer), dem dining-room (Speisesaal) oder drawing-room (Gesellschaftszimmer) zusammenkommt und sich gemüthlich unterhält.

Für ungefähr sechzehn Dollars wöchentlich die Person hat man die ganze Herrlichkeit. Die Frühstücksstunde ist von 8 bis 10 Uhr, man speist um halb fünf, und von sieben Uhr an steht der Thee bereit, der auf plattirten Tafelaufsätzen von Britanniametall paradirt. Ueberall brennt Gas, die Zimmer sind hübsch und bequem, man findet dort Damastgardinen, Möbel von Rosenholz und den in Amerika unvermeidlichen Schaukelstuhl, den rocking-chair. Auf den Treppen liegen Teppiche, die durch Messingstangen und Knöpfe befestigt sind. Wohin man nur den Blick wendet, da gewahrt man einen Spucknapf, auf dem Haus-

flur, den Treppenabsätzen, in den Parlors befinden sich ganze Legionen dieses Möbels, denn viel wichtiger und unentbehrlicher als selbst die Gabe des Redens ist dem Yankee das Spucken, indem er es zu einer so bewunderungswürdigen Virtuosität gebracht hat, daß er z. B. ohne irgend Jemanden zu treffen, im Eisenbahnwaggon oder in öffentlichen Lokalen über drei oder vier Personen hinwegspucken kann. Obwohl man im gemeinschaftlichen Parlor nicht rauchen darf, da die Damen das nicht für anständig halten, spuckt man dort doch tüchtig drauf los, ohne sich auf die Legion der Näpfe zu beschränken, und darin finden die schönen puritanischen Ladies nichts Unschickliches. Fühlt man den keineswegs beneidenswerthen Trieb, diese Nationaltugend in ihren glorreichsten Folgen kennen zu lernen, so besuche man das Repräsentantenhaus in Washington unmittelbar nach einer Sitzung und sehe sich den Fußboden an, — ästhetische Rücksichten halten uns ab, diese mit zertretenen Aepfelresten, Cigarrenstumpfen, Orangenschalen, Kautabakklumpen u. s. w. garnirte Schweinerei näher zu beleuchten, es genüge die Andeutung, daß man nur mittelst eines Dampfapparates, der in wenigen Augenblicken das Getäfel des Saales unter Wasser setzt, alles dasjenige zu beseitigen vermag, was die ehrenwerthen Väter des Landes zurückgelassen haben.

In diesem Punkte würde unbedingt jedes Boardinghouse ein Repräsentantenhaus im Kleinen sein, wäre nicht auch die Damenwelt dort vertreten, hielte nicht der Frauenkultus die gegen einander rücksichtslosen Männer wunderbar im Zaum. Für das weibliche Geschlecht sind in der That die Vereinigten Staaten ein wahres Paradies, die Herrenwelt Europa's hat für die Damen nicht den hundertsten Theil jener Verehrung, Rücksicht, Zuvorkommenheit, mit denen der Yankee seinen Ladies und Misses entgegen kommt, — man wird unwillkürlich jeden Moment daran erinnert, daß es in Amerika eine Zeit gab, in der auf tausend Männer ein einziges Wesen des zarten Geschlechtes kam, und aus jener Zeit scheint die bisweilen übertriebene Courtoisie der Yankees herzustammen. Und so streckt daher der Amerikaner, wenn Damen im Parlor zugegen sind, seine Füße nicht am Kaminsims empor oder schaukelnd über Tisch und Sessel hinweg, was sonst, nächst dem Spucken, in Mußestunden oder während der Zeitungslektüre seine liebste Beschäftigung ist.

Im Boardinghouse wohnen also nicht nur unverehelichte Leute. Ein junger Geschäftsmann, der kein Vermögen hat, heiratet ein ebenfalls armes Mädchen. Sie können sich noch nicht einrichten, — vielleicht geht das erst binnen Jahr und Tag, — das Boardinghouse wird vorläufig

ihr häuslicher Herd. Ein reicher Kaufherr besitzt ein schönes Haus in der fünften Avenue, dem eleganten Stadttheile New Yorks, und eine Villa am Hudson. Er macht unglückliche Spekulationen, ist schließlich froh, irgendwo vorläufig als Buchhalter unterzukommen, bis er wieder auf eigenen Füßen stehen kann, und zieht mit Frau und Tochter in's Boardinghouse. Ein alter Herr, der eine kleine Besitzung auf dem Lande hat, deren Erträgniß ihm jährlich weniger abwirft, verwandelt sein Gütchen in Zinsen tragende Papiere und wandert sammt Nichte oder Enkelin in's Boardinghouse. Eine Mutter, die sich keiner ausgebreiteten Bekanntschaft erfreut, aber ihre schon längst hinlänglich heiratsfähigen Töchter endlich an den Mann bringen möchte, läßt sich mit ihren Misses im Boardinghouse häuslich nieder, wo immer alte ledige Rentiers oder Pensionisten logiren, auch junge Leute, die eine mehr oder weniger versprechende „Zukunft" vor sich haben. So ist denn ein Boardinghouse, dem die Landlady (die Dame des Hauses) und ihr Gemal mit Würde vorstehen, — meistens ein Ehepaar, das die Trümmer eines ehemaligen Vermögens auf die Errichtung eines Boardinghouse verwendet hat, — eine kleine Welt, in der es nach Umständen steif, familiär, angenehm und langweilig zugeht, und wo sich allerlei Intriguen abspinnen, wie in der großen Welt ringsum.

Und in einem solchen Boardinghouse, das in der Walkerstreet liegt, eine Straße, welche sich zwischen den New Yorker Hauptpulsadern des Verkehrs, Broadway und Bowery, hindehnt, finden wir die guten Wiener Huber, Gruber und Fräulein Rosa wieder.

Dieses solide Logis hatte ihnen der ehrenwerthe Doktor Botherwell verschafft, der zum Glücke unserer Reisenden während der Landung der Passagiere so unerwartet und plötzlich aufgetaucht war. Sie hatten zwei Zimmer inne, das eine bewohnten die ungleichen Freunde, das andere gehörte der anmuthigen Rosa. Sie waren wohl oder übel der Billigkeit halber genöthigt worden, in das achtbare Boardinghouse einzukehren, denn Doktor Botherwell hatte ihnen erklärt, die Angelegenheit des Herrn Gruber lasse sich nicht im Handumdrehen abthun.

Eine Nacht war in dem neuen Asyle verstrichen, auch das gemeinschaftliche Frühstück im Parlor abgethan, die beiden Wiener befanden sich wieder in ihrem ganz hübsch eingerichteten Zimmer, Rosa leistete ihnen Gesellschaft. Es ward gewissermaßen ein kleiner Familienrath abgehalten.

Der gemüthliche österreichische Goliath war am Tage zuvor schneller als unsere Touristen gewesen, sie hatten weder ihn noch ihre Koffer erwischt und es ließ sich mit ziemlicher Sicherheit

annehmen, daß die New Yorker Polizei auch nicht eben glücklicher sein werde, als die Wiener Freunde, oder manche Polizei des alten Welttheiles. Es wäre auch wohl keine leichte Arbeit gewesen, unter 80,000 in New York lebenden Deutschen, von denen sicher tausend der altgermanischen Leibesbeschaffenheit Ehre machten, einen fingirten Maier herauszufinden, der sich vielleicht sofort nach vollführtem Gaunerstreiche in einen Müller oder Schulze verwandelt hatte und obendrein ein Bewohner des verrufenen Stadtviertels Five Points sein mochte, vor dem selbst die Polizei einigen Respekt hat und wo es sichere Schlupfwinkel in Hülle und Fülle gibt.

Daß Herr Huber noch einigermaßen zu lächeln vermochte, nachdem ihn der hagere Freund seit dem verflossenen Tage stoßweise mit Vorwürfen und Stichelreden überschüttet, könnte man ein Wunder nennen, wäre nicht die leidliche Dickfelligkeit eines behäbigen Wieners hinlänglich bekannt. Dennoch hatte der kleine Fortschrittsmann innerlich an seinem zuversichtlichen Wesen eingebüßt. Nur Rosa lachte und scherzte so unbefangen wie sonst, dem grollenden Freunde ihres Herrn Papa's zum Trotz.

Der Familienrath also hatte begonnen. Rosa lehnte in reizend kokette Haltung am Fenster, ihr Vater saß in einem Rockingchair am Kamin, der

bereits seine wohlberechtigten Ferien hatte, und schaukelte sich, die Füße mit einiger Anstrengung an das hohe Messinggitter gestemmt, wie ein echter Amerikaner, die mit einer Lorgnette bewaffneten Blinzelaugen auf die Zimmerdecke gerichtet, Gruber aber schritt im Bewußtsein seiner jetzigen Ueberlegenheit derartig im Gemache auf und ab, als habe er Siebenmeilenstiefel an den Füßen.

„Wenn ich bedenke," näselte der noch immer Zürnende erregt — „welche Folgen Deine Leichtgläubigkeit hätte nach sich ziehen können! — Es ist unerhört! Wäre der gute Doktor Botherwell nicht erschienen, der Mensch hätte uns in eine Diebeshöhle einquartirt, mich zu einem Schelm gebracht, der den ehrbaren Notar hätte spielen müssen, — mir meine Unterschrift entlockt — es schaudert mir die Haut, wenn ich daran denke!"

„Seit gestern schaudert Dir nun schon die Haut zum zehnten Male, Freund! Möchtest Du nicht endlich gefälligst damit aufhören?" bemerkte Huber, indem er seine amerikanischen Schaukelstudien so eifrig fortsetzte, daß er im Gesicht roth wie ein gesottener Krebs ward.

„Aufhören! Ich glaub's!" versetzte der Eifernde grimmig. — „Schmeckt Dir nicht, daß ich Dir nichts Schmeichelhaftes über Deine stets von Dir ausposaunte Menschenkenntniß sagen kann, he? Schöne Menschenkenntniß! Wie hätte es mir geschmeckt,

wenn ich durch Deinen Leichtsinn um meine Erbschaft geprellt worden wäre?"

„Zum Glück steckten die gefüllten Brieftaschen der Herren nicht in den Koffern!" begann Rosa lächelnd. — „Bedenken Sie, Herr von Gruber, daß nicht Sie allein der beschädigte Theil sind und daß sich geschehene Dinge nicht ändern lassen. Würde jener Mensch, der uns betrog, nicht an das patriotische Gefühl meines Vaters appellirt haben, er wäre ihm sicher nicht in die Falle gegangen!"

„Da hast Du recht, sicher nicht, mein gutes Kind! Ich bin ein deutscher Patriot!" keuchte Huber, indem er die Füße noch amerikanischer emporschob und den Versuch wagte, ganz yankeeisch über den Kamin hinwegzuspucken.

Man sieht, der kleine Fortschrittsmann hatte schon während der wenigen Stunden, die er in New York verweilt, seine Studien gemacht und war bemüht, sich in Amerika zu acclimatisiren.

„Jedenfalls hat das Verschwinden der Koffer auch seinen Vortheil," setzte er etwas gezwungen auflachend hinzu, — „denn wir werden uns nun amerikanische Kleider, nach amerikanischer Mode zugeschnitten, kaufen müssen, und Du, Freund, wirst mir doch dann nicht so ganz und gar wie ein Severinusmann ausschauen, was wir, beiläufig gesagt, wegen unserer hier etwa lebenden liberalen Landsleute —"

„Geh' mir mit unseren Landsleuten!“ fuhr Gruber auf. — „Die haben hier schon eine gehörige Schule des Schwindels durchgemacht, wie mir scheint! Amerika ist ein Sodom —!“

„Weil uns ein deutscher Vagabund betrog?“ warf der Andere herausfordernd hin. — „Verwerfe mir nicht die freien Männer einer großen Nation, die unbedingt den an ihr Land gespülten deutschen Auswurf so gut verachten wie wir!“

„Eine große Nation?“ kreischte Gruber. — „Kauen die Kerle nicht harten Kuchen mit Syrup und Butter zu ihrem Kaffee, der wahrhaftig in den Praterhütten besser ist als hier, — hatten wir gestern beim Nachtessen Servietten und griffen diese Herren Amerikaner nicht das kalte Fleisch, zu dem man uns Käse und eingemachte Früchte vorsetzte, mit den Fingern an? Und haben nicht Alle, Herren wie Damen, geschluckt, als gelte es eine Wette, wer zuerst fertig sein werde? Wie kann ein Volk auf der Höhe der Civilisation stehen, wenn es in seinen Regeln vom gesellschaftlichen Anstand noch so weit zurück ist?“

„Und was verdecken unsere europäischen Anstandsregeln Anderes als moralische Verkommenheit?“ rief Huber erhitzt, indem er seinem Schaukelstuhle einen solchen Ruck nach hinten gab, daß eine beinahe gefährliche Schwingung entstand, die dem Manne die Beine wie aufrechtstehende Palis-

faden in die Luft trieb. — „In der alten Welt bewegt sich Alles sehr manierlich in auf die Spitze getriebenen, unnatürlichen Verhältnissen, hier aber verschmäht man die glatten, heuchlerischen Formen, weil die Selbstachtung allem Andern voransteht. — Rosa, ich bitte Dich, — ich bringe das verdammte Ding, den Schaukelstuhl, nicht allein zum Stehen! — Ja, — die Hauptsache — die Hauptsache —"

Die schlanke Tochter des dicken Touristen verließ lachend das Fenster und hemmte schalkhaft die Bewegung des Rockingchair.

„Die Hauptsache, meine Herren," fiel sie dem Vater munter in's Wort, — „ist vorderhand jedenfalls, daß wir uns aufmachen, die Stadt durchstreifen und uns würdig für New-York ausrüsten. So wie Schiffbrüchige können wir doch unmöglich bleiben, — ich keinenfalls!"

Gruber blieb stehen und seufzte, seine Miene ward unruhig. Der Vater Rosa's taumelte auf.

„Ich spüre etwas wie eine herannahende Seekrankheit!" keuchte er. — „Man — muß doch Alles — erst gewohnt werden!"

„Deutscher Patriot!" brummte Gruber gereizt.

Dann ward seine Miene wieder von einem gewissen ängstlichen Ausdrucke beherrscht.

„Jetzt sollen wir uns von Neuem in dieses Schwindlertreiben hineinstürzen!" seufzte er.

„Wir werden dieses Mal keine Gefahr laufen," rief Rosa schelmisch — „denn ein junger Herr wird uns begleiten, an dem meine Menschenkenntniß hoffentlich nicht zu Schanden wird!"

Die beiden Herren machten große Augen.

„Wer —?" stotterte Vater Huber.

„Mr. Surrey, mein gestriger Tischnachbar im Boardinghouse!" versetzte Rosa leicht erröthend. — „Er ist ein liebenswürdiger junger Mann und hat es übernommen uns zu beschützen!"

„Ah — ah —" stammelte Vater Huber — „sie hat schon einen Beschützer!"

Eine junge und lustige Wienerin ist nicht gar so leicht aus der Fassung zu bringen. Rosa hätte daher, als der Vater seine etwas bedenkliche Verwunderung darüber aussprach, daß seine Tochter bereits einen „Beschützer" gefunden, wohl die nöthige Dosis Mutterwitz zu einer passenden Antwort bereit gehabt, aber sie ward der Gelegenheit beraubt, diesen Witz glänzen zu lassen, denn einer der schwarzen Aufwärter des Hauses schob plötzlich seinen runden, wollhaarigen Schädel durch den Spalt der aufgehenden Thüre und grinste die deutschen Herrschaften so freundlich an, wie ein Menschenfresser von Neu-Guinea seinen altersschwachen Großvater, den er gesonnen ist, demnächst mit einer Zwiebel-Sauce zu verspeisen, damit der gute alte Mann auf eine anständige Art

Gelegenheit finde, sich selber und den Seinen nicht ferner zur Last leben zu dürfen.

Nicht allein Fräulein Rosa, sondern auch Fort- und Rückschritts-Wien stießen einen Schrei aus, als das schwarze Gesicht so unerwartet seine Aufwartung machte und die großen noch schwärzern Augensterne mit den ringsum sichtbaren weißbläulichen Augäpfeln sie anglotzten.

Rosa überwand den kleinen Schrecken sofort und gab sich einer um so lebhafteren Lustigkeit hin, als durch das Erscheinen der plattnasigen Ebenholzfratze muthmaßlich allerlei inquisitorische Fragen waren unterdrückt worden, die ihr Papa Lust verspürt haben mochte, über ihre Bekanntschaft mit dem Tischnachbarn Herrn Surrey an sie zu richten. Auch Huber, der schon auf seiner Jerusalemer Vergnügungstour mit Negern in natura verkehrt hatte, kam sogleich wieder zu sich, aber der ehrbare Reisegefährte, dem die gemalten Söhne Afrika's der vaterländischen Tabacks-Laden geläufiger waren als die Originale, verharrte in stillem Entsetzen, obwohl er am Tage zuvor im Hafen und auf dem Wege zum Boardinghouse diese Menschenspecies hinreichend gesehen hatte, und in seinem neuen Logis schon wiederholt von dem ehrlichen Sam bedient worden war.

Der ehrliche Sam aber hub in dem schmählich verstümmelten Englisch, das die Neger sprechen,

folgendermaßen an, indem er sich direct an das blasse Rückschritts-Wien wendete: „Massa Surri unten im Parlur sagen lassen, Sam gehn auf zu Gant'man deutschen und Missus deutschen, und sagen, Massa Surri warten im Parlur, wenn Gant' und Missus wollen durchgehen in Stadt."

Nach diesen Worten verschwand der schwarze Wollschädel so blitzschnell, wie er erschienen war.

Viertes Kapitel.

Mister Surrey.

Huber und Tochter brachen in ein lautes Gelächter aus, der Freund aber fühlte sich von dem „Durchgehen“ nicht angenehm berührt, denn es erinnerte ihn nur zu lebhaft an seinen Koffer. Zugleich wollte das Negergesicht mit den fletschenden Zähnen und den rollenden Glotzaugen nicht vor seinem inneren Auge verschwinden.

„Mehr als drei Millionen solcher Kerle freizumachen, schlagen sich diese Yankees herum!“ stammelte er erregt. — „Wenn es ihnen gelingen sollte, die Sklaverei aufzuheben, dann möchte ich, weiß Gott, als Amerikaner keine Stunde in den Vereinigten Staaten bleiben, ich wäre ja meines Lebens bei solcher Gleichberechtigung nicht sicher! Es ist ein Unsinn, Barbaren zu entfesseln!“

„Es ist eine Niederträchtigkeit, den schwarzen

Mitbruder zu unterdrücken, seine geistige Entwicklung hintanzuhalten!" fuhr Huber auf.

„Ich danke für solchen Bruder, wie der da, der uns soeben verlassen!"

„Und ich für solchen Bruder, der es wagt, das Sklaventhum in —"

„Um Gottes willen, meine Herren," unterbrach Rosa die Streitenden lachend — „Sie zanken um amerikanische Zustände und haben noch nicht Gelegenheit gehabt, sie an Ort und Stelle zu prüfen! Ich rathe Ihnen, Herr von Gruber, sich bei den Konföderirten anwerben zu lassen, und Dir, Papa, mit den Unionisten zu marschiren, dann könnt Ihr Euch in Virginien oder sonst wo ganz prächtig in den Haaren liegen, besser als hier! Jetzt aber bitte ich zu bedenken, daß Herr Surrey die Gefälligkeit hat, auf uns im Parlor zu warten, daß Sie nothwendig die Entwicklung unseres Einkaufsstrebens nicht unterdrücken dürfen, Herr von Gruber, und daß ich um Gleichberechtigung ersuchen muß, Papa, wenn es sich um Vervollständigung einer eleganten Toilette und aller jener Dinge handelt, die der sterbliche Europäer auch wohl in der Union nöthig hat."

„Ganz recht, ganz recht," murmelte der kleine Tourist gutherzig und lächelnd. — „Wir dürfen vor Allem Deinen — Beschützer nicht warten lassen!"

Rosa entschlüpfte dem Zimmer der Herren, ihrem Vater schalkhaft drohend, und kehrte bald mit Hut, Shawl und Sonnenschirm zurück, also mit Allem, was sie vorderhand besaß.

Dann stieg die kleine Reisegesellschaft die Treppe hinunter und begab sich zum Frontparlor.

An der Thür desselben trat ihnen schon ein junger, ziemlich stutzerhaft gekleideter und hübscher Mann entgegen. Er hatte sehr einnehmende, feine Züge, seine dunklen, lebhaften Augen verriethen Geist, Benehmen und Haltung bewiesen, daß er gewohnt sei, sich in guter Gesellschaft zu bewegen. Obgleich er kaum vierundzwanzig Jahre zählte, sah man ihm doch den Ernst und die Energie des rastlos strebenden und spekulirenden Yankee an, aber er hatte in seinem Wesen nicht jene Steifheit oder unschöne eckige Hastigkeit, die vielen seiner jungen Landsleute eigen ist, auch verstand er anmuthig zu lächeln und einen schmachtenden Blick zu werfen. Genug, er hatte alle Eigenschaften zu einem soliden und interessanten Beau, wie die jungen Amerikanerinnen Denjenigen nennen, der sich um ihre Gunst bewirbt.

Rosa würde ihn jedenfalls noch hübscher gefunden haben, hätte er einen Schnurrbart getragen — denn fast alle Wienerinnen haben eine Schwäche für Schnurrbärte und Uniformen — aber sie fand doch, daß ihm der zierliche, glänzend-

braune Backenbart recht angenehm zu seinem Antlitze stehe, das einen zartgefärbten, beinahe mädchenhaften Teint hatte.

Dieses vollkommene Exemplar eines „Beau" trat also den Wienern lächelnd entgegen, murmelte ein paar hastige Worte, bot der jungen Dame den Arm an, spazierte mit ihr über den Hausflur auf die Straße hinaus, und hatte sich bei der ganzen Sache um die beiden ehrsamen Herren eigentlich nicht viel mehr gekümmert, als man von den grünen Blättern Notiz nimmt, die man vom Rettig wegschneidet, bevor man ihn verspeist, mit welchem Rettig wir übrigens keineswegs Fräulein Rosa vergleichen wollen.

Gruber und sein Reisegefährte blickten etwas verdutzt erst auf einander und dann auf die würdige Mrs. Spruce, die Dame des Hauses, die in der Glorie ihrer Landladyschaft, mit hohem, etwas antiken Kopfputz und weit um sich greifender Glockenkrinoline, auf der Schwelle des Parlors stand und an dem Benehmen des Mr. Ralph Surrey gar nichts Besonderes gefunden zu haben schien.

Und da unsere Wiener von dem faltenreichen Antlitze der Mrs. Spruce nichts herablesen konnten, starrten sie wieder auf einander.

„Was ist das für eine Art?" platzte Gruber heraus.

„Ich — ich erinnere mich," versetzte Huber mit etwas saurer Miene — „irgendwo gelesen zu haben, daß man in den Vereinigten Staaten den jungen Damen gestattet, jeden ihnen beliebigen Herrn zu empfangen und mit ihm auszugehen, selbst wenn er den Eltern unbekannt, ihnen nicht einmal vorgestellt sein sollte. Die jungen Damen sind für sich selber verantwortlich, das — das ist die amerikanische Erziehung zur Selbstständigkeit, — das — das ist sehr schön, denn das Gefühl persönlicher Freiheit führt zur Selbstachtung, während eine despotische Ueberwachung —! Wollen — wollen wir doch nicht lieber sehen, Gruber, was aus den Beiden geworden ist —?"

„Alle Wetter, das meine ich denn doch auch!" murmelte der Andere hastig. — „Denk' an unsere Koffer!"

Die beiden Herren setzten sich eilig in Bewegung, der kleine korpulente Fortschrittsmann, ungeachtet er die persönliche Freiheit verfocht, schoß dennoch seinem hageren, langen Gefährten voraus.

Zehn Schritte vom Boardinghouse erreichten sie das sorglos plaudernde junge Paar. Und nun ging es durch die Stadt, vorerst dem nahen Broadway zu, wo ein eleganter Laden sich an den andern reiht, zahllose Omnibusse und glänzende Equipagen rasseln, eine massenhafte Flut mehr oder minder eleganter Spaziergänger hin und her wogt,

von der Battery und dem Park bis zum fashionablen Union-Place, und wo die New Yorker Ladies ihre shopping-Ausflüge abhalten, das heißt sich ihren Modewaaren-Musterungen unterziehen.

Mr. Ralph Surrey hatte jetzt auch Augen und Worte für die beiden Herren und zeigte und erklärte tausend echt yankeeische Dinge. Die guten Wiener aber starrten fast verblüfft auf die Häuser, von denen man vor lauter riesigen Schildern bis unter's Dach nichts sah, auf die eleganten Keller, wo stattliche Hummern und Austern lockten, auf die zehn Fuß langen Plakate mit zwei Fuß großen Buchstaben, auf die phantastisch gekleideten Männer, die mit auf Stangen befestigten papierenen Ankündigungen als wandernde Reklamen einhertrabten, auf die meist mit Wachstuchkappen und Jacken bekleideten Rowdies, Schortboys und Loafers, dieses verwegene Gesindel, das gewöhnlich an den Straßenecken umherlungert und Nachts zu Allem fähig ist, selbst zum Morden, auf Barnum's an der Ecke der Annastraße gelegenes Museum, dessen Fronte mit riesigen Thierbildern bemalt und mit Fahnen besteckt war, und von dessen Balkon Abends elektrische Sonnen herniederblitzten, auf das Marmorrathhaus im Park, und endlich von der luftigen Battery aus auf den Hafen, das Gewirre der Seeschiffe, die majestätische, glitzernde

Bay, die Inselchen, auf Brooklyn und die jenseitigen reizenden, mit Villen und Holzungen geschmückten Ufer.

„Wahrhaftig, man merkt hier nichts von dem verheerenden Kriege!" rief Huber, als die kleine Gesellschaft nun wieder in das Gewühl des Broadway einlenkte, um endlich die Einkäufe zu besorgen.

Da wies Mr. Surrey wehmüthig lächelnd auf manche Gestalten, die hier und dort, oft in fadenscheiniger blauer Uniform, bleich und ernst einherhinkten, und die unsere Wiener in ihrer Schaulust übersehen hatten.

Und siehe da, nun zog auch ein Regiment Freiwilliger mit klingendem Spiele und unter begeisterten Zurufen des Volkes vorüber.

„Die marschiren nach Virginia, zur Potomacarmee!" bemerkte Mr. Surrey ernst. — „Und vielleicht morgen schon bin auch ich auf der Reise nach den Rebellenstaaten, ein gefährliches Unternehmen zu wagen, zu dem mich, wenn auch nicht der Patriotismus, doch mein Herz unabweislich treibt!"

Fünftes Kapitel.

Ein kühnes Unternehmen.

Rosa blickte theilnehmend und jetzt ohne Koketterie auf den jungen Amerikaner, denn dieser hatte einen Ton angeschlagen, der keineswegs zu seinen sonst so stutzerhaften Manieren paßte. Es war der Ausdruck von Schmerz und Energie, das sich verrathende tiefe Gefühl eines charaktervollen Mannes, was sie nun an Mr. Surrey interessirte.

„Sie werden gegen die Konföderirten kämpfen?" fragte sie lebhaft.

„Nein, Miß!" antwortete Surrey. — „Ich habe mich einer viel gefahrvolleren Aufgabe zu unterziehen. — Doch hier ist nicht der Ort, davon zu reden. Besorgen wir die Einkäufe, wenn es Ihnen jetzt gefällig ist."

„Er muß vielleicht als Spion nach dem Süden!" flüsterte Gruber erregt dem Reisegefährten

ins Ohr. „Dann — dann ist auch dieser kein Mann für uns!“

„Dummes Zeug!“ versetzte Huber ebenfalls flüsternd. „Der sieht nicht wie ein Spion aus!“

„Freilich, Du bist ein großer Menschenkenner!“ höhnte der Gefährte.

Die beiden Freunde trabten grollend neben einander weiter. Ihr Groll sollte sich aber bald in eine Art Verzweiflung verwandeln. Man ging von Laden zu Laden, und nun ward freilich unseren guten Wienern klar, daß man den Krieg auch im glänzenden New York empfindlich verspüre.

Welche Preise!

„Ein gewöhnlicher Tuchrock nach österreichischem Gelde neunzig Gulden!“ schrie Gruber entsetzt.

„Ein leinenes Taschentuch mehr als zwei Gulden!“ lispelte Rosa betroffen. „Dafür hat man in Wien ein ganzes Dutzend!“

Und so ging es fort in Allem und Allem.

„O Gott, dieser Maier, dieses Kind sehr guter Leute von der Wieden, dieser Hallunke!“ stöhnte Alt-Wien. — „Ich werde meine halbe Erbschaft in Kleider und Wäsche anlegen müssen!“

Doch was half es, man mußte zahlen, man mußte Alles anschaffen, bis zum geringfügigsten Toilettengegenstand, und neue Koffer obendrein, — man hatte ja den Yankees gegenüber das wohlhabende Wien zu repräsentiren. Zum Glück hatte

das in Bremen eingewechselte Gold einen fabelhaften Cours in den Vereinigten Staaten, wo man nichts anderes sah, als Papiergeld, wie im lieben Oesterreich.

So zahlte man denn, überließ es den Kaufleuten, alle diese theuren Dinge nach dem Boardinghouse zu besorgen, und wanderte weiter.

Wo findet ein niedergeschmettertes Wiener Gemüth am sichersten Trost? Im Wirthshause.

Man war so glücklich, in einem weniger eleganten Stadttheile einen deutschen Biersalon zu entdecken. Aber dort wütheten zeitig schon schwarze Musikanten, sogenannte minstrels, und sangen, oder kreischten eigentlich, entsetzliche Negerlieder.

„Wären solche schwarze Kerle nicht auf der Welt," murmelte Gruber zornig bei seinem Bier, „wir hätten uns um die Hälfte billiger ausrüsten können! Der Henker hole die Gleichberechtigung!

„Still! man wird' Dich für einen Konföderirten halten und einsperren!" rief der kleine Fortschrittsmann lachend, denn sein leichter Wiener Sinn hatte ihn schon wieder über alle ernste Bedenken hinweggesetzt.

Und wie er nun gesprochen, da trat der schwarze Absammler zu dem Verächter der Gleichberechtigung. Gruber schob dem Manne grollend einige Cents hin.

Doch wie? In welcher Sprache dankte der Absammler? Das klang wie krzplzpkstrspdrzhwtschek!

„Ist das die Sprache der Neger?" radebrechte der verblüffte Gruber auf Englisch.

„Nein," antwortete der schwarze Absammler grinsend und in jenem Deutsch, das den Lehrbuben Wiens so geläufig zu sein pflegt, „bin ich Böhm, wie Andres unsrige, was sich haben angestrichen schwarz und aufgesetzt Perrücken!"

Und der wackere Czaslau-Neger schlurfte kratzfüßelnd weiter.

Diese unerwartete Antwort war von schlagender Wirkung. Selbst der Rückschrittsmann mußte lächeln. Nur Einer blieb ernst und still, — Mr. Surrey. Rosa entdeckte bald in seinem Blicke jenes melancholische Aufflackern, das schon auf dem Wege zu den Kaufläden ihre regste Theilnahme erweckt hatte. Sie bezähmte ihre angeborene Schalkhaftigkeit.

Die böhmischen Neger machten eine Pause, Rosa benutzte dieselbe. Sie wendete sich an den jungen Mann.

„Sie sind verstimmt, Sir," sagte sie, „Sie denken an Ihre Abreise, Sie scheiden ungern von New York?"

Surrey lächelte wehmüthig.

„Ich wüßte nicht, was mich hier so sehr fesseln sollte!" entgegnete er. „Ich habe hier weder Ver-

wandte, noch betreibe ich ein Geschäft. Wäre ich noch im Stande, meinem Vaterlande dienen zu können, ich thäte es mit Freuden, ich wäre längst fort von hier," setzte er lebhaft hinzu, indem seine Augen blitzten, „aber leider erhielt ich vor zwei Jahren, als Freiwilliger, während unseres ersten und unglücklichen Kampfes bei Bull Run eine Verwundung, die in ihren Folgen nicht gefährlich für mich ward, mich aber dennoch für die Strapazen eines Lagerlebens untauglich macht. Sie irren, Miß, wenn Sie wähnen, daß mich meine baldige Abreise von New York betrübe. Ich dachte an das einzige Wesen, das mir von meiner Familie übrig geblieben, — an meine Schwester!"

„Ah, so wohnt Ihre Schwester fern von New York?" bemerkte Rosa, während ihr Vater und sein Freund aufmerksam zuhörten.

„Ja," antwortete Surrey, „und aus diesem Grunde fanden Sie mich auch in der Geselligkeit eines Boardinghouse, obwohl meine Vermögensumstände es gestatten würden, auf einer eigenen Besitzung zu leben. Meine Schwester aber befindet sich seit vier Jahren in Virginia, wo das Hauptquartier der Rebellen ist und unsere Potomac-Armee lagert. Wenn ich Ihnen vorher auf dem Broadway andeutete, Miß, daß mein Herz mich treibe, ein höchst gefahrvolles Unternehmen zu wagen, so wollte ich damit sagen, daß ich fest entschlossen

bin, in nächster Zeit Alles daran zu setzen, meine Schwester aus einer ohne Zweifel unheilvollen Lage zu erretten!“

Huber richtete auf seinen reaktionären Freund einen triumphirenden Blick, der zu sagen schien: Siehst Du wohl, daß er kein Spion ist? Verhöhne nur meine Menschenkenntniß!

Rosa aber, das gutherzige, schöne Mädchen, fühlte sich eigenthümlich bewegt.

„Wie,“ rief sie, „Ihre Schwester befindet sich in Gefahr? Sie lebt vielleicht gar mitten unter den Feinden der Union?“

„Ja, Miß,“ erwiederte Surrey ernst, „unter den Konföderirten. Mein Vater starb ungefähr zwei Jahre vor dem Ausbruche des unseligen Bürgerkrieges. Er hinterließ mir und meiner Schwester ein ziemlich beträchtliches Vermögen und unter Anderem eine bedeutende Plantage am Jamesflusse, die ein Bruder unserer längst verstorbenen Mutter verwaltete. Diese stammte aus Virginia, und mein Onkel, selber ein kleiner Pflanzer, hatte einst nur ungern in ihre Verbindung mit meinem Vater gewilligt. Wenige Tage nach dem Ableben des Vaters erschien Onkel Skarlet in New York, erwirkte sich die Vormundschaft über die vierzehnjährige Mary und führte sie nach der Besitzung, die er seither verwaltet hatte und die im Testamente meiner Schwester zugeschrieben war. Ich

erklärte mich damals mit der Uebersiedelung Mary's nach Virginia einverstanden; ich war ein junger, leichtfertiger Mensch, die Schwester, ein halbes Kind, wäre mir — ich gestehe es mit Bedauern — ein wenig zur Last und keineswegs bei mir in der besten Obhut gewesen! Leider hatte ich keine Ahnung, daß nicht verwandtschaftliche Neigung, sondern Habgier und eine unwürdige Spekulation die Triebfedern der Handlungsweise meines Onkels gewesen waren, — er hatte die sanfte, reizende Mary nach Virginia gelockt, sie seiner Botmäßigkeit völlig zu unterwerfen, sie zu einem willenlosen Geschöpfe zu erziehen, um über sie, hauptsächlich aber über ihr Vermögen nach Willkür verfügen zu können!"

„Das ist schändlich!" murmelte Rosa entrüstet. „Und Sie erfuhren das erst jetzt?"

„Erst vor wenigen Tagen ward mir völlige Kenntniß von der peinvollen Lage meiner Schwester!" erwiederte Surrey. „Würde ich sonst nicht längst den Versuch gemacht haben, sie aus den Händen meines Onkels zu entfernen? Vor dem Ausbruche des Krieges wäre das leichter gewesen, jetzt wird das ein tollkühnes Unternehmen sein!"

Surrey starrte einige Augenblicke düster sinnend vor sich hin.

Nicht allein Rosa nahm lebhaftes Interesse an den Mittheilungen Surrey's, sondern auch unser

kleine Tourist und Gruber, wenngleich der Letztere nur die Hälfte von dem verstanden, was der junge Amerikaner erzählt hatte.

„Wie ist es aber möglich," rief der dicke Fortschrittsmann eifrig — „daß Sie nicht früher von den egoistischen Plänen Ihres Onkels Kenntniß erlangten?"

„Bald nach dem Tode meines Vaters ging ich auf Reisen," versetzte Surrey — „besuchte Europa und den Orient. In nahezu zwei Jahren erhielt ich von der Schwester nur einen Brief, sie hätte ohnehin keine lebhafte Correspondenz mit mir unterhalten können, denn ich verweilte nirgend lange genug, daß mich Nachrichten von ihr mit Sicherheit hätten treffen können. Und als ich endlich nach New York zurückkehrte, da wurden die Feindseligkeiten zwischen dem Süden und unserem Norden eröffnet, da blieb mir keine Zeit, die Schwester aufzusuchen. Ich weihte mich voll Begeisterung der Sache der Union und trat endlich als Freiwilliger in die neugeschaffene Miliz-Armee."

„Aber Sie hatten doch seit Ihrer Rückkunft von Europa mit der Schwester Briefe ausgetauscht?" fragte Rosa.

„Ja, Miß, aber damals kamen von Mary keine Klagen. Sie schrieb, daß sie sich in der kleinen Familie des Onkels glücklich fühle; aber ich möchte jetzt fast behaupten, daß ihr jene Briefe

diktirt wurden, denn sie waren in gezwungenen Ausdrücken abgefaßt. Später hörte die Correspondenz auf, da nach Beginn des Krieges jede Communication zwischen dem Norden und Süden aufgehoben ward."

„Und Ihr Onkel gehört zu der feudalen, aristokratischen Secessionisten-Partei?" forschte Huber.

„Mit Leib und Seele, Sir!" war die Antwort. — „Er haßte stets die Yankees, ich sagte Ihnen zuvor, daß die Verbindung seiner Schwester mit meinem Vater ihm ein Dorn im Auge gewesen."

„Aber wie erfuhren Sie schlimme Nachrichten über Ihre Schwester?" fragte Rosa gespannt und fast ungeduldig.

„Vor Kurzem," entgegnete Surrey — „wechselten die Rebellen und die Union einige Kriegsgefangene aus. Unsere entlassenen Offiziere kamen aus der Gegend, in der sich die vom Onkel verwaltete Pflanzung befindet. Einer dieser Offiziere, ein Bekannter meines seligen Vaters, suchte mich hier auf, er brachte mir ein Schreiben Marys, das sie Gelegenheit gefunden, ihm heimlich zuzustecken. Dieses Schreiben öffnete mir die Augen. Mary schrieb, daß sie furchtbare Seelenqualen erdulde, daß der Onkel sie zwingen wolle, seinen einzigen Sohn zu heiraten, den sie wegen seines

heimtückischen Characters und seiner Grausamkeit gegen die armen Schwarzen verachte. Sie schrieb, daß sie gewissermaßen von Skarlet und seiner Frau auf der Plantage gefangen gehalten werde und daß dieses Alles von Seiten der schlechten Verwandten nur geschehe, die werthvolle Besitzung an sich zu reißen. Sie hoffe, schrieb sie mir ferner, mit bebendem Herzen auf die Siege der Unsrigen, denn sie sei noch immer die seit frühester Kindheit nach den Grundsätzen der Union erzogene freidenkende Tochter des Nordens, welche das Sclaventhum verabscheue. Sie leistete mir schließlich den Schwur, eher sterben zu wollen, als sich den nichtswürdigen Plänen jener Menschen zu fügen, die sie umgeben und jetzt gleich einer Sclavin halten."

„Und sie hofft," unterbrach Rosa, deren Wangen sich rötheten, den Erzähler lebhaft — „daß Sie zu ihrer Befreiung beizutragen im Stande seien?"

„Wie kann sie das hoffen?" versetzte Surrey. — „Weiß sie doch, daß die große Armee der Conföderirten uns von einander trennt, daß ganz Virginia südlich vom Rappahannock von Conföderirtenschaaren durchstreift wird. Und dennoch werde ich meine Schwester befreien! Mag die Plantage in die Hände des rebellischen Onkels fallen, — er wird sich ohnehin nicht lange ihres

Besitzes erfreuen, so hoffe ich zu Gott, — aber das Glück, die ganze Zukunft meiner armen Schwester soll diese elende Sippschaft nicht zerstören. An den Worten, die Mary schrieb, erkenne ich, daß sie eine echte Surrey ist, voll Energie und Ausdauer. Auch ich werde mich dieses Namens würdig zeigen!"

Der junge Mann blickte stolz und kühn auf. Seine sonst fast weibischen Züge hatten jetzt einen eisernen Ausdruck, es war nichts von einem zierlichen Dandy mehr an ihm.

Rosa sah ihn bewundernd an, ihr Herz schlug höher, ein ihr bisher unbekanntes Gefühl durchströmte sie. Wie schön war der junge Amerikaner in seiner Energie!

Herr Gruber riß den breiten Mund auf.

„Wahrhaftig," murmelte er in sich hinein, — „es scheint, daß die Yankees auch noch an andere Dinge denken, als an das Geldmachen."

„Und wie gedenken Sie so Unerhörtes zu vollbringen?" stammelte der kleine Fortschrittsmann erregt.

„Ich werde übermorgen in der Lage sein, New York verlassen zu können, „war Surrey's entschiedene Antwort, — „dann reise ich über Washington direct zur Potomac-Armee. Dort werde ich jedenfalls das Genaueste über die Stellung der feindlichen Truppen erfahren. Ich werde dann in der Tracht eines Farmers jener Gegend mit Vorsicht

dem Laufe des Rappahannock stromabwärts folgen, über den Fluß setzen und die detachirten Abtheilungen und Streifcorps der Rebellen umgehen. Ich kenne die Richtung genau, die ich zur Plantage einzuschlagen habe. Mein gutes Glück und kaltes Blut werden das Uebrige thun!"

„Das — das ist interessant, weiß Gott, interessant!" rief Huber.

„Edel und hochherzig!" flüsterte Rosa, indem ihr flammender Blick beredt auf den schönen Zügen des jungen Mannes ruhte.

„Und wenn man Sie erwischt?" fragte Herr Gruber unruhig.

„Dann werde ich erschossen!" antwortete Surrey kalt lächelnd. — „Aber fürchten Sie nichts, wir Yankees unternehmen wohl das Gewagte, doch nicht das Unmögliche!"

„Das ist abenteuerlich! Ich liebe das Abenteuerliche, Mr. Surrey!" lallte der korpulente Tourist begeistert. — „Sie sind ein braver Bruder, sehr lobenswerth, ein wackerer Patriot, noch lobenswerther! Sie werden die Potomac-Armee sehen, Gefahren sich aussetzen, — ach, wäre ich noch jung —!"

„Herr des Himmels," stotterte Gruber, — „Du möchtest doch wohl nicht gar, daß wir an der Expedition des Mister Surrey Antheil nähmen?"

„Nun, wenigstens bis zur Potomac-Armee könnten wir ihm das Geleite geben!“ versetzte Fortschritts-Wien lebhaft. — „Wenn man auf Reisen ist, dann muß man Alles sehen. Und hat man uns nicht schon von Vergnügungstouren zum Kriegsschauplatze gesprochen? Sehen sich nicht, wie es heißt, sehr respectable Leute das Ding dort an? Dein Doctor Botherwell kann erst in Wochen mit Dir abrechnen, hat er gesagt. Es wäre doch eine Schande, wenn wir in Amerika gewesen wären, ohne etwas vom Kriege gesehen zu haben!“

Rosa blickte freudig und eigenthümlich bewegt auf ihren Vater.

„Ja, Papa,“ rief sie in einer seltsamen Erregung — „reisen wir zur Armee, geben wir dem Mr. Surrey so weit wie möglich das Geleite!“

Der Amerikaner warf einen forschenden und zugleich innigen Blick auf die junge Wienerin, er sah sie unter diesem Blicke erröthen. Auch seine Wangen färbten sich plötzlich lebhafter. Fühlten zwei Herzen in diesem Augenblicke die gleiche Empfindung, jenes Gefühl, das oft so wundersam auflodert, — jenes Gefühl, das eine plötzlich aufkeimende Liebe verkündet? Der sonst so ruhige Amerikaner war jedenfalls einen Moment so gut verwirrt, wie die anmuthige Rosa. Ihr Vater aber klaschte freudig in die Hände.

„Wir reisen zum Kriegsschauplatze, wir begleiten Mr. Surrey, abgemacht!“ rief er und überlärmte die Proteste des ängstlichen Gruber.

Und nun brach die kleine Gesellschaft auf, denn die Czaslau=Neger begannen wieder zu wüthen.

Surrey gab Rosa den Arm. Als sie auf die Straße traten, flüsterte er seiner holden Begleiterin zu: „Das Glück wird mir günstig sein, denn ein Engel begleitet mich beim Beginne meines Unternehmens!“

Surrey fühlte etwas wie einen zitternden Händedruck.

Sechstes Kapitel.

Zur Potomac-Armee.

Zwei Tage waren vergangen.

Auf dem Fährdampfer, der zwischen New York und dem gegenüberliegenden Jersey City verkehrt und den Hudson in etwa zehn Minuten durchkreuzt, herrschte schon in aller Frühe ein äußerst lebhaftes Treiben, denn das Boot war mit Reisenden beiderlei Geschlechtes überfüllt, welche den von Jersey City nach dem Süden abgehenden Frühtrain benutzen wollten.

Die Leute standen, saßen und drängten sich auf dem Verdeck der Fähre bunt durcheinander; da waren steife Touristen, behäbige Farmer, Neger, Ladies ohne und in Herrenbegleitung, Methodistengestalten, rührige Handelsagenten, blondköpfige Deutsche, abenteuerlich blickende Strolche, Auswanderer, vom Kopf bis zum Fuße in Grau gekleidete Quäker, zu ihren Regimentern zurückkeh-

rende Offiziere der Miliz sowohl, wie der regulären Truppen.

Auch Huber, Gruber und Rosa finden wir wieder als Touristen, doch diesesmal hat die kleine Gesellschaft durch Ralph Surrey eine Verstärkung erhalten.

So ward denn richtig ein Ausflug zur Potomac-Armee unternommen. Der dicke Fortschrittsmann hatte die Bedenken seines ängstlichen Freundes glücklich besiegt, Doctor Botherwell war von Allem verständigt worden und hatte seinem Klienten eine glückliche Reise gewünscht, nachdem er die nöthigen Vollmachten erhalten, während der Abwesenheit Gruber's die Angelegenheiten desselben abwickeln zu können.

Der Rückschrittsmann blickte noch etwas zweifelhaft drein, aber er hatte sich doch schon so ziemlich in sein Schicksal ergeben, und er konnte nicht leugnen, daß er während der zwei Tage seines Aufenthaltes in New York doch Manches gesehen und erfahren, das geeignet war, gewisse Vorurtheile gründlich zu vernichten, die man in Europa über die Sitten und Institutionen der Amerikaner zu hegen pflegt. Er war sogar schon dahin gelangt, sich nicht mehr so absprechend wie ehedem über das Yankeewesen auszudrücken, allerlei kleine Charakterzüge, die er Gelegenheit gehabt hatte, in der kurzen Zeit zu beobachten, führten ihn zu

seiner eigenen Ueberraschung mehr und mehr dahin, eine gewisse Freude über das ruhige und stolze Selbstbewußtsein, die schlichte, prunklose Umgangsweise, die geräuschlose Energie, die patriotische Begeisterung und den Gemeinsinn dieser so oft verketzerten Yankees zu empfinden, Alles Dinge, die er in keinem anderen Staate so durch alle Schichten der Bevölkerung, vom ärmsten bis zum reichsten Manne, verbreitet gesehen hatte. Vor Allem aber konnte er schließlich seine Anerkennung einer Nation nicht versagen, die trotz aller Freiheiten, die sie genoß, sich die Achtung vor den Gesetzen bewahrte, welche sie sich selber gegeben. Herr Gruber war freilich noch lange kein Bekehrter — wie hätte er das in einigen Tagen werden können? — aber gewisse seiner Grundsätze hatten doch bereits einen kleinen Stoß bekommen.

Aber auch unser Neu-Wiener war mit sich in einen Konflikt gerathen. Er hatte an das Wesen der Nordamerikaner und ihre republikanischen Institutionen alle jene idealen Träumereien geknüpft, mit denen sich europäische Vollblut-Demokraten tragen, und war bei seinen ersten Schritten in der Union gerade so enttäuscht und überrascht worden, wie es die genannten Herren zu sein pflegen, wenn sie das Volk der Vereinigten Staaten persönlich kennen lernen. Das practische, besonnene, materielle Streben der Yankees erschien ihm nicht als

der wahre Ausdruck republikanischen Lebens, er hatte geglaubt, man halte an jeder Straße fulminante Freiheitsreden und falle einander voll Gleichheit und Brüderlichkeit tagtäglich um den Hals. Er vergaß, daß man in der Union nicht in deutschem Professorenliberalismus mache oder die Devise des französischen Sansculottenthums auf das Sternenbanner schreibe, daher verblüffte ihn so Manches, worüber der Europäer erst nach jahrelangem Aufenthalte in der Union zur klaren Einsicht kommt. Herr Huber war daher nahe daran, die eigentliche Freiheit der freiesten aller Staaten anzuzweifeln.

Während er aber jetzt auf dem Verdecke des Fährdampfers stand, glühte sein apfelrundes Antlitz freudig, — man dampfte ja zur Potomac-Armee, man sollte ungewöhnliche Dinge sehen und erleben, vielleicht gar, mit aller persönlichen Sicherheit, eine Schlacht.

Auch Rosa scherzte und lachte, doch stahl sich bisweilen ein besorgter Blick aus ihren reizenden Augen zu Ralph Surrey hinüber, der sich neben ihr befand.

Dieser hatte das Ansehen eines ruhigen, heiteren, entschlossenen Mannes, der gewohnt ist, in keiner Lage des Lebens den Kopf zu verlieren; — er war eben eine selbstbewußte, kühne und vorsichtige Yankeenatur. Er grübelte jetzt keinesfalls

mehr über die Gefahren und Hindernisse nach, die zu besiegen er sich vorgenommen.

Der Dampfer erreichte Jersey City, man gelangte zum Bahnhofe und fuhr mit dem nächsten Zuge gen Süden.

Eine humoristische Skizze hat nicht die Aufgabe, eine Reisebeschreibung zu liefern. Wir schildern daher weder Philadelphia noch Washington, welche Städte unsere Wiener Touristen, von Surrey geleitet, flüchtig in Augenschein nahmen, auch berühren wir nicht mit ihnen die vielen Städtchen und Ortschaften, die an der Bahn liegen.

Von Washington aus ward die Reise auf einem Potomacdampfboote fortgesetzt, alle für die Armee bestimmten Transporte nahmen diesen Wassergang.

Bei dem kleinen Orte Aquiacreek wurden endlich unsere Touristen, die auf den Rath Surrey's nur das unentbehrlichste Gepäck mitgenommen hatten, an's Land gesetzt. Hier aber galt es, mit einem Fuhrwerk weiter zu kommen; wie ließ sich jedoch ein solches auftreiben, da die Armee alles Derartige für ihre Bedürfnisse in Beschlag genommen?

Ein elender Karren mit einem darüber ausgespannten noch elenderen Leinwanddache fand sich endlich, und die kleine Reisegesellschaft kroch dort an einem trüben, regnerisch blickenden Tage hinein.

Alle waren guter Dinge, bis auf Herrn Gruber, den mehr und mehr allerlei böse Ahnungen zu foltern begannen.

Die Fahrstraßen in Virginien sind nichts weniger als gut, ein großer Theil des Landes hat einen etwas verwahrlosten Charakter, buschbewachsene Strecken, Haidegegend, sandiges Hügelland, Waldungen, die eigentlich nur aus Unterholz bestehen, sieht man, wohin man kommt. Das Land ist größtentheils kein geeignetes Terrain für die Bewegungen einer großen Armee, wenigstens haben die kriegführenden Parteien sich dort nie so recht wegen der Unwegsamkeit des sterilen Bodens ihrer Artillerie bedienen können.

Unsere Reisenden mußten allerlei Foltern erdulden, sie hockten eng an einander gedrängt in einem kleinen Raume beisammen, der Karren ruhte selbstverständlich nicht auf Federn, ein Sturmwind begann zu heulen, Regenschauer peitschten nieder, das schadhafte Leinwanddach hielt bald nicht mehr gegen das Unwetter Stand und ward zu einem Siebe, das da und dort riesige Tropfen durchließ. Das Fuhrwerk versank bald in die bisweilen tiefausgehöhlten Wagenspuren, bald schnellte es wieder an großen, im Wege liegenden Steinen heftig empor, zu Zeiten neigte es sich so gefahrdrohend auf die eine oder andere Seite, daß jeden Augenblick ein Umschlagen befürchtet werden mußte und

die armen, bereits durchnäßten Passagiere sich genöthigt sahen, einander unfreiwillig um den Hals zu fallen. Dazu kam noch, daß die Fahrt schon deshalb nur langsam vor sich gehen konnte, weil ein einziger, lungensüchtiger Gaul, an dem man alle Rippen zählen konnte, den Karren zog.

Nur für zwei Personen der kleinen Reisegesellschaft schien diese trostlose Fahrt gewisse Annehmlichkeiten zu haben, und diese Personen waren Rosa und Mr. Surrey. Durch das energische Rütteln des Fuhrwerkes kamen sie öfter mit einander in unmittelbare Berührung, als dieses wohl unter anderen Umständen würde der Fall gewesen sein, es hatte sogar den Anschein, als ob Rosa, die neben dem jungen Amerikaner saß, sich bisweilen mehr als nöthig gewesen wäre, bei gefährlichen Stellen des Weges an den liebenswürdigen Mr. Surrey anklammere. Wer hätte dieses aber dem schönen Kinde verdenken mögen? Ist das schwache Geschlecht nicht oftmals da schon ängstlich, wo der Mann keinen Anlaß zur Besorgniß sieht? Was nun die reizende Wienerin auch immer empfunden haben möge, so viel stand fest, daß ihre zierliche Hand, vielleicht zufällig, fast beständig in derjenigen Surrey's ruhte, der keineswegs dadurch belästigt zu sein schien. Jedenfalls führten sie die Strapazen, welche sie

gemeinschaftlich ausstanden, sehr rasch zu einer gewissen Vertraulichkeit.

Die Freunde Huber und Gruber stritten auf dem ganzen Wege. Der Erstere befand sich gerade nicht in seiner gewöhnlichen rosigen Laune, aber der Gedanke, daß er nun bald die Potomac-Armee sehen werde, schützte ihn doch auch vor Entmuthigung. Gruber aber, der wegen seiner dürren Leibesbeschaffenheit am meisten litt, gab sich einer gelinden Wuth hin.

„Du hast immer verwünschte, excentrische Einfälle, Huber!“ knurrte er. — „Und immer bringt er es dahin, daß ich ihm seinen Willen thu'! Wir könnten jetzt gemächlich im Boardinghouse sitzen und meinethalben die abenteuerlichsten Kriegsberichte lesen. — O weh! — Ich komme mir schon wie eine Kaffeebohne vor, die beim Brennen in der Trommel um und um geschleudert wird. O weh!“

Herr Gruber hatte kaum vollendet, als ein heftiger Stoß des Karrens die Köpfe der beiden Freunde gegen einander schmetterte. Rosa kam dabei fast auf den Schooß des Mr. Surrey zu sitzen. Wir wissen nicht, wie es kam, daß sie nicht sofort wieder ihren rechtmäßigen Platz fand.

Die Fahrt nahm unter so bewandten Umständen ihren Verlauf; es hörte freilich auf zu regnen, der Himmel erhielt allmälig sein anmuthiges

Blau wieder, aber die Terrainschwierigkeiten häuften sich. Dazu kam noch, daß zahllose andere Fuhrwerke der verschiedensten Art zwischen Aquiacreek und dem Lager der Unionisten verkehrten, daß man bald auf dem unebenen Boden ausweichen, bald eine Stunde fast auf einer Stelle harren mußte, bis irgend ein weiter vorn den Weg versperrender Wagen, dessen Achse gebrochen, wieder einigermaßen zur Weiterfahrt in Stand gesetzt worden.

Aber wie alles Ungemach der Welt doch einmal ein Ende nimmt, so war das auch hier der Fall. Denn als man endlich gegen Abend ein kleines Dorf erreichte, dessen Hütten etwas zerstreut umher lagen, da wendete sich der kutschirende Eigenthümer des Karrens, ein kleiner, grobknochiger Virginiamann, zu seinen halbgeräderten Passagieren um und sagte: „So, Gentlemen, hier müssen wir bleiben, denn eine halbe Stunde hinter dem Orte beginnt das Lager!"

„Wie?" rief Huber, ein wenig enttäuscht. — „Wir können also nicht direkt bis zu den Zelten der Armee fahren?"

„Die Vorposten würden unser Fuhrwerk nicht durchlassen, Sir!" war die Antwort. — „Und wo wollten Sie die Nacht zubringen? Haben Sie Freunde in der Armee, Sir?"

„Teufel, das ist wahr," murmelte der dicke Tou-

rist — „in einem Lager gibt es keine Zelthotels! Also bleiben wir hier und statten wir den Herren Unionisten morgen in aller Frühe unseren Besuch ab!"

Die kleine Reisegesellschaft kroch unter dem Leinwanddache hervor und verließ den Karren.

Aber da war guter Rath theuer. Wohin sich wenden? In und neben dem Dorfe thürmte sich eine förmliche Wagenburg auf. Ueberall wimmelte es von Menschen.

„Diese kleinen schmutzigen Häuser," rief Huber umherblinzelnd — „werden sämmtlich überfüllt sein!"

„Sehr wahrscheinlich, Sir!" versetzte der Virginiamann trocken. — „Die Leute, die nicht unterkommen können, pflegen auf ihren Wagen zu schlafen, oder auf dem Feld, darnach die Witterung ist!"

„Verwünscht! Warum sagtet Ihr das nicht schon, bevor wir von Eurem Neste abfuhren!" radebrechte Gruber mühsam und ingrimmig in seinem unglücklichen Englisch. — „Ich wäre, bei Gott, in Aquiacreek geblieben! Die Felder sind naß, die Wagenpolster durchnäßt, — hol' der Henker Deine Ueberspanntheiten, Huber!"

Der dicke Tourist erhielt durch die klägliche Miene seines Leidensgefährten seinen sorglosen Wiener Humor wieder. Er lachte hell auf.

„Ei was," rief er — „da wir mit frischem Muth auf Abenteuer ausgezogen sind, so müssen wir auch alle kleinen Leiden von der lustigen Seite nehmen! Und wenn wir auch in einer Scheune auf Stroh schlafen sollten, so darf uns das jetzt nicht geniren!"

Und es kam richtig für Alle so, bis auf die schöne Rosa. Nach einer langen Wanderung durch den Ort, erlangte man ein winziges Kämmerchen für die „Miß," die Herren aber wurden in der Baracke auf einen schmalen Heuboden verwiesen, durch dessen morsche Bretterwände der mehr als frische Abendwind pfiff.

„Komme mir nur jemals wieder mit dergleichen Unternehmungen!" brummte Gruber den lachenden Freund an.

In einer Weise wurden unsere Touristen indessen gut versorgt, — Essen und Trinken gab es gegen theure Preise genug, hatte doch eine ganze Karavane von Fuhrwerken, die mit allen nur erdenklichen guten und schlechten Dingen für die Armee beladen waren, im Dörfchen Halt gemacht.

Und als nun in der kleinen dürftigen Wohnstube des Bauernhäuschens Schinken, Brod und eine etwas schwächliche Punschessenz auf dem wackligen Tische prangten, da vergaß man die Leiden der Fahrt — Surrey und Rosa wußten ohnehin nicht

viel davon zu sagen — da fühlte sich selbst Gruber mit seinem Schicksale einigermaßen ausgesöhnt.

„Wahrhaftig," murmelte er — „es schmeckt mir delikat! Wem aber würde nicht Alles in der Welt schmecken, wenn er so umgerüttelt ward, wie wir an diesem unglückseligsten aller Regentage! — Müßte man nur nicht den Schinken mit den Händen angreifen, und hätte man wenigstens ein gutes Schwechater Lager —!"

„Dafür werden wir morgen das Lager der Unionisten haben, Du Ungenügsamer!" rief der dicke Tourist lachend. — „Vergiß übrigens nicht, mein Freund, daß in den Wirthshäusern unseres civilisirten Praters Messer und Gabeln so gut zu den Seltenheiten gehören, wie hier in Virginia. Also nur nicht so zimperlich zugelangt! Was zu Hause geht, wird auch hier gehen!"

Siebentes Kapitel.

Ein unerwünschtes Abenteuer.

Die Nacht war schon ziemlich weit vorgerückt, es war nahezu elf Uhr.

Rosa hatte sich schon vor einer Stunde in ihr Kämmerchen begeben und schlummerte jedenfalls schon süß, vielleicht von der armen zu befreienden Mary oder — Surrey träumend.

Der junge Amerikaner war auch längst auf der Leiter zu dem Heuboden emporgeklettert, welcher den Herren zum etwas primitiven Schlafgemach und Boudoir angewiesen war.

Ob Surrey schlief oder ob er an die Gefahren dachte, die ihm bevorstanden, an die besten Mittel und Wege, seine Schwester den habgierigen secessionistischen Verwandten zu entreißen, das wissen wir nicht. Es gehörte auch wohl nicht zu den Unmöglichkeiten, daß er auf seinem einsamen Lager

im Geiste sein Begegnen mit der schönen Wienerin durchging und sich bemühte, sich von dem eigenthümlichen Gefühle ein wenig Rechenschaft abzulegen, das ihn zu seiner anmuthigen neuen Bekanntschaft so unwiderstehlich hingezogen hatte.

Huber und sein Freund aber saßen noch immer im Wohnstübchen der Bauernhütte, an dem alten wackligen Tische. Sie hätten müssen keine Wiener sein, wenn sie mit einer „kurzen Sitzung“ zufrieden gewesen wären. Selbst Gruber, seither stets ein so konservativer, ehrbarer Mann und keineswegs ein loses Kneipgenie, verleugnete doch niemals seine österreichische Abkunft, wenn es sich um das Wirthshaus handelte.

Der Punsch, so schwächlich er auch war, hatte doch schließlich seine Schuldigkeit gethan, nachdem er in leidlichen Massen vertilgt worden war; — die Angesichter beider Herren glühten recht lebhaft, und es ließ sich daraus schließen, daß sie sich gerade in jener Stimmung befinden mußten, welche eine gewisse Behaglichkeit durch den Menschen verbreitet und selbst dem Unentschlossensten und Zaghaftesten eine Art Spannkraft und Unternehmungslust momentan verleiht.

Huber leerte sein Glas und blickte den Freund fragend an, der ebenfalls keinen Tropfen mehr im Glase hatte.

„Trinken wir noch?“ fragte er lächelnd.

„Ich nicht!“ war die Antwort. „Mir ist heiß!“

„Mir auch! In dem verwünschten Heu wird uns noch heißer werden!“

„Das habe ich längst gedacht.“

„Hast Du Schlaf?“

„Fällt mir nicht ein!“

„Am liebsten möchte ich hier so bis zum Morgen sitzen bleiben.“

„Dann können wir uns morgen nicht rühren, — bedenk', — die Rippenstöße während der Fahrt, — eine durchwachte Nacht —!“

„Aber der Heuboden —!“

„Hol' ihn der Henker!“

„So gehen wir wenigstens zur Abkühlung ein wenig vor das Haus. Der Wind hat nachgelassen, die Nacht wird schön sein.“

„Hast recht! Aber der Wirth und sein Volk schnarchen nebenan wie die Dachse. Sie werden das Haus verrammelt haben.“

„Ei was, wir kommen schon hinaus!“

Der kleine dicke Tourist erhob sich, aber er schnellte etwas schwerfälliger empor als sonst. Auch Gruber richtete sich ein wenig steif vom Stuhle auf.

Die Herren verließen das niedere, dumpfe Gemach. Sie hatten nur einen Schritt bis zur Hausthür, diese war unverschlossen, — vermuthlich gab es bei den Farmersleuten nichts zu stehlen.

Jetzt standen die Wiener draußen im Freien. Eine milde, sammtweiche Luft wehte sie an. Die Nacht war ziemlich finster, unzählige Sterne flimmerten am Firmamente. Da und dort fiel noch rother Lichtschein aus einigen Fenstern, sonst war das Dorf in Düster getaucht. Die zahllosen Wagen, welche auf der Straße und neben den angrenzenden Wiesen standen, glichen schwarzen unförmlichen Massen, manche der Pferde, die keinen Stall gefunden, waren zum Theil nur abgeschirrt und lagen oder standen vor den Fuhrwerken. Dann und wann bewegte sich zwischen den Karren und Transportwagen eine schattengleiche Gestalt, — der Wächter, den die Fuhrleute bestellt hatten. Vom fernen Wirthshause tönte Gesang und Lärmen herüber, sonst war Alles still.

„Komm," sagte Huber, „wir haben nur etwa zweihundert Schritte bis zu jenem Hügel hinter dem Dorfe. Die Luft kühlt wohlthätig, gehen wir dort hinauf, vielleicht sehen wir die Bivouacfeuer der Armee. Das muß ein imposanter Anblick sein, denn das Lager dehnt sich viele Meilen weit aus, wie mir gesagt wurde."

Neu-Wien setzte sich sogleich in Bewegung, Alt-Wien folgte ohne Widerstreben.

Die Herren schritten bedächtig kreuz und quer zwischen den Fuhrwerken hindurch und verließen das Dorf. Sie erreichten ohne große Anstrengung

den Gipfel des sandigen, mit Haidekraut bewachsenen Hügels und blieben überrascht stehen.

Ueber Buschwerk hinwegschauend, erblickten sie südlich von ihnen einen Theil des Zelt- und Hüttenlagers der Unionisten. Aber diese Zeltstadt dehnte sich jetzt grau und fast unkenntlich aus, denn kein Licht durfte in so später Stunde dort brennen, wo die luftigen Straßen derselben standen. Nur von den aufflackernden Wachtfeuern der Vorposten fiel dann und wann ein Schein auf die nächsten Zeltreihen und beleuchtete vorübergehend das Lager der Bürgersoldaten. Diese Wachtfeuer aber schienen sich wie eine feurige Kette in's Endlose hinzuziehen. Die Wiener Freunde unterschieden dort deutlich sich hin und her bewegende dunkle Gestalten.

Nicht gar zu weit hinter dem Lager, von dem Hügel aus gesehen, zog sich ein düsterer Streifen in Krümmungen durch die Landschaft.

„Das ist ein Fluß, das ist sicher der Rappahannock!" murmelte Huber. — „Dann lagern ja drüben, dort in jener Gegend, die wir nicht recht unterscheiden können, die Konföderirten. Das ist interessant! Und dort ungefähr wird Fredericksburg liegen, das die Südstaatenmänner noch besetzt halten. Wahrhaftig, mir ist es so, als sähe ich da eine Menge von Häusergiebeln!"

Der dicke Tourist wies auf eine schwärzliche

Masse, die in der Nähe der Hügel lag, von denen der Horizont begrenzt war.

„Ach, das ist interessant!“ fuhr er lebhaft plaudernd fort. — „Und wir haben wahrhaftig das Lager der Yankees ganz in der Nähe! Höre, Gruber, was meinst Du dazu, wenn wir zu den Braven hinunterstiegen, die ich dort an den Wachtfeuern herumkrabbeln sehe?“

„Bist Du toll!“ fuhr der Andere auf. „Bei der Nacht? Siehst Du nicht, daß wir da durch allerlei Buschwerk müßten?“

„Ach, Freund, mich kitzelt es so, den Tapferen die Hand zu drücken und ihnen zu sagen, daß ich für ihre Sache begeistert bin! Vielleicht, oder ganz gewiß sind Deutsche dabei, Oesterreicher!“

„Rede nur nicht von amerikanischen Oesterreichern!“ brummte Gruber heftig. „Denk' an unsere Koffer! — Und dann —“

„Und dann — und dann —! Herzens-Gruber, ich bin in meinem Leben nicht an einem Wachtfeuer gesessen, Du auch nicht! Denke Dir, Alles das improvisirt, auf eigene Faust unternommen, — höchst interessant! Die kleinen Büsche da werden uns auch kein erhebliches Hinderniß in den Weg setzen!“

„Aber —“

„Du wirst Dich doch nicht fürchten?“

„Ich mich fürchten? Was glaubst Du?!“

Der hagere Gruber streckte sich hoch empor. Der reichlich genossene Punsch hatte eine kleine Wandlung in dem ehrbaren Herrn zuwege gebracht.

Und der genossene Punsch ward auch der Verbündete Huber's, als dieser nun seine ganze Ueberredungskunst aufbot, den Freund für sein Unternehmen zu gewinnen.

„Gehst Du nicht, so geh' ich allein! Es ist ja keine Gefahr dabei!" war das Schlußwort Fortschritt-Wiens.

„Nun denn, es sei!" knurrte Gruber. „Lieber an ein Wachtfeuer, als auf den Heuboden!"

Die Freunde schritten den Hügel hinunter. Sie erreichten die Gebüsche und arbeiteten sich eine Zeit lang durch dieselben hindurch.

„Dort ist ein breiter Pfad!" frohlockte Huber.

Er und Freund Gruber entwanden sich dem Gestrüppe und traten auf einen geebneten Weg hinaus.

Kaum aber war dieses geschehen, als ihnen ein donnerndes „Halt! Wer da?" in gutem Englisch entgegenschallte.

Die ehrlichen Wiener wollten entsetzt zurückweichen. Da sahen sie im Sternenlichte blinkende Gewehrläufe auf sich gerichtet. Im nächsten Augenblicke wurden sie gepackt, von einem halben Dutzend Soldaten umringt.

„Was schleicht Ihr dort herum?“ schrie einer der Männer. „Das ist verdächtig!“

„Das sind Spione, hol' mich der Teufel!“ brüllte ein Anderer. „Vorwärts, Ihr Schufte! Man wird Euch kurzen Prozeß machen. Morgen um diese Stunde seid Ihr gehenkt!“

Huber und Gruber stießen einen Schrei hervor.

Noch bevor sie in ihrem Entsetzen Worte finden konnten, fühlten sie sich am Kragen den Pfad hinabgeschleppt und gestoßen.

Als der erste Schrecken vorüber war, da begannen unsre Wiener sich auf's Protestiren zu legen, das heißt, zu einem zusammenhängenden Proteste brachte es eigentlich nur Fortschritt-Wien, denn Gruber's schwache Kenntniß der englischen Sprache kam durch seine Angst auf noch schwächere Füße zu stehen. Aus abgerissenen, unverständlichen Worten und einer Flut von O's und Ach's bestand seine ganze Rechtfertigung.

Wie aber auch Huber seine und des Gefährten Schuldlosigkeit betheuern mochte, die Männer der Streifpatrouille glaubten ihm nicht. Es waren eifrige Bürgermilizen eines erst kürzlich zum Heere gestoßenen Massachusets-Regimentes, und sie brannten vor Begier, sich schon als Neulinge bei ihrer Division hervorzuthun. Der Fang zweier Männer, die ihnen verdächtig erschienen, war für sie wahrhaftig keine kleine Sache, es war ihnen um

eine etwaige Aufklärung eines Mißverständnisses weniger zu thun, als um den unzweideutigen Beweis ihrer Wachsamkeit und Pflichterfüllung, daher überschrieen sie den kleinen korpulenten Touristen und traten mit so vielem Spektakel wie möglich ihren Marsch zum Lager an, damit noch in selber Nacht womöglich die ganze bivouakirende Division von ihrer glorreichen That Kenntniß erhalte. Nicht viel fehlte daran, so hätte einer dieser diensteifrigen Rekruten sein Gewehr abgefeuert und dadurch jedenfalls das ganze Hüttenlager allarmirt.

Die armen Wiener trabten keuchend und stolpernd durch die Nacht, das Pflichtgefühl der wackeren Söhne Massachusets' ersparte ihnen keineswegs diverse Rippen- und Kolbenstöße, und diese kernigen Püffe trafen ihre unschuldsvolle Persönlichkeit um so empfindlicher, als diese schon bedeutend durch die jämmerliche Fahrt von Aquiacreek war mitgenommen worden.

Jetzt ging es, nach den üblichen Formalitäten bei der Vorpostenlinie, an den Wachtfeuern vorüber.

O Ironie des Schicksals! denselben Männern, denen in aller Wiener Gutherzigkeit die Hand zu drücken sie noch vor einer Viertelstunde die Absicht gehegt, erschienen sie jetzt als gefährliche Subjekte, als eingefangene Spione der Konföderirten, als Abgesandte der Verfechter eines empörenden Sklaventhums.

Fortschritts-Huber gerieth besonders über diesen Gedanken in helle Verzweiflung. Er wollte auch gegen die Wachtfeuer hin protestiren, man lachte, höhnte und stieß ihn weiter.

Den Vergnügungszüglern rann der Schweiß von der Stirn. Das war nun freilich ein Einzug ins Lager, aber welch ein Einzug!

Traurig trabten sie durch die Zeltreihen, vorn, hinten und an den Seiten ihre angenehmen Begleiter, bis zu der Baracke des Obersten. Dort wurden sie nicht vorgelassen und zum Zelte des Profosen gewiesen; es hieß, am folgenden Morgen sei es auch noch Zeit, die Gefangenen zu verhören.

Beim Profosen fanden sie Einlaß. Der genannte Herr taumelte halb angekleidet und schlaftrunken vom Feldbette auf, er verstand nicht, oder wollte nicht die Deklamationen Hubers und die O's und Ach's seines Freundes verstehen; mit zwei Worten wurde ihnen Stillschweigen geboten. Man fesselte die beiden zitternden Leidensgefährten und führte sie zu einem kleinen Zelte, dort wurden ihnen zwei Mann mit geladenen Gewehren beigegeben, ein dritter erhielt die Ordre, vor dem Zelte auf und ab zu spazieren.

Huber und Gruber sanken auf einen harten Pfühl nieder, dort hockten sie bei einander, denn sie waren auch an einander gefesselt, und flüsterten kläglich.

„Da haben wir es nun, gefangen, in Ketten!“ stöhnte Gruber. „O Gott, hätte ich nur den Heuboden aufgesucht, wäre ich in Aquiacreek geblieben, in New York, oder — oder überhaupt in Wien!“

„Es ist schändlich!“ murmelte Huber! „Die Satanskerle thaten gerade so, als rede ich griechisch mit ihnen, und mein Englisch ist doch verständlich genug! Verfährt man denn hier im freien Amerika gerade so mit den Leuten, wie in den absolutistischen Staaten Europas?!“

„Und Alles habe ich Dir zu verdanken, Dir, Du Unglücks-Huber, Du Phantast!“ fuhr Gruber trostlos fort.

„Still, Freund, still!“ beschwichtigte der Andere, sich fassend. „Unsere allerdings fatale Lage kann nur bis zum Morgen währen! Wir werden ja beweisen können, daß wir die harmlosesten Menschen von der Welt sind, daß wir in unserem ganzen Leben noch keine Konföderirten gesehen haben, außer in der Leipziger Illustrirten, daß wir erst vor einigen Tagen den Fuß auf amerikanischen Boden setzten, wir können das ja beweisen, unumstößlich, — Du hast ja doch jedenfalls Deinen Paß bei Dir!“

Der hagere Gruber fuhr zusammen, als habe ihn eine Schlange gestochen.

„Wie?“ stammelte er. „Meinen Paß?“

„Nun ja doch —!“

„Der — der steckt in meiner Rocktasche —! Aber Deiner —?“

„Den hat Rosa aufbewahrt!“

„Allmächtiger Himmel!“

„Da schlage das Kreuzdonnerwetter drein!“

„O Gott, wenn wir nicht beweisen können, wer wir sind, und wenn man sich nicht die Mühe nimmt, ins Dorf zu Deiner Tochter und Mr. Surrey zu schicken —“

„Alle Teufel, jetzt sind die Beiden allein, und ich habe während der Fahrt und am Abende bemerkt, daß sie einander Blicke zuwarfen, — Blicke —“

„Mensch, wie kannst Du in diesem Augenblicke an Deine Tochter denken!“

„Erlaube mir, meine Tochter —! Und hier gefangen — Höllenelement!“

„Und morgen vielleicht gehenkt, wenn Mr. Surrey nicht rechtzeitig erfährt — und man unsere Erklärungen für Lügen nimmt, — man — man macht ja mit Spionen kurzen Prozeß, hat der Soldat gesagt —!“

„Werdet Ihr bald das Maul halten?“ donnerte einer der Yankeesoldaten in das Gespräch hinein, das in deutscher Sprache geführt worden war und das er daher nicht verstanden hatte. „Kein Wort der Verabredung mehr, wird Euch ohnehin nichts nützen, werdet doch gehenkt! Also aus ist's mit dem Zischeln, sonst —!“

Huber und Gruber seufzten und schwiegen. Sie lehnten sich erschöpft an einander und starrten sorgenschwer auf die Laterne, welche neben den sie bewachenden Milizsoldaten stand.

Das apfelrunde Gesicht des kleinen dicken Touristen bot jetzt einen ebenso tragi-komischen Anblick dar, wie das hagere seines Freundes und Leidensgefährten.

Und das war auch ganz natürlich, denn Hubers Phantasie hetzte sich jetzt womöglich noch ärger mit allerlei düsteren Bildern ab, als diejenige seines doch jedenfalls ängstlicheren Schicksalsbruders.

Aber befand sich denn Huber allein als Mensch in einer Klemme?

Steckte er nicht auch als Vater in großer Verlegenheit?

Was konnte nicht Mr. Surrey, so ehrenwerth ihm dieser auch sonst mochte erschienen sein, jetzt Alles unternehmen, nun die gute Rosa sich selber überlassen war?

Und die gute Rosa hatte das leichte, bewegliche Wiener Blut ihres Vaters, das wußte der arme Huber nur zu gut.

Er verwünschte jetzt im Stillen die Thatsache, daß Töchter auf den Vater zu arten pflegen.

Er verwünschte obendrein seine Neugier, seine Sorglosigkeit in allen Dingen.

Er verwünschte, daß er jetzt vorläufig zum

Schweigen verdammt sei, denn seinen Gefühlen nicht freien Lauf lassen können, das war eine Haupttortur für unser lebhaftes Männchen.

Aber auch Bürgersoldaten respektirten augenscheinlich nicht die Gefühle eines vom Schicksal Heimgesuchten, und waren in diesem Punkte nicht besser als die „Schergen des Absolutismus". Das erschien unserem liberalen Helden fast als das Verwünschenswertheste.

Und als ihm nun schließlich nichts mehr zu verwünschen übrig blieb, da fielen ihm die Augen zu, da sank ihm das sorgenschwere Haupt auf die Brust nieder, da begann er in zusammengekrümmter Stellung seinen Kummer auszuschnarchen, da er ihn nicht hatte ausraisonniren dürfen.

Gruber that schon seit einer Viertelstunde dasselbe.

Man wolle nicht glauben, daß unser hagere Freund schließlich im Bewußtsein seiner Schuldlosigkeit und Manneswürde den Muth erlangt, sich gelassen in sein Schicksal zu fügen und den Armen des Schlummers zu übergeben, — die Natur hatte eben ihr unabweisbares Recht verlangt.

Achtes Kapitel.

Im Lager.

Es war fünf Uhr Morgens, als durch das weithin sich dehnende Lager der Unionisten der Trommelwirbel der Reveille ertönte, der die Schlaftrunkenen unter Waffen vor ihre Zelte und zum Appell ruft, von wo es zum Morgenexercitium geht, das besonders den Herren von der Bürgermiliz nicht zu behagen pflegte.

Nah und fern hämmerten diese Wirbel fast zu gleicher Zeit, und zwar jetzt mit solchem Spektakel in unmittelbarer Nähe jenes Zeltes, in dem unsere Wiener als vermeintliche Spione schlummernd hockten, daß diese erschrocken auffuhren.

Im ersten Momente mochten beide Herren denken, der Erdball gehe krachend aus seinen Fugen, denn sie hatten, noch schlaftrunken, völlig vergessen, wo und in welcher Lage sie sich befanden.

Sie hatten eine dumpfe, unbestimmte Erinnerung von den unglückseligen Ereignissen der vergangenen Nacht, aber sie glaubten nur schwer geträumt zu haben.

Ein Blick aber auf die Wände des Zeltes und ihre sonstige Umgebung rief ihnen ihr ausgestandenes, tragi-komisches Geschick vollständig ins Gedächtniß, das Klirren ihrer Ketten, als sie ängstlich zusammenfuhren, mahnte sie schonungslos daran, daß ihnen das keineswegs beneidenswerthe Vergnügen bevorstehe, in nächster Zeit vor einem Kriegsgerichte erscheinen zu müssen, sich über ihre nächtliche Wanderung zu verantworten.

Ihre Wächter waren längst abgelöst worden, aber es waren wieder andere Soldaten da, eben so martialisch blickend und auch ohne Zweifel mit geladenem Gewehr.

Huber und Gruber starrten erst diese beiden Unionsmänner bleich und bebend an, sodann wandten sie einander den trostlosen Blick zu.

„Das ist eine schöne Geschichte," stammelte Fortschritts-Wien — „die Sache kann ja aber keine bösen Folgen für uns haben, — sie kann es nicht, wenn's — wenn's noch eine Gerechtigkeit auf Erden gibt!"

„Wir können uns nicht legitimiren," brummte Gruber trostlos — „damit ist Alles gesagt! Und wenn Dein Mr. Surrey nicht besser ist als der

verdammte Yankee-Oesterreicher war, wenn er Deine Tochter sammt unseren Effekten entführt hat — rede mir nicht drein, — hast selber gesagt, daß Rosa mit ihm verständlich genug liebäugelte — dann —"

„Still!" murmelte Huber, in dessen Gemüth noch ein Funke von Hoffnung aufblitzte — „hörst Du nicht den Spektakel draußen? Am Ende sind die Konföderirten angerückt, — sie überfallen vielleicht das Lager — dann kommt es zum Kampf, zur Schlacht —"

„Herr des Himmels, — und wir stecken mitten drinnen — und aneinander gekettet obendrein!" — stöhnte Gruber voll Entsetzen.

„Mensch" — flüsterte sein Gefährte, mit dem besten Willen, aber geringem Erfolg, gegen seine Muthlosigkeit ankämpfend — „es wäre doch möglich, in dem allgemeinen Tumulte zu —"

„Wollt Ihr verfluchten Kerle wohl ruhig sein?" donnerte einer der Milizsoldaten in einem so breiten Englisch, daß sich der Irländer leicht daran erkennen ließ.

Die Schicksalsbrüder ließen eingeschüchtert ihre Flügel hängen und seufzten.

Sie hatten auch hierzu kaum Zeit, denn nun trat ein Unteroffizier ins Zelt und forderte die Gefangenen auf, ihm zu folgen.

Unsere Wiener gehorchten zitternd. Alle Glie-

der thaten ihnen weh und waren wie erstarrt, aber das Herz entwickelte dagegen eine große Beweglichkeit, freilich keine angenehme!

Eine eisige, Mark und Bein durchfröstelnde Morgenluft schlug ihnen entgegen, ein bleifarbener Himmel war über dem Lager ausgespannt, selbst die Natur zeigte den armen unschuldigen Touristen ein trotziges, feindseliges Gesicht.

„Ein prächtiger Tag, um Johnnys an den Galgen aufzuziehen!“ rief der Unteroffizier lachend, indem er auf die Gefesselten einen sonderbar verschmitzten Blick warf.

Johnny ist ein Beiname für den Südstaatenmann, wie Yankee für den Bewohner des Nordens.

Huber und Gruber zuckten bei dem Worte „Galgen“ zusammen. Ersterer blickte kläglich umher. Ach, seine Hoffnung schwand völlig dahin! Mit einem Anrücken der Konföderirten, einem Ueberfalle des Lagers war es nichts. Alles ging dort seinen geregelten Gang, wie alle Tage, nur mit dem Unterschiede, daß man an diesem Morgen nicht zum Exerzieren ausrückte, denn es standen in den nächsten Tagen ganz andere, ernstere Strapazen bevor, wovon später die Rede sein wird.

Die Trommeln hatten daher heute nur zur Morgentoilette gerufen und truppweise zogen die noch ziemlich verschlafen aussehenden Krieger, die Uniform ein wenig derangirt, das Haar verwildert,

zum nächstbesten Bache, der hier im Felde Waschtisch und Spiegel vertreten mußte.

Der dicke Huber und sein hagerer Leidensgefährte wanderten, unsicheren Schrittes und inmitten einer kleinen Eskorte, welcher sich jetzt der Profos anschloß, durch die nächstgelegene Zeltreihe.

In ihrer Niedergeschlagenheit achteten sie nicht des bunten Gewühles, an dem sie vorüber mußten.

Und bunt kostümirt waren die Männer der Union in der That noch immer, obwohl seit 1861, um welches Jahr der Krieg begonnen, die dunkelblaue Uniform der regulären Truppen immer verbreiteter im Heere geworden war. Den Milizen und Freiwilligen, welche Anfangs das Recht besessen hatten, sich ihre Offiziere selbst zu wählen, — wodurch Leute ein Kommando erhielten, die vom Kriegshandwerke nichts verstanden, — war es auch bei ihrem Zusammentritte freigestellt worden, die Farbe und den Schnitt der Uniform ihres Regimentes selbst zu bestimmen, und so hatte sich denn über die Armee eine gewisse Buntscheckigkeit verbreitet, die dadurch noch vermehrt worden war, daß Viele ganz ohne Montur, nur mit Säbel und Gewehr, bei den Regimentern der Freiwilligen zugelassen worden. Ja sogar Zuavenabtheilungen, ganz nach französischer Manier herausstaffirt, bewegten sich unter den dunkelblauen Yankees, amerikanische Zuaven, die ein halbes Jahr früher mit

der Elle in der Hand oder der Feder hinter dem Ohre im Laden oder Comptoir gestanden. Zur Zeit, in der sich unsere Wiener im Lager befanden, hatte die Disciplin dieser Milizen und Freiwilligen — und somit auch ihr Aussehen — sich um ein Bedeutendes gegen damals gebessert, als noch der alte, übrigens wackere General Scott den Oberbefehl geführt, doch bot das Heer immer noch mehr den Anblick einer improvisirten Bürgerarmee, als den einer mühselig und kostspielig zusammengedrillten Soldateska. Nichtsdestoweniger hatten diese Bürger schon gezeigt, daß von einer großen Idee begeisterte Männer eingeschulten Landsknechten mindestens an Tapferkeit und Heroismus gewachsen sind.

Unsere beiden Helden schlotterten ziemlich unbeachtet, gesenkten Hauptes vorwärts.

Plötzlich hemmte die kleine Eskorte ihren Schritt.

Ein barsches „Halt!" ertönte.

Aber zugleich auch ließ sich eine weiche, silberhelle, den beiden Herren wohlbekannte Stimme vernehmen.

Huber und Gruber blickten überrascht auf.

Da standen Rosa, Mr. Surrey und ein Oberst der Yankees vor dem Zelte, dem sich unsere gefangenen Wiener bis auf wenige Schritte genähert.

Die schöne Rosa war ein wenig bleich. Aber so gutherzig sie auch sein mochte und so sehr sie auch ihren Vater liebte, mußte sie dennoch jetzt

auflachen, als sie die Jammermienen der beiden vermeintlichen Spione und die lange Kette erblickte, welche die ungleichen Freunde zusammenhielt.

Sie sprang zum Vater, umarmte ihn und drückte dem verdutzten Gruber die Hand.

„Ihr Armen!“ rief sie in einem Gemisch von Schalkhaftigkeit und Bedauern. — „Wir waren so in Angst um Euch, Mr. Surrey und ich — und hätten wir obendrein geahnt, daß Ihr Euch zum Spioniren in's Lager begeben —!“

„Halt ein!“ schrie Huber verwirrt, entsetzt und zürnend zugleich. — „Rede nicht so frevelhaft, Mädchen, — in unseren Umständen —!“

Rosa wendete sich halb zu dem Obersten und Surrey.

„Dein Schicksal ist ja schon besiegelt, Papa!“ sagte sie lächelnd.

Die beiden Wiener blickten mißtrauisch und unruhig auf den Obersten, der jetzt an sie herantrat.

„Nehmet den Herren die Ketten ab, Evâns,“ rief der Offizier dem Profos zu — „mein Freund Mr. Surrey hat das Mißverständniß genügend erklärt, den unzweideutigsten Beweis für die Schuldlosigkeit der Herren Reisenden geliefert.“

Der Profos gehorchte, während ein breites und ein hageres Antlitz vor Entzücken zu strahlen begannen.

Der Oberst aber wandte sich jetzt im reinsten Deutsch an die beiden Schicksalsgenossen, die vor Rührung und freudiger Ueberraschung noch keine Worte finden konnten.

„Entschuldigen Sie, meine Herren," sagte er, — „daß der Eifer meiner Rekruten Sie in eine keineswegs beneidenswerthe Situation versetzte, doch hoffe ich, Sie werden keinen üblen Eindruck von hier mit sich fortnehmen, wenn Sie uns gestatten, Ihren weiteren Aufenthalt im Lager Ihnen so angenehm wie möglich zu machen."

Die Touristen blickten verwundert und freudig auf den blonden, stattlichen und schönen Offizier. Huber, dessen Handschellen gerade jetzt klirrend abfielen, erhielt sofort die Redseligkeit und den alten Wiener Humor wieder.

„Ah," rief er auflachend, indem er nicht übel Lust zu haben schien, dem Obersten um den Hals zu fallen — „Sie sind ein Deutscher?"

„Ich bin von Springfield in Illinois, und dort von deutschen Eltern geboren," war die Antwort, — „viele Männer deutscher Abkunft dienen in der Unionsarmee, und ich hoffe, sie schlagen sich nicht am schlechtesten!"

Huber blickte triumphirend auf seinen Gefährten, der in stillem Entzücken die geräderten Glieder nach allen Richtungen auszudehnen sich bemühte, so daß sie wie Polypenarme umherwanderten.

„Siehst Du wohl," rief Fortschritts-Wien — „wir haben alle Ursache, auf unser deutsches Element in Amerika stolz zu sein, ich sagt' es ja, — auf unseren einen österreichischen „Kofferschnipfer" kommen tausend Rechtschaffene und Tapfere unserer Nation!"

„Wahrhaftig," bemerkte in gebrochenem Deutsch ein höherer Offizier, ein echter Yankee, der jetzt zu der Gruppe trat, und dem Obersten die Hand drückte — „sind Tapferste von uns all, die Deutsch, jedenfalls best disciplinirt, und patriots, für Freiheit und Bildung, Union wird immer stolz und dankbar dafür sein, upon my word!"

„Wir haben von Euch gelernt, was wahrer Patriotismus und Manneswürde sind!" versetzte der Oberst bescheiden und herzlich. — „Wir sind es, die der Union Dankbarkeit schulden, und indem wir uns bemühen, sie an Euch abzutragen, thun wir nur unsere Pflicht!"

Und der Yankee und der Deutsche umarmten einander, obwohl der Eine von den Regulären, der Andere von der Miliz war, die während des ganzen Krieges auf einem etwas gespannten Fuße lebten, was ihr gemeinschaftlicher Patriotismus keineswegs änderte.

Die beiden Offiziere also umarmten einander; das erinnerte unsern beseligten Neu-Wiener unmitelbar an den ehrenwerthen jungen Ame-

rikaner, der so zu rechter Zeit Hülfe gebracht hatte.

Im nächsten Augenblicke fühlte sich daher auch Mr. Surrey umhalst. Dieser hätte es jedenfalls lieber gesehen, wenn Vater Huber seine Erkenntlichkeit der anmuthigen Miß Rosa für ihn in Kommission gegeben haben würde, es blieb ihm aber nichts anderes übrig, als sich von der dankbaren Fleischmasse, die etwas schwer an seinem Halse hing, abherzen zu lassen.

Und mit Huber war es leider nicht für ihn abgethan, denn auch Gruber schlotterte heran und schloß den jungen Mann in seine Knochenarme. Hatte er ihm doch im Stillen für den schmählichen Verdacht, den er gegen ihn gefaßt und vor Huber ausgesprochen, Abbitte zu leisten.

Und seine faltigen Wangen rötheten sich tief, als ihn der Leidensgefährte der vergangenen Nacht zur Seite zog und ihm neckisch zuflüsterte: „Du, soll ich dem Surrey sagen, was Du von ihm gedacht hast?"

„Ich bitte Dich, sei still!" murmelte der Andere.

„So erkläre, daß ich ein großer Menschenkenner sei!"

„Ich erkläre, was Du willst! aber ich bitte Dich, sei still!"

Fortschritts-Wien hatte also wiederum trium-

phirt und seine früheren Niederlagen waren dem oppositionellen Freunde gegenüber einigermaßen aufgewogen

„Ich gestatte den Herren nicht eher, das Lager zu besichtigen," rief jetzt der deutsche Oberst lächelnd, — „als bis sie bei mir gefrühstückt haben!"

„Eine Einladung zum Frühstück schlägt ein guter Wiener niemals aus," versicherte Huber sehr feierlich — „und ich denke, Freund Gruber, der so ausgehungert und erschöpft sein muß, wie ich, wird beiläufig meiner Meinung sein!"

Und Freund Gruber war sogar sehr dieser Meinung, was ein wohlgefälliges Grinsen bekundete, das sein hageres Antlitz fast in zwei Theile spaltete.

Während im Zelte des Obersten eine kleine Tafel gedeckt ward, zogen Profos und Eskorte ab, flogen Fragen, Antworten und Erklärungen in der fröhlichen Gruppe hin und her. Rosa schilderte die Bestürzung, welche sie erfaßt hatte, als man sie vor Tagesgrauen geweckt und ihr mitgetheilt, daß die „alten" Herren verschwunden seien. Aber sie war doch bald darauf gekommen, so versicherte sie, die Herren im Lager zu vermuthen, und hatte sich daher sofort mit Mr. Surrey und den Handtaschen dorthin aufgemacht.

Jetzt lächelten die beiden Wiener freilich zu Allem, aber doch kam ein Punkt, der sie sekun-

denlang bedeutend sentimental machte, — Mr. Surrey erklärte nämlich, er habe auf dem Heuboden ganz vortrefflich geschlafen!

Diese Wehmuth stieß aber plötzlich ein Ruf über den Haufen.

„Zum Frühstück, wenn's beliebt!“

Und es beliebte sehr, besonders dem wackeren Huber, der trotz seiner Zungenthätigkeit wohl bemerkt hatte, das der Marketender — die sutler oder Marketender besorgen im Unionsheere meist den Offizierstisch — ganz vortreffliche Dinge in's Zelt des Obersten hatte schaffen lassen, obwohl es noch sehr früh am Tage war.

Und als man nun fröhlich beisammen saß, da gab es wohl keinen Kaffee, dagegen als Ersatz langhalsige, mit edlem Naß gefüllte Flaschen, — ein Kapitalverbrechen, denn der Verkauf von geistigen Getränken ist den Sutlern der amerikanischen Regimenter untersagt.

Wer kann aber alle Verbote im Felde streng einhalten? Und handelte es sich hier nicht um gute Deutsche, die überall eine Ausnahme machen, wo eine Wein- oder Bierfrage auf der Tagesordnung ist?

Genug man tafelte und trank gut, selbst die schöne Rosa nippte mehr, als sie eigentlich hätte thun sollen. Auch der ehrsame Gruber befand sich wieder in jener gehobenen Stimmung, die

ihn beherrscht hatte, während er in die nächtliche Expedition eingewilligt. Für die beiden „vom Galgen Geretteten“ war diese Erfrischung an Leib und Seele übrigens auch dringend nothwendig gewesen, jetzt fühlten sie sich nach all dem ausgestandenen Ungemach um so kreuzfideler und unternehmungslustiger, als ihnen das edle Naß zu einer ganz ungewöhnlich frühen Stunde geperlt hatte, zu einer Stunde, in der ein Wiener Magen und Gemüth noch nicht auf ein so animirendes Frühstück gefaßt zu sein pflegen.

Endlich brach man auf und verabschiedete sich mit gegenseitiger Herzlichkeit, denn es galt ja doch das Lager zu durchschreiten und dem scheidenden Ralph Surrey, der sich inzwischen über die Stellung der Rebellen so gut wie möglich unterrichtet hatte, ein wenig das Geleite zu geben.

Als die Herrschaften vor das Zelt hinaustraten, da glühten ihre Angesichter ein wenig, aber noch mehr glühte jetzt die Sonne am blauen Firmamente, denn der Nebel war gefallen und ein reizender Tag über dem Lager aufgegangen. Die weißen, luftigen Zelte blinkten rings so malerisch, Alles hatte ein so lachendes Ansehen, daß selbst der sonst so grämliche Herr Gruber mitlachen mußte.

Mit freudetrunkenen Blicken und — wir müssen es ehrlich bekennen — etwas unsicheren

Schritten eröffneten Neu-Wien und sein konservatives Gegenstück den kleinen Zug. Rosa hing wieder an dem Arm des Mr. Surrey; einem aufmerksamen Beobachter wäre es wohl nicht entgangen, daß sie dort mit einer gewissen Berechtigung zu hängen schien. Hatte Surrey während seines Morgenganges zum Lager an der Seite Rosa's seine Zeit benutzt?

Das war für unsere Helden ein lustiger Marsch durch's unionistische Lager, besonders nach einem so vortrefflichen Frühstück, bei so aufgeheiterten Sinnen.

Und zwischen den Zeltreihen war es ebenfalls lustig geworden, denn die Frühstücksstunde der Soldaten war nun auch da, früher als sonst, weil keine Uebungen abgehalten wurden.

Da zogen sie in langen Reihen heran zum Quartier der Regimentsköche, lachend, scherzend, ausgelassen, ihre Spaßmacher und Rädelsführer voran, statt der Waffen zinnerne Löffel und Teller und eiserne Gabeln in den Händen, nach dem Takte einer höllischen Klappermusik, die sie mit den genannten Waffen des Friedens ausführten.

Im Quartier der Köche aber, dieser zu stürmenden Festung, baumelten unter hohen Querstangen riesige Kessel, waren im Freien auf Tischen ganze Berge gesalzenen Fleisches und Brotes aufgehäuft.

Es mochte wohl nöthig sein, den milchlosen Kaffee, das harte Fleisch und grobe Brot, mit einem Wort die ganze ziemlich spartanische Kost durch Scherz und fröhliches Lachen zu würzen, denn sonst hätte wohl Manchen ein berechtigtes Mißvergnügen und Sehnsucht nach den gesegneten Fleischtöpfen der Heimat erfaßt; man war im Allgemeinen nicht gut auf die Verpflegung der Armee zu sprechen. Die Miliz und die Freiwilligen, die dreimal mehr kosteten als die regulären Truppen, waren wohl besser daran als diese, und wurden von ihnen auch beneidet und scheel angesehen, sie hatten Geld und die Sutlers zur Hand und konnten sich besser verköstigen, wenn sie wollten; aber im Ganzen mußten auch sie etwas Philosophie zu Hülfe nehmen, wenn zu den Mahlzeiten kommandirt ward. Und an gutem Willen, die Dinge mit Philosophie und Humor zu nehmen, wie sie waren, fehlte es im Lager der Yankees wahrlich nicht, Zuaven, Scharfschützen, Artilleristen, Dragoner sprangen wie toll herum, die bunt zusammengewürfelten Männer der Freiheit aus Neu-England, Pennsylvanien, Massachusetts, Ohio, Illinois u. s. w. überboten einander an Schelmereien, das waren keine ernsthaften, spekulirenden, fieberhaft hastigen Nordländer mehr, das Lagerleben hatte sie alle verändert, theilweise zu ihrem Vortheil.

Die ganze Zeltstadt mit ihrem Gewimmel, den lustig wehenden Fahnen und dem üblichen Troß gewährte einen malerischen Anblick. Die Abtheilung, welche unsere Reisenden überblicken konnten, und in der eine Division kampirte, war so ziemlich nach Rang und Ordnung aufgeschlagen, wie dies im Lager der Unionisten zu sein pflegte, wenn auch die Reglements im Kriege nicht strenge eingehalten werden. Am Rande eines kleinen Gehölzes, das sich an Hügeln hinabzog, stand eine Zeltreihe, — die Depots des Commissärs und Quartiermeisters und das Hospitalquartier. In nächster Reihe kamen die Zelte des Generals und seines Stabes, dann folgten auf einander das Quartier des Obersten und seiner Begleiter, des Majors, des Oberarztes und seiner Assistenten. Nach der gelben Flagge des Arztes kam die weiße des Kaplans, der mit dem Zahlmeister in einem und demselben Zelte bivouakirte, — es beherbergte Geld, Waffen und Evangelium, von denen nur das erste und letzte in Friedenszeiten zusammenzukommen pflegen. Noch eine offizielle Zeltreihe folgte, die der Hauptleute, dann schlossen sich rechtwinklig die Segeltuchgassen der gemeinen Soldaten an, die Zelte enger zusammengerückt und dichter bevölkert, immer sieben bis acht Mann in einem Zelt. Und obwohl in diesem letzteren Theile des Lagers weniger auf Comfort gesehen ward, als in

den vorerwähnten Quartieren, so kampirte doch wohl Mancher unter den Gemeinen, der an Vermögen, gesellschaftlicher Stellung und Bildung seinen Vorgesetzten überlegen sein mochte, und der begeistert für Vaterland und Recht freudig so gut das Gewehr trug, wie der arme Schuhmacher oder Schneider oder Fischer, der hier im Zelte sein Schlafkamerad war.

Als die kleine Wiener Gesellschaft und ihr Begleiter Surrey weiter schritten, da machten selbst die Ausgelassensten höflich Platz, da erlaubte sich Niemand, die schöne Rosa auch nur dreist anzublicken, — der Yankee versäumt auch im Lager nicht, seinem Frauenkultus zu huldigen.

Hier und dort saßen oder lagen manche Soldaten vor ihren Zelten, sie waren mit der spartanischen Kost schon fertig und hatten die unvermeidlichen Pfeifen im Munde oder schoben darin den noch unvermeidlicheren Kautabak hin und her, auch Gruppen standen beisammen und besprachen sich lebhaft, und man konnte da in allen Variationen hören, was unsere Wiener schon an der Tafel des Oberst erfahren hatten; eifrig besprach man den in nächster Zeit beabsichtigten Uebergang der Truppen über den Rappahannock und starrte dabei über Feld und Fluß hinweg nach den Verschanzungen des Feindes, die auf den Hügelkämmen den südlichen Horizont begrenzten und von wo

aus jetzt im Sonnenlichte Kanonenläufe und Gewehre hernieder blitzten.

„Man wird sich also jedenfalls dieser Tage schlagen?“ begann Gruber, sich etwas kleinlaut an Surrey wendend, nachdem er einen Blick auf das jenseits des Flusses gelegene Fredericksburg, das die Herren in der Nacht nur undeutlich gesehen, sowie auf das diesseits des Rappahannock der Stadt gegenüberliegende Oertchen Falmouth geworfen.

„Gewiß,“ versetzte Surrey lebhaft. „General Hooker läßt vielleicht in diesem Augenblicke schon oberhalb Fredericksburg bei Kelley's Ford Brücken schlagen und Pontons aufstellen, mit dem Gros der Armee in die „Wilderneß“ bei Chancellorsville vorzudringen. Und das ist ein Glück für mich, denn während sich der Feind mit allen Kräften dorthin wendet, werde ich mich östlich an seinen Flanken nach Virginia zur Plantage meiner Schwester stehlen können, sie zu befreien! Und wahrlich, meine Freunde — setzte er hinzu, wehmüthig auf Rosa blickend, — ich darf jetzt nicht länger zögern, mein Vorhaben auszuführen!“

Rosa's Antlitz entfärbte sich, zitternd preßte sie den Arm des jungen Mannes.

„O Gott,“ flüsterte sie so leise, daß es nur Surrey vernahm, „könnte ich die Gefahr mit Ihnen theilen!“

Der Amerikaner drückte verstohlen die Hand des Mädchens.

„Wir werden uns wiedersehen!“ murmelte er sanft und doch mit Festigkeit.

Huber aber, dessen Wangen noch vom reichlich genossenen Weine glühten, rief beseligt: „Ein Uebergang, eine Schlacht! Das ist herrlich! Gruber, wir bleiben im Lager, das sage ich Dir, wir rücken vielleicht nach, wir schlagen auch Pontons und legen Brücken, wir müssen auch Kugeln pfeifen hören, — Göttergenuß — ich will etwas Denkwürdiges, Welthistorisches erleben, das sage ich Dir, Gruber!“

„Wir — wir begleiten vorläufig unseren jungen Freund bis vor's Lager,“ brummte Gruber, „und dann — dann kehren wir direkt nach unserem Boardinghouse in New York zurück, das sag' ich Dir!“

„Thu' was Du willst, ich bleibe!“ lallte Neu-Wien. — „Und Rosa wird auch bleiben, — ein Mädchen wird Dich beschämen, Gruber! Aber Du hast recht, — geben wir vorerst dem lieben Mr. Surrey das Geleite, — wenn er denn doch seine gefährliche Expedition beginnen muß!“

„Ich muß!“ murmelte Surrey, während Rosa's ängstlich forschende Augen an seinem kühnen, flammenden Blicke hingen.

Die Gesellschaft spazierte weiter.

Sie hatte jetzt fast das Ende des Lagers erreicht, als sie durch eine Zeltreihe kam, wo ein Negerregiment bivouakirte.

Die schwarzen Burschen in ihren lichtblauen Uniformen nahmen sich gar seltsam aus.

Einige traten heran und glotzten auf die Reisenden. Gruber fühlte sich von einer Gänsehaut überlaufen und wich scheu zurück. Sein dicker Freund aber lachte hell auf.

„Herrgott!“ rief er in seiner fröhlichen Weinlaune, „giebts hier zu Lande aber angemalte Böhmen!“

Dann erfaßte er einen der Burschen am Kragen und kicherte im echten Wiener Dialect: „Ihr möchtet mir wohl auch weiß machen, daß Ihr Neger seid? Wascht Euch, nehmt die Perrücken herunter und geht nach Eurem Czaslau oder Przemysl! Ein Wiener ist nicht so dumm, Euch zweimal aufzusitzen!

„Bruder Sam“, der natürlich keine Sylbe verstand, aber das kugelrunde Herrchen lachen sah, schien sich in seiner Würde als „bewaffneter Staatsbürger“ verletzt zu fühlen und rief seinen Kameraden zu, man müsse den Kerl lynchen.

Wäre nicht Surrey gewesen, so hätte Herr Huber die Annehmlichkeit der Selbstjustiz zu kosten bekommen.

Vor dem Sklaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freien Menschen erzittert nicht!

sang unser dicke Tourist äußerst herzhaft, aber erst als er sich aus dem Bereiche der Negerfäuste wußte.

Neuntes Kapitel.

Ein Ueberfall.

Als unsere Reisenden den nordwestlichen Theil des Lagers erreicht hatten, gelangten sie, noch innerhalb der Vorpostenkette, zu dem bunten Troß, der eine Armee zu begleiten pflegt.

Ein großer Theil jener Fuhrwerke hielt dort, welche, mit Victualien und sonstigen Dingen beladen, in der vergangenen Nacht die Straßen des Dörfchens verstellt hatten, von dem aus Huber und sein Freund ihre verhängnißvolle Excursion unternommen. Auch hatten die Sutler dort einige Hütten, die gewissermaßen ihre Magazine bildeten.

Surrey hemmte seinen Schritt und blickte umher.

Da trat ein Mann aus dem Menschengewirre hervor und an ihn heran.

„Es ist Alles bereit, Sir," sagte er — „der Wagen hält hundert Schritte weiter, der Bursche welcher fahren wird, kennt die Gegend auf zwanzig Meilen im Umkreise."

„Was bedeutet das?" fragte Huber, sich neugierig zwischen den Mann und Surrey schiebend. — „Ah, Sie haben schon allerlei Voranstalten getroffen!"

„Natürlich," versetzte Surrey — „in aller Frühe, bevor Miß Rosa und ich das Dorf verlassen."

„Sie können aber doch nicht mit einem Wagen über den Fluß kutschiren, und ohne viele Umstände durch Virginien?!" rief der dicke Tourist erstaunt.

„Freilich nicht," entgegnete der junge Amerikaner lächelnd. — „Das Fuhrwerk wird mich zwei bis drei Stunden unterhalb des Lagers und in der Nähe des Flusses im Walde absetzen. Ein Boot erwartet mich dort am Ufer des Rappahannock, falls die Anordnungen, welche ich in aller Eile treffen konnte, pünktlich befolgt sind. Ich hoffe das indessen, denn für Geld kann man Alles haben!"

„Das ist bei uns in Wien gerade so der Fall!" radebrechte Gruber mit einem Schmunzeln.

„Ist es Ihnen gefällig, Sir, mir sogleich zu folgen?" fragte der Mann, welcher Surrey zuvor angeredet hatte.

„Ich bin bereit!“ antwortete Surrey.

Dann wendete er sich zu seinen Begleitern, indem er den Blick wehmüthig auf Rosa haften ließ.

„Vielleicht ist es besser, wir scheiden hier!“ sagte er ernst.

Rosa erröthete und schlug den Blick unruhig zu Boden.

„Wie?“ rief Huber lebhaft. — „Ich habe geglaubt, wir werden ein Stündchen mit Ihnen zum Lager hinausspazieren, — wir sind Alle, — ehrlich gestanden, von dem reichlichen Frühstück ein wenig echauffirt, — nicht wahr, Gruber? — und da wäre uns die kleine Fußtour ganz gelegen gekommen, — auch — auch wahrhaftig, Mister Surrey, wir haben Sie lieb gewonnen, — nicht wahr, Rosa? — und da trennen wir uns ungern schon jetzt von Ihnen!“

„Sie sind sehr gütig!“ murmelte Surrey wie zerstreut, denn sein Blick hing zärtlich an Rosa, die er beklommen und in Verwirrung sah.

„Aber auf Ihrem Wagen wird wohl nicht für uns Alle Platz sein,“ fuhr der kleine dicke Schwätzer fort.

„Doch, o doch!“ versetzte Surrey lebhaft. — „Und es würde mich sehr glücklich machen,“ — setzte er hinzu, sich mehr an Rosa als zu den Andern wendend — „wenn Sie mir noch ferner

das Geleite geben wollten. Ich meinte nur wegen der mißlichen Wege —"

„O das hat nichts auf sich!" stammelte Rosa hastig und ward hinterher blutroth, denn sie hatte fast zu deutlich ihr Gefühl für Surrey verrathen.

„Nun denn, so fahren wir miteinander!" sagte der junge Mann. — „Der Wagen wird Sie ins Lager zurückführen, während ich jenseits des Flusses mein Heil versuche."

„Abgemacht!" rief Huber, obwohl sein hagerer Freund wieder nicht ganz mit ihm einverstanden zu sein schien.

Jetzt trat der von Surrey bestellte Mann nochmals zu ihm und flüsterte einige Worte. Und darauf hin ersuchte der junge Amerikaner lächelnd die kleine Gesellschaft, seiner wenige Minuten zu harren.

Während noch Rosa und die Herren fragend aufblickten, waren Surrey und der Mann bereits in eine der Sutlerhütten verschwunden. Aber es währte nicht lange, da kehrte Surrey in der Tracht eines Farmers zurück. Die Kleidung stand dem jungen Manne vortrefflich, die kleine Gesellschaft hätte ihn fast nicht erkannt.

„Also doch verkleidet!" rief Huber freudig. — „Ah das ist interessant, romantisch —! O Gott, wäre ich noch jung!"

Rosa blickte voll Innigkeit, aber auch in leb-

hafter Besorgniß auf Surrey, denn sie gewahrte, daß aus dem Ledergürtel, den er trug, einige Revolver hervorschauten. Auch Gruber sah die Waffen blinken.

„Herr des Himmels,“ stammelte er erblassend, — „da sehe ich Mordwerkzeuge! Am Ende ist es schon diesseits des Flusses gefährlich! — Huber, — ich glaube, wir werden dem sehr geehrten Herrn Surrey eine Last sein, — wollten wir denn doch nicht lieber —?“

„Fürchten Sie nichts,“ bemerkte Surrey lächelnd — „nur selten haben es kleine Streifkorps des Feindes gewagt, in der Nähe des Lagers über den Fluß zu dringen —“

„Also doch —!“ stotterte Gruber.

„Und es ist fast undenkbar, daß der Feind sich in dieser Richtung an unser Ufer wagen werde, er ist überhaupt östlicher gezogen, da er von dort das Vorrücken unserer Armee zu erwarten scheint!“ sagte Surrey. — „Ich hoffe ja das Terrain, zu dem ich mich wende, ganz von feindlichen Soldaten entblößt zu finden!“

„Nun also!“ rief Huber begeistert. — „Also vorwärts!“

Man setzte sich wieder in Bewegung. Hundert Schritte weiter hielt in der That ein kleines offenes Fuhrwerk, das einem jener bunten Steirerwagen glich, welche an den Linien Wiens ihren

Standplatz haben. Huber ward deshalb bei dem Anblicke des Fuhrwerkes gerührt, aber man ließ ihm nicht viele Zeit, dieser Rührung Ausdruck zu geben. Surrey packte ihn und den dürren Gruber auf den Wagen, richtete es geschickt so ein, daß Rosa wieder seine Nachbarin ward, und fort ging es, wenn auch nicht im sausenden Galopp, doch wenigstens im scharfen Trabe.

Vorerst fuhr man querfeldein, über eine wellenförmige Haide, die vor dem Zuzuge der Truppen eine ganz üppige Wiesengegend mochte gewesen sein. Man gewahrte südlich den Fluß und das jenseitige Land wohl etwa eine Stunde lang, dann aber bog das Fuhrwerk in eine tief ausgefahrene, sandige Fahrstraße ein, die sich schlängelnd dahinzog. Buschwerk erschien zur Rechten und Linken und verdeckte die Aussicht auf den Rappahannock.

Die Sonne brannte glühend hernieder, wie in Europa im August; unsere Wiener priesen den Himmel, als das Fuhrwerk endlich eine Waldung erreichte, die aber freilich nur aus nicht besonders hohem Unterholze bestand, wie fast überall die Gehölze in Virginien. Aber das dichte Buschwerk gewährte doch hinreichenden Schatten.

Ein nur für die Karren der Holzhauer bestimmter Weg zog sich in Krümmungen in den Wald hinein. Das Fuhrwerk schlug diesen Weg ein.

Man konnte, wegen der Abscheulichkeit des Bodens, nur langsam vorwärts. Die Stöße und Schwankungen vom vorigen Tage wiederholten sich.

Gruber blickte ängstlich umher, hinter jedem Busche vermuthete er einen Secessionisten.

Sein dicker Freund schrie bei jedem heftigen Rucke des Wagens auf, aber das Fettpolsterantlitz glänzte doch immer wieder freudig bei dem Gedanken an die herrlich abenteuerliche Fahrt.

Surrey war ernst und nachdenklich, wie Rosa. Ihre Hände hatten sich verstohlen gefunden. Sie wechselten nur wenige Worte mit einander. Machte der Gedanke an die nahe Trennung sie schweigsam?

Zehn englische Meilen waren wohl zurückgelegt, da hielt der Bursche, welcher die Rosse lenkte, das Fuhrwerk an.

„Hier, Sir!“ sagte er, indem er zu Surrey umblickte und neben einem altehrwürdigen Hickorybaume, dessen Laubkrone den Weg beschattete, in das Gehölz hinein wies.

In wenigen Sekunden war Surrey vom Wagen herab.

Auch die Wiener mußten absteigen, denn etwa vierzig Schritte weiter, wo sich eine kleine Lichtung zeigte, hatte das Fuhrwerk umzuwenden, und das

ließ sich nur ohne Belastung desselben auf dem abscheulichen Waldwege bewerkstelligen.

Während der Bursche schweigend seine Pferde antrieb, standen die Reisenden bei einander. Huber starrte lüstern auf das wildverschlungene Gestrüpp, dessen Anblick seiner abenteuerwüthigen Phantasie so viel zu schaffen machte; Gruber aber spähte bedenklich den Weg entlang, denn auf einer ähnlichen buschbewachsenen Straße hatte ja ihn und den Gefährten in der vergangenen Nacht die pflichterfüllte Bürgermiliz von Massachusets beim Kragen genommen.

Rosa und Surrey blieben somit einige Momente unbeachtet und sie benutzten dieselben, einander durch Blick und Händedruck zu verstehen zu geben, wie sehr jedes von ihnen die Wucht und den Ernst des Augenblicks fühle.

„Dort also müssen Sie hinein?“ begann endlich Huber, auf das Dickicht deutend. — „Da ist ja weder Weg noch Steg! Wissen Sie auch bestimmt, daß Sie dort an den Fluß kommen?“

„In einer Viertelstunde erreiche ich ihn, so hat man mir gesagt, wenn ich von diesem alten Hickorybaume aus das Unterholz durchkreuze,“ versetzte Surrey, wie aus Träumen auffahrend.

„Wie? Wir sind dem Flusse so nahe?“ stammelte Gruber ängstlich. — „Dort kommt unser Fuhrwerk schon wieder zurück, — alle Freundschaft

für den Herrn Surrey in Ehren, — aber schauen wir denn doch, daß wir etwas weiter von der gefährlichen Rappahannock-Nachbarschaft wegkommen, ich verspüre keineswegs in mir eine Neigung, mich von Konföderirten erwischen zu lassen. Man sagt, sie behandeln ihre Gefangenen unmenschlich!"

„Und wenn sie Dich obendrein für einen weißangestrichenen Neger halten sollten," — spöttelte der dicke Tourist. — „Dein Mund und Deine Nase haben wahrhaftig einige Aehnlichkeit —"

„Der kann noch schlechte Witze machen," brummte Gruber gereizt. — „Ich sehe nicht ein, weshalb ich stets das Opfer Deiner Extravaganzen werden soll, — und — es ist mir besonders wegen Deiner guten Tochter."

„Kann mir's denken!" lachte der Dicke.

„Mister Surrey," unterbrach ihn der Andere hastig, — „war mir eine besondere Ehre, — der Himmel geleite Sie und führe Sie uns und die Miß Schwester wohlbehalten nach New York, — aber bitte jetzt um Vergebung — man ist sich selber der Nächste —"

„Nein, das ist jetzt der gefährliche Rappahannock!" fiel ihm Huber auflachend in's Wort.

„Male nur den Teufel an die Wand!" stotterte Gruber verwirrt. — „Gehorsamster Diener,

Mister Surrey, und — und wünsche wohl zu speisen!"

Diese den Wienern so sehr geläufige Redensart, die ihnen so mundgerecht ist, daß sie dieselbe sogar in der Frühe um acht Uhr schon gedankenlos unter allen Verhältnissen und nach allen Situationen einander zuplappern, bildete den würdigen Schluß der eilfertigen Empfehlung. Dann schoß unser sorgenerfüllte Mann sofort zu dem Fuhrwerke und haspelte sich daran empor.

Huber schlug von Neuem ein herzliches Gelächter auf; er mußte sich, als er nun den jungen, ernsten Amerikaner anblinzelte, die Augen wischen, ob aus Ursache der gemüthlichen Zwerchfellerschütterung oder wegen einer herannahenden Rührung, das ist bis zur Stunde noch nicht aufgeklärt.

Der kleine Neu-Wiener trug ein zusammengeknotetes Tuch, das er mit sich vom Wagen genommen, es enthielt einige Lebensmittel für Surrey. Er reichte es ihm jetzt.

„Reisen Sie mit Gott, Sir," sagte das dicke Männchen herzlich — „drehen Sie den Schurken von Konföderirten glücklich eine Nase, und — ich und meine Tochter werden stündlich an Sie denken!"

Und mit einem Male hing das ganze, nicht unbeträchtliche Gewicht des guten Herrn Huber an

dem Halse des Amerikaners. Der ehrliche Wiener schluchzte jetzt sogar vernehmlich, was kein Historiker der Yankees wagen wird, in Abrede zu stellen.

Rosa starrte bleich und regungslos auf den jungen Mann, der sich, unverkennbar ergriffen, sanft von dem neuen Freunde losmachte.

„Ihr seid gute Menschen, Ihr Deutschen!" entrang sich den kaum merklich bebenden Lippen Surrey's.

„Ja, gut, mehr närrisch als gut vielleicht," platzte Huber heraus, — „besonders wenn uns etwas zu Herzen geht! Und das ist jetzt der Fall —! Leben Sie wohl und lassen Sie sich in New York bald wieder anschauen, Mister Surrey —, und damit Gott befohlen!"

Der dicke kleine Mann wollte sich abwenden und zum Fuhrwerke traben, Surrey hielt ihn noch einen Augenblick zurück.

Es war, als habe der Amerikaner noch etwas auf dem Herzen, seine Lippen bewegten sich. Doch kein Laut kam über dieselben. Er schien sich nur mühsam zu bemeistern.

Und als er nun von Huber weg und zu Rosa trat, da murmelte er unvernehmbar vor sich hin: „Ich stehe mit einem Fuße im Grabe, es wäre eine Thorheit!"

Der Abschied von Rosa war kurz.

„Wir werden uns wiedersehen, Miß!“ sagte Surrey mit Festigkeit und drückte Rosa die Hand.

Bevor noch das blasse Mädchen eine Antwort geben konnte, war der Amerikaner im angrenzenden Gestrüpp verschwunden. Man vernahm noch eine Weile das Rascheln und Knistern des Gezweiges, — dann war Alles still.

Rosa stand wie entgeistert da, erst die dringende Mahnung ihres Vaters belebte sie.

Und nun saßen sie wieder lautlos im Wagen; ein Blick noch auf das undurchdringlich scheinende Dickicht, in das Surrey sich verloren, und — fort ging es durch den Wald, auf dem Wege, den man gekommen war.

Huber nahm wiederholt einen Anlauf zu lustigem Plaudern, aber es wollte ihm nicht recht vom Herzen gehen; Rosa war ernst und einsilbig, — das gute Wiener Kind konnte sich eben nicht verstellen, obwohl es merkte, daß des Vaters Auge bisweilen verstohlen und befremdlich auf ihrem Antlitze haftete. Huber sagte sich, daß bei der Rosa wohl nicht Alles in Richtigkeit sei, aber konnte er mit dem Mädchen schmollen? War ihm nicht auch der edle Surrey in so kurzer Zeit lieb und werth geworden? So hockte er denn neben der Tochter in dem rüttelnden Wagen und mühte sich vergeblich, so lustig wie sonst zu sein. Gruber aber saß geradezu grollend da; er mochte auch

wohl von Zeit zu Zeit einige Stoßgebete hersagen, die Vorsehung wenigstens für seine werthe Person günstig zu stimmen.

So ging die Fahrt ziemlich trübselig vorwärts, das Fuhrwerk rüttelte entsetzlich über den harten, tiefspurigen, hockerigen Boden hinweg. Etwa drei Viertelstunden vergingen in dieser Weise, noch immer blieb eine ansehnliche Strecke des Waldes zu durchfahren.

Plötzlich, nach einem heftigen Stoße des Wagens, hielt der Kutscher seine Pferde an.

„Ist eine Achse gebrochen?“ stammelte Gruber hastig in gutem Wienerisch, ohne daran zu denken, daß der Bursche ein echter Virginier sei.

Dieser aber antwortete nicht. Er starrte auf das Gestrüpp zur Linken.

„Graue Uniformen!“ flüsterte er dann. — „Verdammt, die Konföderirten!“

Mit einem Satze war der Virginier vom Wagen herab. Blitzgeschwind sprang er in das Buschwerk zur Rechten und war fort.

Und nun krachten einige Schüsse, pfiffen Kugeln um die Köpfe unserer Wiener.

Rosa und Gruber schrieen auf, Huber starrte sprachlos und erschrocken zur Seite, die Pferde bäumten sich, dann stürzte einer der Braunen getroffen nieder und wälzte sich vor dem Fuhrwerke.

In der nächsten Sekunde aber durchbrach eine Schaar wildblickender Soldaten das Buschwerk.

Die grauuniformirten, wohlbewaffneten Kerle warfen sich über den Gaul her, der sich bäumte, und umringten den Wagen.

„Da haben wir's!" schrie Gruber. — „Die Konföderirten! — Was hattest Du Satans-Huber den Teufel an die Wand zu malen?!"

Zehntes Kapitel.

Gefangenschaft.

Die Soldaten, welche das Fuhrwerk überfallen hatten, gehörten zu einer Streifabtheilung, die der Konföderirten-General Jackson, wegen seiner Energie und unerschütterlichen Festigkeit auch Stonewall (Steinwall) Jackson genannt, unterhalb des Lagers der Unionisten den Fluß hatte passiren lassen.

Da die Rebellen von den Fredericksburger Höhen aus eine Bewegung im jenseitigen Lager entdeckt, so hatten die Rekognoscirenden die Aufgabe erhalten, auf der anderen Seite des Rappahannock so weit wie möglich im Gehölze vorzudringen, damit man die Gewißheit erlange, daß Hooker nicht die Absicht hege, auch unterhalb Fredericksburg einige Divisionen über den Fluß vorzuschieben.

Als die Plänkler der Konföderirten auf den Wagen trafen, da waren sie bereits überzeugt, daß die Unionisten, wenigstens vorderhand, keinen Uebergang an dieser Stelle des Flusses beabsichtigten, und da sie nirgend im Unterholze den Feind bemerkt, hatten sie auch ohne Bedenken einige Schüsse auf unsere Reisenden abgefeuert.

Durch diese war glücklicher Weise Niemand verwundet worden, wenngleich Gruber schrie, als stecke er bereits an einem Bajonnete. Die energische Aufforderung, sich ruhig zu verhalten, und einige auf ihn gerichtete Gewehrläufe brachten ihn indessen sofort zum Schweigen.

Man hätte den guten Wienern wohl übler mitgespielt, als dieses in der Nacht zuvor geschehen, hätte sie nicht jetzt ein höflicher aber strengblickender Offizier in Schutz genommen.

Er forderte sie auf, das nahezu umgestürzte Fuhrwerk zu verlassen, er bot sogar, während das Letztere geschah, der schönen verzagten Rosa mit einiger Galanterie die Hand.

Doch als nun die Drei auf festem Boden standen, da begann ein kurzes Verhör, das leider in seinem Verlaufe für unsere Reisenden schlecht ausgehen sollte.

„Wo kommen Sie her?“ fragte der Offizier etwas barsch.

Huber und Gruber starrten erst einander und dann Rosa in höchster Verlegenheit an.

„Wir kommen von —!“ stammelte Neu-Wien.

„Wir kommen von — daß heißt von —!“ stieß Gruber zähneklappernd hervor.

„Was heißt das?“ rief der Offizier argwöhnisch. — „Warum stocken Sie? Sie sind Ausländer, wie ich an Ihrer Aussprache höre, —“

„Ja, Sir,“ stotterte Huber — „ehrliche Wiener, weiß Gott, unschuldige Wiener, Sir! Ist Alles unschuldig in Wien, Sir —“

„Aber Sie werden mir doch sagen können,“ unterbrach ihn der Offizier in strengem Ton — „woher Sie jetzt kommen?“

„Natürlich können wir das, Sir, sehr natürlich, bedeutend natürlich!“ lallte Huber, dem ebenfalls die Angst in alle Glieder gefahren war und in dem, wie bekannt, wohl ein Held steckte, wenn es galt, sich Abenteuer herbeizusehnen, aber kein solcher, wenn es hieß sie zu bestehen. — „Wir kommen von — Sie können sich schon denken — von —“

„Ja, Sie können sich schon denken — von — !“ klapperte der hagere Gruber, die Augen verdrehend.

„Von der nächsten Stadt, deren Name uns entfallen ist!“ ergänzte Rosa, ihren Muth zusammenraffend.

„Ja, ja, ganz richtig!“ betheuerten die beiden Helden.

Der Offizier warf einen zweifelhaften Blick auf die Drei, besonders scharf fixirte er Rosa.

„So, so!“ sagte er. — „Ihr Kutscher vollführte also ein Kunststück, denn dieser Weg ist keine Fahrstraße und hört drei Stunden weiter westlich im Dickicht auf, wo jedenfalls keine Stadt liegt. Wo ist dieses Wunder von einem Kutscher?“

Gruber rieb sich in höchster Angst die Hände, der Schweiß floß ihm in Strömen von der kahlen Stirne herab.

„Ich bitte um Vergebung,“ gurgelte Huber, — „der — der Fuhrmann ist entsprungen!“

„So so!“ entgegnete der Offizier. — „Und von Ihnen, so scheint es, soll ich nicht die Wahrheit erfahren?“

Nach diesen Worten wendete er sich zur Seite und winkte einige der umherstehenden Grauröcke heran. Es war ein kritischer Moment, Alles stand zu befürchten.

Rosa erlangte einige Entschlossenheit. Sie neigte sich zu ihrem Vater und Gruber, indem sie flüsterte: „Wir werden nicht die Niedrigkeit begehen und Surrey verrathen!“

Dem Offizier entging das Flüstern des Mädchens nicht.

„Was haben Sie jenen Männern gesagt?“ fragte er barsch.

Rosa trat bleich und stolz einen Schritt vor.

„Sir,“ antwortete sie mit fester Stimme — „ich hörte immer, daß man in den Vereinigten Staaten gegen Damen mit zarter Rücksicht verfahre!“

„Diese Rücksicht ist im Kriege beschränkt, Miß,“ war die Antwort — „Sie werden begreifen, daß man sie zum Beispiel für eine Spionin nicht haben kann!“

„O Gott,“ stammelte Huber entsetzt — „heute kommt meine arme Tochter an die Reihe — gestern waren wir bei den Unionisten —“

„Wie?“

„Das heißt — ich bitte mich nicht miß —“

„Hoho! Sie kommen also aus dem Lager, wie ich vermuthet?“

„Nun ja doch,“ stieß der kleine Tourist unwillkürlich hervor — „wir sind harmlose Reisende,“ setzte er gefaßter hinzu — „die sich das Lager besahen, wir unternahmen einen kleinen Ausflug hierher und —“

„In diese Einöde!“ warf der Offizier spöttisch und ungläubig hin.

„Und da uns diese Einöde nicht gefiel,“ ergänzte Rosa anscheinend gelassen, „so ließen wir den Kutscher wenden und waren im Begriff dorthin zurückzukehren, von woher wir gekommen.

Wenn wir im ersten Momente der Bestürzung den Sachverhalt nicht offen bekannt, so geschah es, weil wir fürchteten, es werde uns in Ihren Augen unser Verweilen im Lager der Unionisten nicht zur Empfehlung gereichen. Ich hoffe, die Herren des Südens sind ritterlich genug, wehrlose Reisende ungehindert ihres Weges ziehen zu lassen."

„Das — das haben nur die Ritter des Mittelalters nicht gethan!" stammelte Gruber ein wenig ermuthigt, ohne in seiner Beklemmung daran zu denken, daß er eine nichts weniger als conservative Aeußerung gethan.

Auch Huber blickte gefaßter auf. Der Muth der Herren aber, und selbst derjenige Rosa's, sollte im nächsten Augenblicke in schleunigster Weise wieder sinken.

Als der Ueberfall geschehen, hatte sich etwa ein halbes Dutzend Grauröcke in die Gebüsche zur Rechten geworfen; die Flucht des Burschen war augenscheinlich von ihnen bemerkt worden.

Jetzt vernahm man plötzlich ein Knistern, Rauschen, Stampfen von jener Richtung her, und unmittelbar darauf zerrten die Grauröcke, welche Jagd auf den Fuhrmann gemacht hatten, diesen durch's Gestrüpp auf den Weg und vor ihren Hauptmann.

„Kapitain," rief einer der Soldaten, — „die-

ser Schurke hat bekannt, daß er etwa eine Stunde weiter in den Wald einen bewaffneten Mann, einen Yankee hat absetzen müssen, der über den Rappahannock wollte, und daß die Anderen, die mit ihm gefahren, zu ihm gehören!"

„O mein Gott," murmelte Rosa vor sich hin — „jetzt ist Alles verloren! Armer Surrey!"

Huber und Gruber blickten einander verzweiflungsvoll an und rangen zitternd die Hände. Der Offizier aber runzelte die Stirn.

„Das ändert die Sache!" sagte er finster zu den Reisenden. — „Werden Sie unter diesen Umständen den Zweck Ihrer Fahrt erklären?"

Rosa fürchtete die Angst ihrer Begleiter. Hastig trat sie vor.

„Wir haben nichts zu unserer Aussage hinzuzufügen!" sagte sie entschlossen. — „Wir kennen jenen Mann nicht, den der Kutscher im Walde absetzte, wir gestatteten ihm, mit uns den Wagen benutzen zu dürfen."

„Sehr wohl, Miß!" versetzte der Offizier scharf. — „Die Sache wird sich finden. Es thut mir leid, daß ich Sie und Ihre Begleiter nöthigen muß, Ihren Ausflug bis jenseits des Rappahannock auszudehnen! — Unteroffizier Slow, nehmt zwanzig Mann und zum Führer den Schelm von Kutscher dort, sucht die Spur des Mannes auf, der tiefer im Walde abgesetzt ward!"

Sprachlos und entsetzt schnitten Huber und sein Gefährte die kläglichsten Grimassen.

„Armer Surrey!“ flüsterte Rosa.

Die Touristen wurden von einer Schaar wildblickender Grauröcke durch's Gestrüpp eskortirt.

Elftes Kapitel.

Auf der Plantage.

Etwa acht Tage waren seit dem zuletzt geschilderten Erlebnisse der Wiener verflossen. Während dieser Zeit hatten sich in der Umgebung von Fredericksburg bedeutende Dinge ereignet, Hooker war in der That mit seinem Hauptkorps in den letzten Tagen des April oberhalb der vorgenannten Stadt über den Fluß gegangen, hatte nur eine Division unter General Sedgwick am nördlichen Ufer des Rappahannock zurückgelassen, einen Scheinübergang unterhalb Fredericksburg bewerkstelligt, um die Rebellen über seine Operationen zu täuschen, zugleich aber auch den Reitergeneral Stoneman mit einer starken Kavallerieabtheilung über den Rappohannock gesendet, den Feind zu umgehen und hinter dem Rücken desselben die

Richmond-Fredericksburger Bahn zu zerstören. Alle diese Unternehmungen der Unionisten, bis auf die letztgenannte, die aber zu spät ausgeführt wurde, um noch den Zuzug der bei Richmond stehenden Konföderirten verhindern zu können, waren mißglückt, denn Hooker besaß eben nicht jenes Feldherrntalent, das zum richtigen Disponiren über große Truppenkörper erforderlich ist. Das Hauptkorps der Unionisten wurde daher bei Chancellorsville in der sogenannten „Wilderneß,“ ein bewaldetes, ödes Terrain, in den ersten Tagen des Mai durch die vereinigten Truppen Lee's und Jackson's geschlagen, welch Letzterer bei einbrechender Nacht während einer Rekognoscirung von den Vorposten des eigenen Korps durch ein Mißverständniß erschossen ward. General Sedgwick aber, der über den Fluß bis zu den von den Konföderirten theilweise verlassenen Höhen hinter Fredericksburg emporgedrungen, ward nach kurzer Behauptung derselben zurückgeworfen und seine Division mußte sich so gut wieder zu der alten Position zurückziehen, wie die geschlagene Hauptarmee.

Alles dieses hatte sich im Zeitraume weniger Tage ereignet. Was war aber inzwischen aus unseren Wienern geworden?

Wir finden sie, ziemlich weit von den feindlichen Armeen entfernt, auf einer Plantage wie-

der, die in der Nähe des Jamesflusses zwischen Richmond und der kleinen Stadt York liegt.

Man hatte sie noch in derselben Stunde, da sie gefangen wurden, über den Rappahannock geführt. Die Plänkler waren dann zur Armee gestoßen und hatten ihre Gefangenen als verdächtig abgeliefert; da aber noch an demselben Tage der Befehl zum Aufbruche nach der Richtung von Chancellorsville kam, so waren unsere Wiener ohne weiteres Verhör — man hatte eben keine Zeit, sich mit solchen Dingen zu befassen — zur Nachhut der Konföderirten befördert worden.

Dort harrten sie mehrere Tage ihres Schicksals. Dann kamen massenhafte Gefangenentransporte, die man von der „Wilderneß" aus gesendet, und mit einem dieser Züge mußten plötzlich unsere Helden weiter nach dem Süden aufbrechen, da jedes Haus, jede Hütte und Scheune in der nächsten Umgebung des Kriegsschauplatzes mit Verwundeten überfüllt ward.

Das war ein trauriger Marsch, wie ganz anders war er, als derjenige durch das Lager der Unionisten, nach dem vortrefflichen Frühstücke beim deutschen Obersten. Huber und Gruber mußten keuchend und in brennender Sonnenglut zu Fuß traben, da es nur der schönen Rosa gestattet worden war, auf einem elenden Karren Platz zu nehmen.

Richmond war mit gefangenen Unionisten überfüllt, man hielt die Armen dort sogar unter freiem Himmel zusammengepfropft, gleich einer Hammelheerde, den Regengüssen, der Sonnenglut und Nachtkühle unmittelbar ausgesetzt, und dieses war nicht die einzige Tortur, welche die fanatischen Konföderirten über ihre unglücklichen Opfer verhängten, denn man unterwarf sie auch einem abscheulichen Aushungerungssysteme, sie völlig kraftlos und zu einer etwaigen Flucht untauglich zu machen.

Unseren Wienern war es doch besser ergangen, und zwar auf Verwendung eines höheren Offiziers, der mit Rosa Mitleid empfand. So hatte man sie denn, mit etwa vierzig Anderen, von einer nur geringen Eskorte begleitet, die ein junger Lieutenant zweiter Klasse befehligte, zu jener Pflanzung gebracht, deren zuvor Erwähnung geschah. Fast alle Pflanzungen und Farmhäuser in der Nähe des Kriegsschauplatzes waren mit ähnlichen Einquartierungen überfüllt oder dienten als Lazarethe und Proviantháuser.

Das Herrenhaus oder mansion, von dem hier die Rede ist, lag fast am Rande ziemlich ausgedehnter Holzungen, die bis zum Ufer des Jamesflusses liefen. Es war ein altes, verwittert aussehendes, einstöckiges Gebäude aus Backstein, das hohe Giebel und ringsherum hölzerne Verandas

hatte, wie fast alle Pflanzerhäuser des Südens. Die schmutzigen kleinen Negerhütten befanden sich an einer Seite des rückwärtigen Gartens, fast am Ausgange desselben und hinter Gebüsch versteckt, damit ihr Anblick nicht das aristokratische Auge der Weißen verletze, wenn sie jenen Theil des Gartens besuchten. Ein kleiner etwas verwahrloster Park zog sich vor dem mansion hin, neben dem, weiter zurück, Stallungen und andere Seitengebäude lagen. Die rostige Gitterpforte, deren Pfeiler aus bröckelndem Sandstein bestanden, führte aus dem Vorpark zu einem tiefspurigen Wege, der, an Tabakfeldern vorüber, erst eine halbe Stunde weiter in die Fahrstraße mündete; die Pflanzungen in Nord- und Süd-Carolina liegen meist abseiten der Hauptwege und versteckt. Hinter dem Herrenhause und nach Osten hin dehnten sich diese Tabakfelder aus, sie waren jetzt ziemlich verödet, denn manche der ledigen Sklaven hatten sich zu den Unionisten geflüchtet und der Betrieb des Tabaksbaues lohnte sich überhaupt nicht, da wegen der Blokade der Seehäfen kein Geschäft mit dem Auslande zu machen war.

Wir betreten die Plantage zugleich mit dem Transporte der Gefangenen.

Als der bartlose, sechzehnjährige Lieutenant, der sich selbst im Kriegsdienste sein südcarolinisches geschniegeltes Stutzerwesen bewahrt hatte, mit dem

ihm anvertrauten Trupp vor der Fronte des alten verwitterten mansion erschien, trat ihm ein kleines, hageres Männchen mit scharfgeschnittenen Zügen und tückischem Blick unter der Veranda entgegen.

„Sie sind Mr. Skarlet?“ fragte der Lieutenant, überreichte nachlässig einen Zettel vom Generalkommando und setzte hinzu: „Sie werden uns eine Zeit lang behalten müssen, Sir. Sie wurden ohnehin, wie mir scheint, bis jetzt nicht in Kontribution gesetzt.

„Sie irren, Lieutenant!“ antwortete der Pflanzer scharf. — „Man verlangt das Unmögliche von uns! Seit drei Tagen erst ist ein ganzer Schwarm fort, der hier durch vier Wochen Quartier machte. Woher nehmen bei dieser entsetzlichen Theuerung?“

„Ich hoffe, Sie sind kein Abolitionist, Sir,“ warf der junge Lieutenant hochmüthig hin, — „und fügen sich opferwillig der Regierung?!“

„Möge Lincoln hängen!“ brummte der Pflanzer grimmig. — „Aber die Politik unserer Herren kostet uns den Hals!“

Der Lieutenant lachte und folgte dann dem Pflanzer, der ihn durch eine Handbewegung einlud, in das Haus zu treten.

Rosa hatte mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf das Gespräch gehorcht. Schon bei den

ersten Worten des Lieutenants war sie betroffen aufgefahren. Jetzt vermochte sie kaum ihre Aufregung zu verbergen.

Sie wandte sich hastig zu ihrem Vater und seinem Freunde, als der Lieutenant unter die Veranda trat.

„Habt Ihr gehört,“ flüsterte sie in deutscher Sprache, „der Lieutenant nannte jenen Mann Skarlet. Ich zweifle keinen Augenblick, daß wir uns auf der Besitzung Mary Surrey's befinden!“

„Wie? der Schwester unseres Freundes?“ stammelte Huber, der sichtlich an Körperfülle und Humor eingebüßt hatte und eine äußerst niedergeschlagene Miene zeigte.

„Von dessen Schicksal wir garnichts wissen, der vielleicht längst erschossen ist!“ ergänzte Gruber kläglich, dessen Erscheinung jetzt bedeutend an die Skelette anatomischer Museen erinnerte.

Rosa erbebte.

„Wer weiß?!“ murmelte sie beklommen. — „Wenn er doch lebte? Es steht fest, daß er jenen Männern entging, die ihm jenseis des Rappahannock nachgesendet wurden! Wenn es ihm bereits gelungen wäre, die Schwester zu befreien?! Die nächste Stunde wird es lehren!“

Der Lieutenant und der Pflanzer kehrten bald aus dem Hause zurück, mit ihm aber waren jetzt eine ältliche Dame, die Frau des Pflanzers, und

ein junger breitschulteriger und rothhaariger Mann, der Sohn des Skarlet.

Die Dame, gleich ihrem Gatten ein schwächliches Wesen mit ziemlich scharf ausgeprägten Zügen, hatte eigenthümlich verschleierte Augen, die lauernd und unstät unter halbgesenkten Lidern hervorsahen, ihre Miene verrieth Gleißnerei, ihr gelblicher, krankhafter Teint ließ auf eine Ueberreiztheit ihrer Nerven und Uebellaunigkeit schließen.

Der Sohn zeigte sich in seinem Auftreten übermüthig und roh, seine Züge, obgleich keineswegs unschön, hatten doch etwas Abstoßendes durch den Ausdruck von Härte, der in ihnen lag.

Dieser Sohn war augenscheinlich herbeigerufen worden, für seinen Vater das Wort zu führen. Er geberdete sich auch jetzt wie der Herr der Plantage.

„Wie können Sie nur denken, Lieutenant," rief er, indem er mit musterndem Blicke den harrenden Trupp überflog, „daß wir im Stande seien, all' diese Kanaillen aufzunehmen?"

Der jugendliche, stutzerhafte Offizier ward bis in Stirn und Schläfen hinein feuerroth, sein mädchenhaftes Antlitz verfinsterte sich.

„Wen meinen Sie mit diesem Ausdruck, Sir?" fragte er in höchster Gereiztheit.

„Nun, die tapfere Armee, welche Sie befehligen, keinesfalls!" versetzte der Rothhaarige lachend.

Der Lieutenant biß die Zähne übereinander. Als galanter Stutzer hatte er während des Marsches der schönen Rosa wiederholt und unzweideutig den Hof gemacht, obwohl das arme Mädchen ihm, wie sich von selbst versteht, keine Ermunterung dazu gegeben. Der junge Mann, der sich trotzdem einen Erfolg versprach, besonders während der Dauer einer langwierigen Einquartierung, glaubte in den Augen der schönen Deutschen nur gewinnen zu können, wenn er sich jetzt zu ihrem Ritter aufwarf.

„Sir,“ sagte er daher heftig, „Sie übersehen, daß sich unter meinen Gefangenen eine Dame befindet!“

Der Rothhaarige glotzte die unter seinem frechen Blicke erröthende Rosa an.

„Ah, eine Dame!“ sagte er dann verächtlich. „Man weiß, welche Damen den Troß der Armee begleiten und —“

„Sie sind ein Unverschämter, Sir!“ unterbrach ihn der Lieutenant, „und Sie scheinen von der Art, wie wir Krieg führen, keinen Begriff zu haben. Sie sind jung und stark, Sie thäten besser, für unsere heilige Sache das Gewehr auf die Schulter zu nehmen, statt hier den feigherzigen Popanz zu spielen!“

Der Rothhaarige ward bleich, aber er antwortete nicht, ein sicheres Zeichen, daß der junge stutzer-

hafte, doch jetzt so entschlossene Lieutenant das Rechte getroffen

„Werden Sie noch zögern, uns Quartier anzuweisen?“ fuhr er gelassen fort, sich an Vater und Sohn wendend.

Der Pflanzer und seine Frau zitterten, der Rothhaarige aber antwortete trotzig: „Und wenn ich mich weigere, dies zu thun?“

„Dann zünden wir Ihnen das Haus über dem Kopf an und überliefern Sie dem Militärgerichte, Sir!“ war die trockene Antwort.

In diesem Augenblicke öffnete sich die vom Hause zur Veranda führende Thür. Eine junge Dame, heftig erregt und bleich, trat heraus und zu der Gruppe.

Die Dame, ein reizendes, brünettes Mädchen von schlanker Gestalt und mit edlen, regelmäßigen Zügen, mußte von einem der Parterrefenster aus, hinter den halbgeschlossenen Jalousien, Alles gesehen und gehört haben.

„Edwin,“ rief sie mit Festigkeit und in schönem weiblichen Stolz, „Du hast kein Recht, in dieser Weise aufzutreten, denn noch bin ich die Herrin dieser Besitzung. Herr Lieutenant, ich stelle Haus und Hof zu Ihrer Verfügung, und jene Dame,“ setzte sie in sanftem Tone hinzu, sich Rosa nähernd, „jene arme Gefangene wird mein Zimmer mit mir theilen!“

Der rothhaarige Sohn des Pflanzers wendete sich zu der Sprecherin. Er zuckte unter ihren flammenden Blicken zusammen und runzelte die Stirn.

„Gut," erwiederte er finster, „so habe ich hier überhaupt nichts zu thun, und Du magst selber mit dem Herrn dort Alles in Ordnung bringen!"

Und damit wandte er sich hochmüthig ab und kehrte in das Haus zurück.

„Ein trotziger Geselle," rief der Milchbart lachend, „ich hoffe, er ist nicht Ihr Bruder, Miß?"

„Nein," versetzte die junge Dame ruhig, „er ist der Sohn meines Oheims, der die Güte haben wird, Ihnen und Ihren Begleitern die nöthigen Quartiere anzuweisen!"

Sie sagte die letzten Worte mit fester Betonung, indem sie einen scharfen Blick auf das Elternpaar des Rothhaarigen richtete.

Der Pflanzer und seine Frau erwiederten diesen Blick in tückischer Weise, aber sie antworteten dem Mädchen nicht.

Der Mann trat vor und sagte mit gleißnerischer Höflichkeit: „Ich bin bereit, Kapitain!"

Der Lieutenant lachte auf.

„Für die Gefangenen ist die Stallung gut genug," rief er dann, „man wird sie dort auch jedenfalls am besten bewachen können, ich selber bin mit einem kleinen Salon, einem Schlaf- und

Ankleidezimmer zufrieden und bitte nicht zu vergessen, daß meine Leute keine Nigger sind, die Gott verdammen möge, sondern brave Vertheidiger unserer Rechte. Für die deutsche Miß haben Sie übernommen zu sorgen," setzte er hinzu, sich an die Nichte des Pflanzers wendend, und fuhr mit einem feinen, doch etwas unverschämten Lächeln fort: „Ich hoffe, Sie quartieren dieselbe nicht allzu fern von meinen Zimmern ein, denn ich werde die Bewachung der jungen Dame persönlich übernehmen!"

Rosa erröthete tief und blickte stolz auf den milchbärtigen Lieutenant, der davon keine Notiz zu nehmen schien und nach einer leichten Verbeugung mit dem Pflanzer davonschreiten wollte.

Die junge Wienerin aber trat jetzt rasch entschlossen vor, nachdem sie einen ermuthigenden Blick auf ihren Vater und Gruber geworfen hatte, die in höchster Unruhe zagend und rathlos in der ersten Reihe des harrenden Transportes standen.

„Ich muß an Ihren ritterlichen Sinn zu Gunsten meines Vaters und seines Freundes appelliren, Sir!" sagte sie, ruhig doch entschieden sich zu dem Lieutenant wendend. „Man hat sie weder bewaffnet noch als Feinde der Südstaaten aufgegriffen, hat uns ohne Verhör hierher geschleppt, uns, die harmlosen Reisenden! Und da ich mich in derselben Lage mit meinem Vater und jenem

Herrn dort befinde, so kann ich hier eine Vergünstigung nur annehmen, wenn ich sie mit ihnen theilen darf!"

Der junge stutzerhafte Lieutenant blickte einigermaßen enttäuscht auf, er sah die glänzenden Augen der beiden Misses, die gleich schön und liebenswürdig waren, voll Zuversicht auf sich gerichtet, und befand sich einen Moment, trotz seiner Dandyschaft, oder wohl noch richtiger wegen derselben, in einer gewissen Verlegenheit. Er schien unschlüssig, was zu thun sei.

Dieser Unschlüssigkeit ward durch ein geschicktes Manöver der jungen Amerikanerin ein rasches Ziel gesetzt.

„Ich sehe," sagte sie, indem sie lächelnd Rosa's Hand ergriff und dem milchbärtigen Krieger des Südens einen Blick zuwarf, den kein Stutzer der Welt zu seinem Nachtheil gedeutet hätte, „daß wir es mit einem Kavalier zu thun haben, der nicht so strenge und ungalant ist, zwei armen Mädchen einen bescheidenen Wunsch abzuschlagen. Wenn Ihrer Pflicht durchaus zu nahe getreten werden sollte, Sir," setzte sie schalkhaft hinzu, „so will ich dagegen Ihre Verantwortlichkeit theilen und mich bereit erklären, jene Herren in eigener Person zu überwachen, während die liebenswürdige Miß dort Ihre Gefangene bleiben mag!"

Der eitle Dandy Süd-Carolina's schien um

einige Zoll zu wachsen. Er strich sich mit einem seiner zarten Händchen über die Oberlippe, als drehe er einen Bart, der thatsächlich nicht vorhanden war, und antwortete geziert und lächelnd: „Es sei, Miß, ich gefährde freilich meine Stellung, aber ich fühle, daß es Ihnen gegenüber nutzlos ist, einer Gefahr ausweichen zu wollen!"

Nach diesen Worten verbeugte er sich sehr regelrecht und mit vielsagenden Blicken gegen die Damen, und schritt mit dem Pflanzer fort, vorläufig die Localitäten zu besichtigen.

Unsere Wiener athmeten auf, durch ihre Jammermienen blitzte eine Art Verklärung.

„Gott sei Dank," murmelte Huber, „ich kann ein Auge auf meine Tochter und den Lieutenant behalten! So freu' Dich doch, Gruber!"

„Hol's der Henker," seufzte dieser, „ich hab' keine Tochter, ich hab' in New York eine Erbschaft zu erheben!"

Rosa aber neigte sich zu der Nichte des Pflanzers und flüsterte: „Miß, Sie sind Mary Surrey, — Ihr Bruder Ralph ist in Virginien, Sie zu befreien!"

Die junge Amerikanerin starrte Rosa einen Moment betroffen an.

„Kommen Sie, Miß," sagte sie alsdann laut und scheinbar unbefangen, „ich werde Ihnen Ihr Zimmer anweisen!"

Zwölftes Kapitel.

Ein gefährliches Wiedersehen.

Drei Tage waren nach der Ankunft des Gefangenentransportes auf der Plantage verstrichen. Die armen Unionisten, unter denen sich mehr als Einer befand, welcher der besseren Klasse angehörte, hatten ein gerade nicht beneidenswerthes Logis erhalten, aber sie dankten doch dem Himmel, die Nächte wenigstens unter einem Dache verbringen zu können. Sie mußten freilich auf dem harten Erdboden der Scheunen und Stallungen ohne Streu schlafen, und hatten von der Hitze und dumpfen Atmosphäre viel zu leiden; aber würden sie nicht im Freien allen Launen der Witterung ausgesetzt und ebenfalls genöthigt worden sein, auf nackter Erde zu ruhen, wie ihre unglücklichen bei Richmond gefangen gehaltenen Kameraden?

Unsere Wiener Herren hatten es nicht schlecht,

obwohl sie die karge Kost der Gefangenen erhielten, sie bewohnten doch eine Kammer im Herrenhause und durften, wie die Anderen, täglich eine Stunde im Hofe umhergehen, auch wußte ihnen Mary Surrey in aller Stille einige kleine Erleichterungen ihrer Lage zu verschaffen. Huber und Gruber wurden übrigens so scharf bewacht, wie ihre Leidensgefährten, — vor und hinter den Gebäuden der Pflanzung waren Tag und Nacht Soldaten mit geladenem Gewehre aufgestellt.

Die Nichte des Pflanzers hatte die junge Wienerin in ihr eigenes Zimmer genommen, nicht aber zu großer Befriedigung des milchbärtigen Lieutenants, der den ganzen Tag keine der beiden Damen ohne die Andere zu sehen bekam. Da er aber eine nicht geringe Dosis Zuversicht und Eitelkeit besaß, so tröstete er sich bald über jenen Umstand und war innerlich überzeugt, auch die vereinten vorsichtigen Kräfte durch seine unwiderstehliche Liebenswürdigkeit besiegen und so einen doppelten Triumph feiern zu können. Er zeigte sich daher nicht allein gegen Rosa, sondern auch gegen Mary Surrey ausgesucht galant und benützte jede sich darbietende Gelegenheit, Beiden seine Huldigungen darzubringen. Der junge Mann war eben noch etwas „grün", wie man zu sagen pflegt, und erst ein Neuling in der Rouéschaft, die er so sehnlichst anstrebte. Und Rosa und Mary besaßen

Lebensklugheit genug, diesen Vortheil zu erkennen und kluger Weise die Illusionen des Milchbartes nicht sofort zu vernichten.

Ganz anders, und zwar drohend, gestaltete sich das Verhalten des Lieutenants und des Rothhaarigen zu einander. Der kleine, bei ihrem ersten Begegnen unter der Veranda stattgefundene Konflikt hatte eine Kette von Mißhelligkeiten in seinem Gefolge, der junge Skarlet und der Milchbart schienen einander instinktartig zu hassen, und sie gaben dies ziemlich unzweideutig zu verstehen, wenngleich der feige Sohn des Pflanzers einen eigentlichen Eclat vermied. Mit scharfen, mißtrauischen Blicken beobachtete er die Galanterien, welche der Lieutenant der schönen Mary erwies, die er, trotz ihres bisher gezeigten Widerstrebens gegen ihn, als seine Braut betrachtete.

Es war um die Dämmerungsstunde, als die beiden Mädchen in ihrem Zimmer beisammen saßen. Sie hatten längst kein Hehl mehr vor einander, sie waren durch die Beziehungen, in welchen Beide zu Ralph Surrey standen, rasch innige Freundinnen geworden, Rosa hatte der Schwester desselben sogar erröthend gestanden, daß ihr der edle und muthige Reisegefährte nicht gleichgültig sei und daß sie aus seinen Blicken etwas mehr als eine aufkeimende Freundschaft für sie herausgelesen.

Und wie nun die jungen Damen so bei einan-

der saßen, Hand in Hand, da besprachen sie lebhaft ihre Lage und den kühnen Plan Surrey's, da bewegte eine Welt wehmüthigen Entzückens und düsterer Befürchtungen ihre Herzen.

Plötzlich schreckten sie zusammen. Leise, vorsichtig ward die Thür ihres Gemaches geöffnet, eine dunkle Gestalt huschte bis dicht vor sie hin.

Die Mädchen beruhigten sich, — die Person, welche sich schattengleich ihnen näherte, war eine junge Negerin der Plantage.

„Was gibt's, Lucy?" fragte die Nichte des Pflanzers beinahe unwillig.

Die Negerin blickte sekundenlang scheu hinter sich.

„Missus," flüsterte sie dann — „wie Lucy ist gangen allein vor fünf Minuten durch Feld hinter Hütte vom alten Nig Toby, ist mit einmal vor ihr gestanden fremder weißer Mann und hat gesagt: Still, nicht schreien! — und hat gesagt: Liebst Du Missus Mary, Deine Herrin? — hat Lucy gesagt: O Lorry, Lucy und alle arme Nigger hier sterben für Missus Mary, wenn es sein muß!"

„Mein Gott —!" stammelte Mary erblassend und ahnungsvoll — „weiter!"

„Hat weißer Mann gesagt: Geh', sag' der Missus heimlich, Ralph ist da und Missus soll kommen heimlich zu ihm, er warten ganzen Abend, ganze Nacht im Feld!"

Die Mädchen schnellten in höchster Aufregung

von ihren Sitzen empor. Obwohl sie stündlich ein Lebenszeichen von Surrey erwartet hatten, waren sie doch jetzt bestürzt.

„Ihr Bruder ist da!" murmelte Rosa bebend. — „Er hat es gewagt, hierher zu schleichen, obgleich Haus und Hof von Soldaten besetzt sind! Himmel, — wie wird das enden!"

Die Bestürzung Mary's währte nur sekundenlang. Sie war so herzhaft wie schön. Im nächsten Moment strahlte Entschlossenheit aus ihren Blicken.

„Glücklich, so Gott will!" antwortete sie mit Festigkeit. — „Die Dämmerung ist angebrochen, jetzt ist der günstige Augenblick, Ralph zu sprechen, ich werde nicht zögern. Begleite mich, Lucy!"

Die Sklavin wich zur Seite, Mary schritt hastig der Thür zu.

Plötzlich hemmte die Nichte des Pflanzers ihren Schritt, sie kehrte zu Rosa zurück und erfaßte beide Hände des zitternden Mädchens.

„Muth, meine Freundin!" sagte sie. — „Empfangen Sie hiermit mein Ehrenwort, daß Ralph und ich nicht fliehen werden ohne Sie, Ihren Vater und seinen Freund, was auch immer geschehen möge."

Die Mädchen umarmten einander, Rosa schluchzte laut.

„Still, um Gottes willen, still!" flüsterte

Mary und drängte die junge Wienerin hastig zu ihrem Sitze. — „Wenn Ralph Sie liebt, woran ich nicht zweifle, so wird er Alles auch an Ihre Befreiung setzen!"

„O das ist es nicht, was mich ergreift, —" stammelte Rosa. — „Er darf sich und Sie nicht meinethalben gefährden — und wenn —"

„Still, meine Freundin!" unterbrach sie Mary hastig. — „Die Vorsehung hat es nicht umsonst so gefügt, daß Sie gerade hierher kommen sollten! Ralph wird sich ein edles Herz, wie das Ihre, muthvoll verdienen!"

Die Lippen Mary's berührten leise und heiß die Stirn Rosa's.

Dann verließ das junge herzhafte Mädchen hastig das Gemach, von der schwarzen Dienerin gefolgt.

Rosa aber sank neben ihrem Stuhle nieder und betete inbrünstig.

Draußen im Hofe, vor den Fenstern des Zimmers, in dem der kleine dicke Tourist und sein Freund sich in Haft befanden, patrouillirte eine Schildwache auf und ab. Auch weiterhin, vor den Thüren der Nebengebäude, schritten einige Soldaten hin und her, am Ende der Stallungen, dort wo der parkartige, verwilderte Garten begann, stand ebenfalls ein Posten.

Mary schritt, die Sklavin hinter sich, an den

diensttbuenden Konföderirten vorüber und zu den abseiten gelegenen Negerhütten.

Manche der armen Schwarzen saßen vor ihren elenden Bretterwohnungen. Sie grüßten die Herrin ehrerbietig, die Kinder sprangen lachend und schäkernd heran und hingen sich an die geliebte „Missus“. Diese wehrte sie freundlich ab und umging die Hütten, nach dem nächsten Tabakfelde sich wendend.

Niemand von dem schwarzen Volke blickte ihr neugierig nach oder folgte ihr, mit Ausnahme Lucy's; die unglücklichen, geknechteten Wesen hätten sich eher zerstückeln lassen, als daß sie ihren Schutzengel, die „Missus“, würden verrathen haben, wäre ihnen ihr Vorhaben bekannt gewesen.

Am Rande des Tabakfeldes blieb Lucy als Wächterin stehen. Mary aber tauchte in die Nacht der Stauden.

Da raschelte es neben ihr, — ein Mann in Farmerkleidung bog das Tabakgestrüpp auseinander.

„Mary, süße Mary!“ lispelte eine weiche Stimme.

„Ralph!“ hauchte das Mädchen, von Wonneschauern und Angst überwältigt.

Mary Surrey sank an die breite Brust ihres Bruders. Welches Wiedersehen!

Dreizehntes Kapitel.

Weiberlist.

Nicht viel mehr als eine Viertelstunde war seit der geheimen Zusammenkunft Ralph Surrey's mit seiner Schwester verflossen, als diese wieder in dem Herrenhause erschien, jedoch jetzt ohne Lucy.

Ihre Miene war sehr ruhig und unbefangen.

„Wo ist Mr. Edwin?“ fragte sie einen schwarzen Diener des Hauses.

„Massa Edwin?“ entgegnete der Bursche. „Im Drawing-Room, Missus!“

„Wer ist bei ihm?“

„Niemand, Missus! Massa Skarlet und Leutnant sind in Bibbultekzimmer, in alt' Bücher kramen und Missus Skarlet in Küche, für Mannschaft und Bobolitionist kochen.“

„Gut!“

Mary verließ den Hausgang und trat in das Drawing-Room oder Wohnzimmer.

Sie fand, wie es ihr der Neger verkündet hatte, den Sohn ihres Oheims allein.

Ihre Züge nahmen jetzt den Ausdruck einer düstern, heftigen Erregung an, ihre Lippen bebten, ihr Blick glühte. Das war aber Alles erkünstelt, doch vermochte sie jetzt um so leichter eine solche scheinbare Indignation zur Schau zu tragen, als in der That ihr Herz fast hörbar vor ängstlicher Erwartung schlug.

Der Rothhaarige saß an einem Tische und starrte beinahe trotzig auf die Eintretende. Er gewahrte sofort den ungewöhnlichen Ausdruck ihrer Züge, die ihm einen heftigen Auftritt zu weissagen schienen.

Er richtete das Haupt hochmüthig empor.

„Ah," sagte er in einem gereizten Tone „meine Cousine Mary kommt nicht in friedlicher Absicht!"

Mary trat dicht vor ihn hin. Ueber ihr schönes, so eben noch düsteres Antlitz glitt jetzt ein eigenthümlicher Ausdruck — es hatte nun den Anschein, als sei sie sekundenlang bekümmert, verwirrt, beschämt.

„Edwin," begann sie mit zitternder Stimme, indem sie den Blick zu Boden schlug, „ich komme, Dir Abbitte zu leisten!"

Der Sohn des Pflanzers stutzte.

„Abbitte?" fragte er zögernd — „wofür?"

„Ich verfuhr hart mit Dir, unziemlich, an dem Tage, als die Einquartierung hier erschien, — nicht allein damals, auch früher schon — vergib mir!"

Die Züge des Rothhaarigen drückten unverholen ein lebhaftes Erstaunen aus. Dann runzelte er plötzlich die Stirn.

„Entweder Du willst mich verhöhnen," murmelte er — „oder — oder — wie soll ich das deuten?"

„Deute es im besten Sinne, Edwin," erwiederte Mary mit Wärme — „und vergelte nicht Böses mit Bösem. Seit jener Lieutenant hier ist, bin ich zur Erkenntniß gekommen, daß ich Dich verkannte. Du bist gut" fuhr sie mit gepreßter Stimme fort — „Du bist werth, Edwin, — daß man Dich liebe —!"

Ueber das Antlitz des Pflanzers lief es wie verklärender Sonnenschein, sein Auge blitzte, hastig sprang er auf.

„Mary!" stieß er freudig hervor, indem er die Hände des Mädchens erhaschte — „Mary — wäre es möglich!"

Plötzlich durchzuckte ein Gedanke sein Gehirn, der den kräftigen jungen Mann erbeben machte. Seine Züge nahmen einen dämonischen Ausdruck an.

„Diese Wandlung kommt nicht von ungefähr!" rief er heftig. — „Du bist erregt, Du zitterst, Du warst außer Dir, als Du eintratest! Was hat Dir der Lieutenant angethan?"

Mary zuckte zusammen, als überkomme sie eine düstere Erinnerung. Dann flammte ihr Blick, ernste Entschlossenheit erschien in ihren Zügen.

„Ich muß fort von hier," sagte sie hastig — „um meinet- und um — Deinetwillen, Edwin!"

Des Rothhaarigen Augen begannen wie glühende Kohlen zu leuchten.

„Was hat Dir der Lieutenant angethan?"

„Er hat mich beschimpft, — ich — bin vor seinen Nachstellungen nicht mehr sicher!" stammelte Mary.

„Höll' und Teufel, ich erschieße den Hund auf der Stelle!" rief Edwin und ließ das Mädchen los. — „Auf der Stelle —"

„Das wäre Wahnsinn!" fiel ihm Mary in's Wort. — „Seine Soldaten würden Dich, mich, Deine Eltern ermorden und das Haus in Brand stecken! Nein, Edwin, ich muß fort von hier, auf einige Wochen, bis diese Einquartierung sich entfernt hat. Ich beschwöre Dich, unternimm keine Gewaltschritte!"

Mary hätte wohl kaum nöthig gehabt, so leidenschaftlich von einem Gewaltschritte abzurathen, Edwin Skarlet war ohnehin nicht ein Mann küh-

ner That. Die Intrigue und eine auf Schleichwegen ihr Ziel erreichende Rache lagen mehr im Bereiche seiner Denkungsart.

„Fort von hier —?“ murmelte er finster sinnend — „fort —“

„Ja, führe mich hinweg, Edwin,“ beschwor Mary — „o, könnte es heute noch sein! Aber ich weiß, das ist unmöglich — doch morgen — morgen! Du hast Freunde auf den Plantagen der Umgegend — am Jamesflusse —“

„Höll' und Teufel —!“ stieß der Pflanzer hervor. — „Meine Braut beschimpfen —! Und ich sollte nicht sofort —?“

Dann sann er einen Augenblick nach.

„Gut!“ murmelte er. — „Ich bringe Dich zu Thomas Wilson, fünfzehn Meilen westwärts am Flusse, — dort bist Du sicher — Wilson hat sich durch eine namhafte Summe von aller Einquartierung freigemacht. Du bist ein braves Mädchen, Mary — o wie ich Dich liebe!“

Mary duldete es, daß seine heißen Lippen ihre Wangen berührten.

„Doch Du wirst mich nur heimlich von hier fortschaffen, Edwin,“ flüsterte Mary. — „Du begreifst, der Lieutenant würde, — wenn er eine Ahnung hätte, — zu verhindern suchen, vielleicht mit Gewalt, — er hat seine Soldaten hinter sich —“

„Ich begreife, Mary. O, es ist schändlich! Doch vor morgen Abend kann ich nichts unternehmen, — ich habe den Fischer Baslin benachrichtigen zu lassen, daß er sein Segelboot bereit halte, denn wir müssen auf dem Fluß weiter, das Land ist unwegsam —"

„Gut, morgen also, in der Nacht. Doch schwöre mir, daß Niemand davon ein Wort erfährt, — nicht einmal Deine Eltern —"

„Ich schwöre es Dir!"

„Daß Du scheinbar unbefangen bleiben wirst und keine Händel mit dem Lieutenant suchen —"

„Ich schwöre es! Doch wie! wenn nun der Schurke hier längere Zeit verweilen sollte? Wäre es nur möglich, ihn wenigstens in kürzester Frist von hier zu entfernen!"

„Du hast recht!" flüsterte das Mädchen sinnend.

„Wenn ich ihn verderben könnte!" fuhr der junge Pflanzer hämisch fort.

„Halt, Edwin, ich hab's!" begann Mary hastig. — „Sagte er nicht, daß seine Stellung durch die Nachsicht gefährdet sei, die er aus Galanterie für mich, den deutschen Gefangenen erweise? Sie sind minder bewacht als die Anderen, in den Gängen des Hauses steht keine Wache, — Edwin, wenn wir die Deutschen mit uns entfliehen ließen!"

„Teufel, welcher Einfall, Mädchen —!"

„Sie unbeachtet aus dem Hause zu schaffen,

das sei meine Sache; ein Weib in Gefahr ist erfinderisch, und ich werde dafür sorgen, daß weder auf uns noch Deine Eltern ein Verdacht fallen kann. Von Wilson's aus kann es ihnen möglich werden, in der Nacht auf dem Flusse nach Hampton Roads zu entkommen, wo die Blokadeflotte der Yankees liegt. Du aber wirst hierher zurückkehren, wirst offen und ruhig erklären, daß Du Deine Braut fortgeführt, sie vor Nachstellungen zu sichern, im Stillen aber General Lee oder Jefferson Davis die Anzeige von der Fahrlässigkeit des Lieutenants machen, den man dann jedenfalls kassirt oder doch durch einen andern Offizier ersetzt. Das sei Deine Rache!"

Ueber die Züge des Pflanzers verbreitete sich der Ausdruck einer wilden, dämonischen Freude.

„Mädchen, das ist ein kühner Einfall," flüsterte er — „aber er ist herrlich und ausführbar, was meinen Theil an der Sache betrifft, — doch ich begreife nicht, wie Du jene Deutschen —"

„Still, Edwin! Willigst Du ein? Es gilt meiner Ehre, Deiner Ruhe und — Rache!"

„Ja, Rache!" murmelte der Rothhaarige. — „Ich willige ein! Morgen Nachts halte ich Alles bereit! Doch wir müssen uns noch über das Nähere besprechen."

„Gewiß! — Ich höre Deinen Vater und den Lieutenant, leb' wohl! Gedenke Deines Schwures!"

Mary warf einen zärtlichen Blick auf den jungen Pflanzer, der sich durch das plötzlich vor ihm auftauchende Glück wie betäubt fühlte, und verließ eilig das Gemach.

Als sie eine Minute später in ihr Zimmer trat, fiel sie der neuen Freundin bewegt um den Hals.

„Binnen achtundvierzig Stunden sind wir frei," flüsterte sie, — „ich habe bereits nach einem Plane meines Bruders gehandelt!"

Vierzehntes Kapitel.

Ein Handstreich.

Und wieder war es Abend. Nur der Lieutenant und die alten Skarlets befanden sich im Speisezimmer beim Nachtmahle, denn Edwin hatte schon zeitig Nachmittags die Wohnung verlassen und erklärt, er werde von seinem Besuche in der Nachbarschaft erst spät in der Nacht heimkehren; Mary Surrey aber war unter dem Vorwande nicht erschienen, daß die deutsche Miß sich unpäßlich fühle und sie derselben Gesellschaft leisten müsse.

Ueber diesen letzteren Umstand war der Milchbart höchst verdrießlich, denn er sah sich nun mit seiner Unterhaltung ganz und gar auf das ihm sehr langweilige Skarlet'sche Ehepaar angewiesen, das ihm ohnehin beständig mit mürrischem Wesen eine Art passiven Widerstandes entgegensetzte. Er

trank daher in seiner Verzweiflung von dem schweren Weine ein Glas nach dem andern, bis er jedenfalls mehr als genug hatte und in einen gewissen schwerfälligen, nebelhaften Zustand versank. In diesem aber war er noch nicht gelaunt, sich nach beendigtem Nachtmahle schlafen zu legen, und so mußten denn, wohl oder übel, Skarlet und Frau ein Whist à trois mit ihm beginnen, das nach aller menschlichen Berechnung den Anschein hatte, bis spät in die Nacht hinein zu dauern.

Die zehnte Abendstunde war kaum gekommen, — die Whistspielenden hockten noch fest beisammen — als zwei schlanke, leichtverhüllte Mädchengestalten, gefolgt von zwei schwarzen Dienerinnen, das Herrenhaus verließen, ohne unter der rückwärtigen Veranda zu verweilen, den Hof betraten und dem wildbewachsenen, weitläufigen Garten zuschritten.

Die Wachen am Hause und den Nebengebäuden sahen die Damen und die beiden Negerinnen an sich vorübergehen und blickten ihnen ziemlich gleichgültig nach, bis sie im Parke hinter den Büschen verschwanden. Höchstens daß der Eine oder der Andere der aufgestellten Soldaten sich dachte: Unser Lieutenant ist doch ein verfluchter Kerl, trotz seiner sechzehn Jahre; gleich wird er ihnen in den Garten nachkommen, gestern Abend war

es gerade so, die Mädchen legen es darauf an. Wer doch nur Lieutenant wäre!

Mary und Rosa hatten in der That am Abend zuvor einen Spaziergang gemacht und sich ebenfalls von schwarzen Dienerinnen begleiten lassen, nicht ohne eine schlau berechnete Absicht, wie der Leser errathen wird. Daß von den beiden Negerinnen, welche ihnen jetzt folgten, die eine ungemein korpulent und die andere, obwohl sie sich gebückt hielt, doch auffallend lang und hager war, beachteten die Wachen nicht, da es ziemlich finster war und überdies ihr Blick mehr auf den anmuthigen Erscheinungen der jungen Ladies haften blieb, als auf den beiden Repräsentantinnen der schwarzen, verachteten Race.

Als die vier weiblichen Gestalten sicher sein konnten, daß sie kein Blick der Soldaten mehr zu erreichen vermöge, da fingen sie an, ihren Weg in höchster Eile fortzusetzen, die Damen huschten leichtfüßig dahin, die dicke Negerin setzte sich in einen schwerfälligen Galopp, während die lange und hagere Riesenschritte machte, die unmöglich ein Frauenzimmer hätte vollführen können.

Und die beiden Schwarzen waren denn auch Niemand Anderes als unsere guten Wiener.

„O Gott,“ stöhnte Neu-Wien, — „das wird eine Hetzjagd werden! Meine Füße verwickeln sich immer in diesen verdammten Weiberrock, und

jeden Augenblick schwebe ich in Gefahr, das Kopftuch zu verlieren, diesen Satans-Turban, der schon anfängt, mir über die Augen herabzurutschen! Und diese Revolver und Bowiemesser, die ich da unter dem Weiberkittel in den Gürtel habe stecken müssen, drücken mich unausstehlich! Wenn bei meinen Sprüngen eine der Pistolen losgehen sollte, dann fährt mir die Kugel direkt durch den Bauch! Dir kann am Ende dasselbe geschehen, Gruber, o weh!"

„Hör' auf, um Gottes willen!" ächzte der Andere. — „Ich werfe die Dinger, die geladenen Waffen, von mir, — sie machen mir Angst!"

„Das darfst Du nicht!" keuchte Huber. — „Weißt Du nicht, daß wir sie zu jenem Handstreich nöthig haben, den Mr. Surrey mit seiner Schwester verabredet hat?"

„Schrecklich, was uns noch Alles bevorsteht!" jammerte Gruber beinahe athemlos. — „Wenn uns nur der Rothhaarige keinen Querstrich macht! — O mein Gott, wir haben die armen Böhmen verspottet, und jetzt laufen wir da selber mit geschwärztem Gesicht und als Negerweiber obendrein, — es ist eine Herabwürdigung — achtbarer Männer, Wiener Bürger, — o Gott, wenn sie das in Wien wüßten!"

„Still!" murmelte Huber. — „Die Herabwürdigung hole der Henker, bitten wir den

Himmel, daß wir mit heiler Haut davon kommen!“ —

Die Mädchen schlüpften nun durch ein Seitenpförtchen des Parkes und eilten von dort aus auf einem schmalen Wege, einer Furche, die sich durch die Tabaksfelder hinzog, rastlos weiter; Alt- und Neu-Wien trabten beständig hinter ihnen drein.

Endlich gelangten sie, wohl eine Viertelstunde von dem Mansion entfernt, an das Ende des Feldes und zu einem Fahrweg, der daneben hinlief, das bebaute Land von den angrenzenden Gehölzen trennend.

Als die Flüchtlinge vom Felde auf den Weg hinaustraten, stieß Mary Surrey einen leisen Freudenruf aus.

„Ach, dort wartet schon mein Vetter!“ — murmelte sie.

In der That hielt etwa zwanzig Schritte weiter das kleine Fuhrwerk, mit dem sich der Rothhaarige am Nachmittage von der Pflanzung entfernt hatte. Ein Negerjunge stand bei den Pferden.

Rosa blickte ängstlich umher und auf das nahe Gestrüpp des Gehölzes.

„Und Surrey?“ flüsterte sie.

„Still,“ entgegnete Mary leise, — „er ist uns jedenfalls längst auf dem ihm von mir bezeichneten Wege voraus. Beeilen wir uns!“

Sie erreichten das Fuhrwerk, der junge Skarlet trat ihnen dort entgegen und mußte auflachen, als nun die unglücklichen keuchenden „Negerweiber“ heranstolperten und sich hastig bemühten, den kleinen Wagen zu erklimmen.

„Bei Gott,“ murmelte er, — „Ihr schwarzen Schönheiten scheint mir ganz besonders besorgt, Eure Tugend in Sicherheit zu bringen.“

Gruber seufzte. Er ließ dabei die Augen derart ängstlich umherrollen, daß er wirklich einer verfolgten Negerunschuld glich.

Der Rothhaarige half den Damen in den Wagen, und als nun alle saßen, ging es in vollem Galopp auf dem holperigen Wege in die Nacht hinein. Bald war die Plantage mit ihren Feldern verschwunden, stand hohes Buschwerk rechts und links; der Weg führte in Krümmungen zum Flusse, wo des Fischers Hütte lag, der auch dort jederzeit eine Fähre zu Ueberfahrten bereit hielt.

„Ich habe das Jollboot bestellt und einen zuverlässigen Mann dazu, murmelte der junge Skarlet, während er auf die Pferde einhieb. — „Der kleine Schuft Scipio, der verschwiegen ist, wird das Fuhrwerk zurückbringen und sagen, ich sei bei Faircombs geblieben, wie das ja schon oft geschehen.“

Während der Wagen auf dem schlechten Wege hin und her geschleudert ward, wurde nur wenig

gesprochen, selbst Mary war zu erregt, als daß sie hätte viele Worte machen können.

Um Mitternacht gelangte man zur Hütte des Fischers. Das Häuschen schien wie ausgestorben, kein Licht brannte dort.

Der Sohn des Pflanzers sprang vom Wagen, auch die Andern stiegen eilig ab.

„Wie," brummte Edwin unwirrsch, — „sollte Cäsar meinen Auftrag nicht ausgerichtet haben? Wir werden das Gesindel hier aus den Betten treiben müssen."

Er hatte kaum vollendet, als ein Mann in einer Blouse, den Hut tief ins Gesicht gedrückt, aus dem Schatten der Hütte trat.

„Sar," sagte er im breiten Dialekte des gemeinen Mannes, — „das Segelboot liegt bereit, ich warte schon hier eine Stunde."

Rosa erbebte bei dem Klange dieser Stimme.

„Es ist Surrey!" sagte sie sich, kaum fähig, ihre Angst zu beherrschen.

Auch Huber's und Gruber's Gesichtsmuskeln zuckten heftig. Nur Mary war ruhig und kalt.

„Fort also!" flüsterte sie.

„Wer seid Ihr?" fragte der Rothhaarige, einen forschenden Blick auf den Blousenmann richtend. — „Gehört Ihr hier in das Haus?"

„Der neue Knecht!" brummte der Blousenmann und schritt ohne weiteres zum Ufer, wo

die Flut neben der Fähre eine mäßig große Jolle schaukelte.

„Das ist nicht eben ein höflicher Patron!" murmelte der junge Pflanzer, und folgte dem Blousenmanne, wie die Anderen.

Fünf Minuten später kutschirte der Negerjunge das Fuhrwerk zur Plantage zurück, glitt das Boot, das die Flüchtlinge und den Blousenmann aufgenommen, auf dem Jamesflusse durch die Nacht dahin.

Die Ufer des Flusses lagen düster da, Holzung wechselte mit Feldern ab, nur selten zeigte sich, vom Gebüsche halb versteckt, ein vereinzeltes Haus.

Das Boot hatte natürlich nur ein einziges, leicht regierbares Segel, das jetzt ein frischer und günstiger Nachtwind blähte. Der Blousenmann saß am Steuer, dicht vor ihm hatte der Rothhaarige Platz genommen, Mary aber saß nicht neben ihm, sondern hatte unseren dicken Touristen genöthigt, sich an die Seite des jungen Pflanzers zu setzen. Auch Gruber war in unmittelbarer Nähe desselben, auf der nächsten Bank. Die verkleideten Wiener schienen sich auf ihren Plätzen sehr unbehaglich zu fühlen, ihr Zittern konnte ebensowohl der kühlen Nachtluft als einer zu erwartenden Katastrophe zuzuschreiben sein.

Mary und Rosa befanden sich, ganz gegen

Wunsch und Willen Edwin's, im Boote am weitesten von ihm entfernt, sie saßen Hand in Hand und vermochten vor innerer Aufregung kaum zu reden, während der Sohn des Pflanzers sich gesprächig zeigte und sich über die unglücklichen „Wiener Negerinnen“ lustig machte.

Den jungen Mädchen entging es nicht, daß ihnen der Blousenmann hinter dem Rücken Edwin's Zeichen der Beruhigung gab, aber sie wagten kaum zu ihm hinüber zu blicken, aus Furcht, ihre Erregung dem Rothhaarigen zu verrathen.

Man hatte in dieser Weise etwa vier englische Meilen zurückgelegt, als das Boot, das sich nicht ganz in der Nähe des Ufers gehalten hatte, diesem jetzt zuschoß. Dem lachenden und scherzenden Pflanzer war das im ersten Momente entgangen, dann aber blickte er flüchtig umher. Der Fluß beschrieb an jener Stelle eine leichte Krümmung, so weit das Auge in der Dunkelheit reichen konnte, war keine menschliche Wohnung zu sehen, am nahen diesseitigen Ufer drängten sich Gebüsch und stattliche Baumgruppen bis zum Flusse vor.

„Zum Teufel,“ rief Edwin, ein wenig den Kopf zurückwendend, „wo steuert Ihr uns hin, Kerl? Wenn Ihr nicht vom Ufer abhaltet, so rennt Ihr ja die Jolle fest! Ihr versteht nichts vom Schifferhandwerk, laßt mich an's Steuer!“

Edwin stand im Begriff sich zu erheben. In

demselben Momente aber fühlte er sich auf seinem Sitze zurückgerissen; zwei kräftige Hände hielten ihn am Halse gepackt und drückten ihn auf den Boden des Fahrzeuges nieder, — der Blousenmann war blitzgeschwind hinter ihm aufgetaucht und hatte ihn in wenigen Sekunden überwältigt. Zugleich aber richteten sich die Mündungen zweier Revolver auf den Rothhaarigen, Huber und Gruber nämlich thaten ihre Schuldigkeit, wenn auch zitternd und selber in Angst vor den geladenen Mordwaffen, welche sie nach Verabredung gezwungen waren, auf den Pflanzer anzuschlagen.

Edwin wollte schreien, er vermochte unter dem Griffe des Blousenmannes nur zu röcheln. In einem Nu war der Rothhaarige mit Stricken gebunden, die der verhängnißvolle Fährmann schon vor dem Einsteigen in das Boot mußte bereit gelegt haben. Und nun wurde ein Knebel in den Mund Edwin's geschoben, der sich nicht zu rühren vermochte und vor Angst und Wuth schäumte, denn er erkannte jetzt, nun er einigermaßen zur Besinnung gekommen, an dem Benehmen der sich ganz ruhig und passiv verhaltenden Mädchen, daß dieser Anschlag auf ihn mit dem Wissen Mary's ausgeführt sei.

Diese aber erhob sich nun im Boote. Ihre ersten Worte belehrten den Gebundenen, wer der Mann sei, welcher ihn überwältigt.

„Du willst ihn an das Land aussetzen, Bruder?“ sagte sie. „Ich beschwöre Dich, thu' es nicht! Ist er gleich ein schlechter Mensch, so soll er doch nicht in der Wildniß umkommen! Von ihm haben wir jetzt keine Gefahr mehr zu besorgen, Ralph, sende ihn von Hampton Roads aus zurück!“

„Es sei!“ murmelte Surrey. „Möge Gnade für Recht ergehen! Und nun trachten wir nach der Mitte des Flusses, noch in der Nacht müssen wir, gehe es wie es wolle, an der Station und den Erdwällen der Konföderirten vorüber, die oberhalb Hampton Roads den Fluß beherrschen.

Eine Minute später glitt das Boot in die Strömung des Jamesflusses hinein.

Nachtrag.

Es bleibt uns nicht viel mehr von unseren Wiener Touristen zu berichten übrig.

Die kühn unternommene Fahrt ward glücklich vollbracht, das Blokadegeschwader der Union nahm die Flüchtlinge auf, der überlistete Skarlet ward in einem Parlamentärboote den Konföderirten zurückgesendet, Alt- und Neu-Wien aber, Mary, Rosa und Surrey kehrten mit dem nächsten Dampfer,

den der Commodore der Flottille abschickte, nach New York zurück.

Noch vor Beginn dieser letzteren Fahrt sprach sich Surrey gegen den Vater Rosa's in Bezug auf die sehnlichsten Wünsche seines Herzens aus, und man kann sich denken, daß unser gemüthliche Tourist seinem Befreier keine abschlägige Antwort ertheilte.

Als der Dampfer im Angesichte New York's erschien, da stand unter dem Sonnenzelte des Hinterdeckes ein liebeseliges Paar und starrte träumerisch auf die vom Golde des Abendlichtes beglänzte Weltstadt, die der anmuthigen Rosa eine zweite Heimat werden sollte.

Mary aber fühlte sich glücklich, obwohl nun ihr Besitzthum am Jamesflusse für sie vorläufig so gut wie verloren war, — sollte sie doch jetzt wieder im Lande der Freiheit leben, all jene Stätten wiedersehen, wo sie ihre ersten Jugendträume dachte, an der Seite eines glücklichen Bruders und einer jungen Freundin, die sie beide einem dauernden Glücke entgegengehen sah.

Huber und Gruber waren natürlich längst keine Negerinnen mehr, sie hatten bereits auf der Blokade-Fregatte, die sie und ihre Begleiter aufnahm, ihre Metamorphose, so gut es dort möglich war, bewerkstelligt, und dankten dem Himmel, wenigstens einigermaßen reputirlich einhergehen zu kön-

nen, und nicht in Turban und Weiberkleidern. Es läßt sich denken, daß sie ohnehin seinerzeit die Heiterkeit der unionistischen Seeleute mehr erregt hatten, als ihnen wünschenswerth gewesen war. Sie fühlten sich eigentlich erst wieder menschlich und athmeten erst recht auf, als sie nach der Ankunft in New York das Boardinghouse der Mrs. Spruce erreicht.

„Schwört uns," war die dringende Bitte unserer Wiener an die andern Schicksalsgenossen, „daß Ihr niemals erzählen werdet, in welcher kläglichen Weise wir beide von der Plantage unseren Rückzug nehmen mußten."

Surrey, Rosa und Mary beschworen in ihrer Glückseligkeit Alles, was die Herren Huber und Gruber nur wollten.

Der Letztere fand in seinem Bevollmächtigten, dem Doktor Botherwell, einen gewissenhaften Mann, und fand bald Gelegenheit, sich mit der hübschen Erbschaft, die er einkassirte, für die ausgestandenen Strapazen zu entschädigen. Er blieb noch in New York, bis Rosa und Surrey verheiratet waren, dann aber drang er energisch auf die Abreise nach Wien.

Und Huber?

„Ich muß mit nach Wien, meine gute Rosa!" rief dieser eifrig, „ich kann mir nicht helfen! Ich habe allen Respekt vor Eurem Kriege und Eurem

Kriegsschauplatze, und bevor Ihr Eure Sache mit dem Süden nicht ausgemacht habt, danke ich schönstens für diese Gegend! Weine nicht, Rosa, mach' mich nicht auch weich, und denke daran; daß solch unverbesserlicher Tourist, wie ich, der kreuz und quer durch die Welt fährt, Euch doch plötzlich wieder auf dem Halse sitzen wird, und bis dahin haltet Euch munter und vergeßt den Alten nicht!"

Und Huber hat Wort gehalten, bis vor vier Wochen spazierte er in Wien umher, — jetzt ist er auf dem Wege nach New York.

Wenn aber Surrey, Mary und Rosa über das Abenteuer der „Negerinnen" reinen Mund halten mußten, woher weiß denn da der Erzähler dieser Begebenheit die ganze Geschichte?

Die alte gutherzige Plaudertasche Neu-Wien hat sie ihm selber in einer schwachen Stunde verrathen.

„Sie mögen es der Welt erzählen," setzte er hinzu, „daß ich als altes Negerweib die Flucht ergreifen mußte, — ich tröste mich mit Jefferson Davis!"

Ende.

Druck von C. E. Elbert in Leipzig.



